

Volkskundliche Kulturraumforschung heute

herausgegeben von
H. L. Cox und Günter Wiegmann



F. COPPENRATH VERLAG

Volkskundliche
Kulturraumforschung
heute

**Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland
herausgegeben von der
Volkskundlichen Kommission für Westfalen
Landschaftsverband Westfalen-Lippe**

Heft 42

Münster 1984

Volkskundliche Kulturraumforschung heute

Beiträge eines internationalen Symposiums
in Bonn vom 21. bis 24. April 1982

herausgegeben von
H. L. Cox und Günter Wiegelmann



F. COPPENRATH VERLAG

Redaktion:
Michael Faber
Hildegard Mannheims
Uwe Meiners

Titelbild:
Karte: Die hl. Gertrud in Volkssprache und Volksbrauch
des 19. und 20. Jahrhunderts, in:
Matthias Zender, Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung
in ihrer Bedeutung für die Volkskunde, Düsseldorf 1959, S. 115

ISBN-Nr. 3-88547-291-0
Copyright 1984/G. by F. Coppenrath Verlag, Münster
+ Herausgeber
Alle Rechte vorbehalten, auch auszugsweise
Printed in Germany
Imprimé en Allemagne

Inhaltsverzeichnis

V

Vorwort	VII
<i>Günter Wiegelmann</i>	
Ertrag und Aufgaben volkskundlicher Kulturraumforschung	1
<i>Sõna Kovačevićová</i>	
Ergebnisse der Kulturraumforschung in der Slowakei	13
<i>H.L. Cox</i>	
Prolegomena zu einem Studium der germanisch-slawischen Kontaktzonen in Mitteleuropa auf Grund der Karten des Atlas der deutschen Volkskunde	29
<i>Zygmunt Klodnicki</i>	
Das polnisch-deutsche Grenzgebiet als kultureller Kontaktraum im Spiegel volkskundlicher Atlanten	43
<i>Gerda Grober-Glück</i>	
Der sächsisch-ostthüringische Regionalstil im frühen 20. Jahrhundert	55
<i>Tamás Hofer</i>	
Historische Zentrum-Peripherie-Modelle und ihre Bedeutung für die Volkskunde	77
<i>Arthur E. Imhof</i>	
Die Ermittlung regionaler Verhaltensweisen als Aufgabe der Geschichte kollektiver Mentalitäten	85
<i>J.J. Voskuil</i>	
Volkskundliche Karten und das Rekonstruieren kultureller Prozesse am Beispiel einer Karte des Brotkonsums in den Niederlanden um 1910	113
<i>Uwe Meiners</i>	
Erhebungen des Atlas der deutschen Volkskunde und historische Quellen. Möglichkeiten der Quellenkombination am Beispiel der Kornfege	129
<i>Klaus J. Mattheier</i>	
Sprachliche Diffusion im sozialräumlichen Bereich	151
<i>Klaus Roth</i>	
Neuerungen in der bäuerlichen Wohnausstattung. Zur Rekonstruktion historischer Innovationsvorgänge	161

Vorwort

Der vorliegende Band enthält die Vorträge des internationalen Symposiums „Volkskundliche Kulturraumforschung heute“, das von den Volkskundlichen Seminaren der Universitäten Bonn und Münster vom 21.4. bis 24.4.1982 in Bonn veranstaltet wurde.

Daß das Symposium gerade für den 21.-24. April 1982 vorgesehen war, hing damit zusammen, daß Matthias Zender, der sein gesamtes Leben der Kulturraumforschung widmete, in jenen Tagen 75 Jahre alt wurde. Das Symposium sollte deshalb auch eine Art Festkolloquium für Matthias Zender darstellen.

Als wissenschaftsgeschichtlicher Anlaß kam hinzu, daß die seit 25 Jahren laufende Bearbeitung der Neuen Folge des Atlas der deutschen Volkskunde 1982 abgeschlossen war.

Das Symposium hatte eine zweifache Zielsetzung: Einmal sollten die bisherigen methodischen Bahnen kritisch beleuchtet werden, zum anderen sollten neue Wege zur Ermittlung zeit- und raumspezifischen Verhaltens zur Diskussion gestellt werden. Das Symposium konnte verständlicherweise nur einige Aspekte der europäischen Kulturraumforschung abdecken.

Die Erfahrung, daß zeiträumliche Querschnitte nur in einer systematischen Kombination mit historischen (Massen-)Quellen eine Rekonstruktion der historischen Prozesse erlauben, und die Kulturraumforschung sich nicht nur auf einen geographischen, sondern auch auf einen sozialen Raum beziehen muß, wurde in den Vorträgen wie in den Diskussionen vielfach angesprochen. Im Mittelpunkt stand der Versuch, die bisherigen Ergebnisse der europäischen Kulturraumforschung unter theoretischen und methodischen Gesichtspunkten zu durchleuchten und zusammenzufassen, um daraus in Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Methoden der Analyse historischer Serienquellen — unter Einbeziehung sozialer, sozio-ökonomischer und sozialpsychologischer Faktoren — differenzierte historische Diffusionsstudien vorlegen zu können.

Die Vorträge wurden ohne wesentliche Veränderungen abgedruckt. Aus finanziellen Gründen mußte lediglich die Zahl der Abbildungen, Graphiken etc. verringert werden.

Unser aufrichtiger Dank gilt der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die durch ihre finanzielle Unterstützung die Durchführung der Tagung ermöglichte, dem Sonderforschungsbereich 164 „Vergleichende geschichtliche Städteforschung“, der die Satzarbeiten für diesen für seine volkskundlichen Projekte grundlegenden Band betreute, schließlich der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, die die Publikation in ihre Reihe aufnahm.

Bonn
H.L. Cox

Münster
Günter Wiegelmann

Ertrag und Aufgaben volkskundlicher Kulturraumforschung

von

Günter Wiegelmann

In dem knappen Überblick möchte ich drei Fragen zu beantworten versuchen:
1. Wie war die Stellung der Kulturraumforschung im Gesamtgefüge des Faches?
Anders gefragt: Wie sind ihre Leistungen wissenschaftsgeschichtlich einzuordnen?
— 2. Wie ist die Situation heute? — 3. Vor welchen Aufgaben stehen wir?

I. Die Kulturraumforschung in der Wissenschaftsgeschichte

Zunächst zur wissenschaftsgeschichtlichen Stellung der Kulturraumforschung. Insgesamt kann man sagen, daß sie zu den bedeutendsten und einflußreichsten Richtungen des Faches zu rechnen ist. Zu diesem Urteil kommt man, wenn man die lange Zeit ihres Wirkens überblickt und die verschiedenen Seiten ihrer Tätigkeiten durchprüft, was hier allerdings nur andeutungsweise geschehen kann.

1. Ihre Dokumentationen sind an Rang lediglich mit den immensen Sammlungen der Herder-Grimm-Richtung zu vergleichen. Ähnlich wie seit dem frühen 19. Jahrhundert Hunderte von Sagen-, Märchen- und Liedsammlungen entstanden, griff man schon früh das bereits in der staatswissenschaftlichen Richtung gehandhabte, aber dann nicht mehr verfolgte Instrument der regionalen Massenumfragen auf. Anders war das Ziel, regional weitflächige, aber dichtbelegte Überblicke vom Volksleben zu gewinnen, methodisch kaum zu bewältigen. Ziel und methodische Erfordernisse waren bereits Wilhelm Mannhardt klar bewußt. Er sprach davon, man müsse die „Traditionen durch das ganze Gebiet ihres Vorkommens Gau bei Gau ohne Ausnahme bis auf die letzte Grenze ihrer ethnographischen Verbreitung“ verfolgen¹. Und er verschickte

¹ Richard BEITL, Wilhelm Mannhardt und der Atlas der deutschen Volkskunde. In: Zeitschrift für Volkskunde 42 (1933), S. 70-84, hier: S. 79.

entsprechend Tausende von Fragebogen in Mittel- und Nordeuropa. Durch seine Umfragen sowie die nachfolgenden regionalen und internationalen Frageaktionen entstanden thematisch breit gestreute, regional flächendeckende Materialien zur Volkskultur. Sie liegen für zahlreiche europäische Länder und Regionen vor, konnten aber bis heute erst zum Teil ausgewertet werden.

Diese Materialien der volkskundlichen Archive wurden vor allem für Verbreitungskarten — in Atlaswerken oder in Themenstudien — genutzt, aber sie liegen ebenfalls für andere Zugriffe bereit: für regionalstatistische Ziele oder für die kleinregionale Hintergrundarbeit von Gemeindestudien. Für die letztgenannte Aufgabe wurden sie meines Wissens in Mitteleuropa noch gar nicht genutzt.

Natürlich haben die Umfrageantworten, die meist postalisch erhoben wurden, ihre quellenkritischen Probleme (wie alle Quellen). Aber als entscheidendes Manko haben sich bisher nicht die von Außenstehenden gern übertrieben dargestellten Fragebogenschwächen erwiesen, vielmehr die oft allzu große Menge des Materials. Genauso wie historische Massenquellen — z.B. Rechnungsbestände und Inventare — trotz ihrer Ergiebigkeit lange nicht und bis heute selten angemessen ausgenutzt wurden, so scheuen Wissenschaftler leicht vor den tausenden Belegen der Massenumfragen zurück. Diese Reaktion ist menschlich verständlich, aber sie ändert nichts an dem grundlegenden Wert der in den volkskundlichen Archiven bewahrten Atlas- und Regionalumfragen. Der Wert ist daran abschätzbar, daß bereits zahlreiche gewichtige Studien darauf fußten und noch viele weitere darauf fußen können.

2. Die methodischen Leistungen: Zur Bewältigung jener Stoffmassen sowie zur präzisen Erfassung von räumlichen Lagerungen entwickelte man ein differenziertes methodisches Instrumentarium. Dabei kann man unterscheiden die um die Kartenerstellung gebündelten Methoden (Klassifikation der Antworten, Legendenaufbau, Kartentypen und ihre speziellen Möglichkeiten, Karte und Text bzw. Statistik)², die Methoden der Karteninterpretation (Vergleich verschiedener Karten zur Volkskultur und über exogene Dominanten, Erschließen der den Lagerungen zugrundeliegenden historischen Prozesse, Ermitteln von regionalen und sozialen Diffusionen), schließlich die Methoden zur Ermittlung von Kulturregionen, also von Kulturräumen, die in einer Vielzahl einzelner Indikatoren greifbar werden³.

² Herbert SCHLENGER, *Methodische und technische Grundlagen des Atlas der deutschen Volkskunde*. Berlin 1934. — Richard WEISS, *Einführung in den Atlas der schweizerischen Volkskunde*. Basel 1950. — Ingrid KRETSCHMER, *Die thematische Karte als wissenschaftliche Aussageform der Volkskunde*. Remagen 1965.

³ Richard WEISS, *Kulturgrenzen und ihre Bestimmung durch volkskundliche Karten*. In: *Studium Generale* 5 (1952), S. 363-373. — Günter WIEGELMANN, *Probleme einer kulturräumlichen Gliederung im volkskundlichen Bereich*. In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 30 (1965), S. 95-117. — Ilmar TALVE, *Kulturgrenzen und Kulturgebiete Finnlands*. In: *Ethnologia Europaea* 7 (1973/74), S. 55-103.

3. Die Beiträge zu Regeln und Theorien. Anknüpfend an die Studien der Dialektgeographie⁴ ermittelte die interdisziplinäre und volkswundliche Kulturraumforschung eine beachtliche Anzahl von Regeln über die durchgängigen, immer wieder zu beobachtenden Abläufe bei Diffusionen, über die Wirkung des Stadt-Land-Gefälles, der Kommunikationsstrukturen und der Sozialstruktur⁵.

Die Sachzwänge und die Impulse aus der interdisziplinären Zusammenarbeit führten in dieser Richtung schon früh zu einem wachen Methodenbewußtsein. Eine ähnlich frühe methodische Reife läßt sich wohl nur in der Erzählforschung finden. So wird verständlich, daß Wilhelm Peßler schreiben konnte, im Vordergrund des Fachinteresses habe vor fünfzig Jahren „die soziologische (der damals neuen Gemeindestudien, Anm. d. Verf.) und die geographische Methode“ gestanden⁶, und daß Matthias Zender in seinem historischen Überblick zu urteilen vermochte, die Verbindung der Volkskunde zur interdisziplinären Kulturraumforschung habe „sich als einer der entscheidenden Vorgänge auf dem Wege der Volkskunde zur eigenen Wissenschaft erwiesen“⁷. Jedenfalls kam der erste Versuch einer systematischen, auf generelle Methoden und Probleme ausgerichteten Zusammenschau aus der Schule der Kulturraumforschung⁸.

4. Schließlich förderte die Kulturraumforschung die interdisziplinäre und die internationale Kooperation in besonderem Maße. Die interdisziplinäre Verankerung zeigte sich schon in den Zeiten der methodischen Konsolidierung nach 1880; denn der Anthropogeograph und Völkerkundler Friedrich Ratzel war zugleich Ahnherr für die Regionalstudien in Völkerkunde, Volkskunde, Anthropogeographie und Sprachwissenschaft.

Im Bonner Zweig der Kulturraumforschung wurde die Arbeit nach dem

⁴ Adolf BACH, Deutsche Mundartforschung. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. 2. Aufl. Heidelberg 1950. — Gerhard HARD, Zur Mundartgeographie. Ergebnisse, Methoden, Perspektiven. Düsseldorf 1966.

⁵ Adolf BACH, Deutsche Volkskunde. 1. Aufl. Leipzig 1937. 3. Aufl. Heidelberg 1960. — Sigfrid SVENSSON, Tradition und Veränderungen in der Volkskultur. In: *Laos* 1 (1951), S. 32-47. — Gerhard HARD, Ein geographisches Simulationsmodell für die rheinische Sprachgeschichte. In: *Festschrift Matthias Zender. Studien zur Volkskultur, Sprache und Landesgeschichte*, hrsg. von Edith ENNEN und Günter WIEGELMANN, Bonn 1972, Bd. 1, S. 25-58. — Hans-Heinrich BLOTEVOGEL, Die Theorie der zentralen Orte und ihre Bedeutung für Volkskunde und Kulturraumforschung. In: *Stadt-Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. Deutschen Volkskundekongresses in Hamburg*, hrsg. von Gerhard KAUFMANN, Göttingen 1975, S. 1-20.

⁶ Wilhelm PEßLER, Methoden in der deutschen Volkskunde. In: *Handbuch der deutschen Volkskunde*, hrsg. von Wilhelm PEßLER, Potsdam 1934, Bd. 1, S. 16-20, hier: S. 14. — DERS., Die geographische Methode in der Volkskunde. In: *Anthropos* 27 (1932), S. 707-742.

⁷ Matthias ZENDER, Geschichte der Forschung im 20. Jahrhundert. In: *Volkskunde. Eine Einführung*, hrsg. v. Günter WIEGELMANN/Matthias ZENDER/Gerhard HEILFURTH, Berlin 1977, S. 26-38, hier: S. 29.

⁸ BACH, Deutsche Volkskunde (wie Anm. 5).

Ersten Weltkrieg besonders breit interdisziplinär angelegt: Landesgeschichte und geographische Landeskunde, Volkskunde, Sprachwissenschaft und Kunstgeschichte fanden sich um das Problem zusammen, wie Diffusionen und Raumgliederungen funktionierten und wie sie methodisch zu behandeln seien. Diese interdisziplinäre Bündelung machte dann in Mitteleuropa Schule.

Wiederum anders gelagert war die interdisziplinäre Verflechtung in Skandinavien, speziell in Schweden: Während die Volkskunde in der deutschen Kulturraumforschung lange von den Leitwissenschaften Geschichte und Sprachwissenschaft „im Schlepptau“ mitgezogen wurde, gelangte die Volkskunde in Schweden durch so überragende Persönlichkeiten wie Arthur Hazelius und Sigurd Erixon mit in die vordere Reihe der Wissenschaften. Entsprechend gingen dort von der volkskundlichen Kulturraumforschung Anregungen für andere Disziplinen aus, wie am Beispiel von Sigfrid Svensson und seinem geographischen Schüler Torsten Hägerstrand exemplarisch zu beobachten ist.

Die überregionale, internationale Orientierung in der Kulturraumforschung folgt mit gewisser Konsequenz aus ihrem Hauptinstrument, der Karte. So wie ein „Belegloch“ in Karten ein allen sichtbares Manko bleibt, so reizt der weiße Saum einer regionalen Teilkarte, die Lagerungen in den unbekanntenen Nachbarräumen zu erkunden. Oft können Diffusionen und erklärende Interpretationen nur durch derartige regionale Ausweitungen des Gesichtsfeldes gesichert werden. Daher kam es schon früh zu einer breiten internationalen Zusammenarbeit — um 1930 in Mitteleuropa, seit 1953 durch die Gründung der ständigen internationalen Atlaskommission im europäischen Rahmen⁹.

Ich will diese wissenschaftsgeschichtlichen Argumente knapp halten und lediglich noch die Hauptphasen der volkskundlichen Kulturraumforschung kurz charakterisieren. Man kann die Entwicklung in drei Phasen gliedern:

1. Die Frühphase moderner Kulturraumforschung (1850 - 1880). In jener Zeit gab es in Deutschland die ersten systematischen, flächendeckenden Dokumentationen (Wilhelm Mannhardts Umfrage von 1865, Georg Landaus Erhebungen zur Hausforschung seit 1857 und Georg Wenkers Umfragen zu Sprach- und Trachtenformen seit 1876). Man erprobte dabei bereits das methodische Instrument der großflächigen schriftlichen Befragung als spezielles Dokumentationsmittel der Kulturraumforschung. Zudem publizierte Wilhelm Heinrich Riehl seit den fünfziger Jahren die ersten generalisierten Diffu-

⁹ Branimir BRATANIC, Bericht über die Tätigkeit der Ständigen internationalen Atlaskommission in den Jahren 1954-1964. In: Zeitschrift für Volkskunde 61 (1965), S. 243-247. — DERS., Ethnological Cartography and Atlases. In: Europe as a Cultural Area, hrsg. von Jean CUISENIER, The Hague/Paris/New York 1979, S. 95-122. — Matthias ZENDER (Hrsg.), Die Termine der Jahresfeuer in Europa. Erläuterungen zur Verbreitungskarte. Göttingen 1980 (= Forschungen zum Ethnologischen Atlas Europas und seiner Nachbarländer, 1).

sionsregeln und die ersten Entwürfe für kulturräumliche Gliederungen für die Pfalz und für ganz Mitteleuropa¹⁰.

Obwohl regionale Unterschiede der Volkskultur schon seit den humanistischen Erd- und Völkerbeschreibungen stetig beobachtet und beschrieben wurden, heben sich die Jahrzehnte von 1850 - 1880 durch die genannten neuen Ansätze deutlich davon ab. In Frühformen sind damals zahlreiche Aufgaben der Kulturraumforschung bereits begonnen worden; es fehlte jedoch noch das zentrale Instrument: die Karte.

2. Die zweite Phase von 1880 - 1930 kann man als die Grundlegung und Konsolidierung der Kulturraumforschung bezeichnen. Am Beginn stehen die ersten Hauskarten von August Meitzen und die für die Diffusionsforschung bahnbrechenden Publikationen von Friedrich Ratzel. Seitdem wurden nicht nur in rascher Folge Karten publiziert, man diskutierte zudem die Möglichkeiten des methodischen Instrumentariums — der Flächenerhebungen, der Karten, — man feilte an den Interpretationskriterien (damals insbesondere in der Völkerkunde an den Beziehungskriterien durch Fritz Gräbner und andere), an den Diffusionsmodellen, man erkannte die Abhängigkeit der Diffusion vom Verkehr, von den Kommunikationsstrukturen, man entwickelte das Interpretationsprinzip der Räume und Schichten. Damals zwischen 1880 und 1930 wurden also die methodischen und theoretischen Grundlagen der Kulturraumforschung gelegt. Für Mitteleuropa kann man als leitende Publikationen nennen: Das Werk von Rudolf Meringer (und anderer Forscher aus der Wörter-und-Sachen-Richtung), das frühe Werk von Wilhelm Peßler ab 1906 und dann vor allem die „Kulturströmungen und Kulturprovinzen“ von Hermann Aubin, Theodor Frings und Josef Müller¹¹.

Wie stark die Kulturraumforschung um 1930 ins Zentrum des Interesses geraten war, wird schlagend durch die Habilitationen jener Jahre bezeugt: Karl Meisen publizierte im „Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendland“ eine Reihe von europäischen Kultkarten¹², Bruno Schier ließ 1932 sein ebenfalls europäisch angelegtes Standardwerk zur kulturräumlichen Hausforschung, die „Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa“, folgen¹³, und Richard Beitzl habilitierte sich 1933 in Berlin mit der auf dem Mannhardt-Material fußenden Studie „Korndämon und Kinderscheuche“, die 126 Karten enthält¹⁴.

¹⁰ Hannes GINZEL, Der Raumgedanke in der Volkskunde unter Berücksichtigung Wilhelm Heinrich Riehls. Phil.Diss. Würzburg 1971.

¹¹ Hermann AUBIN/Theodor FRINGS/Josef MÜLLER, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Geschichte, Sprache, Volkskunde. 1. Aufl. Bonn 1926. 2. Aufl. Darmstadt 1966.

¹² Karl MEISEN, Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendland. Düsseldorf 1931.

¹³ Bruno SCHIER, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. 1. Aufl. Reichenberg 1932. 2. Aufl. Göttingen 1966.

¹⁴ Richard BEITZL, Korndämon und Kinderscheuche. Untersuchungen zur Mythologie des Kindes. Habil. Berlin 1933 (unveröffentlicht). — DERS., Korndämonen. In: Hand-

3. Der Ausbau der Kulturraumforschung durch kartographische Großunternehmen in Europa (1930 - 1980). Die Zeit um 1930 ist durch eine allgemeine Aufbruchstimmung gekennzeichnet. Trotz der Weltwirtschaftskrise gelang es, ein so aufwendiges Unternehmen wie den Atlas der deutschen Volkskunde in Gang zu setzen. 1930 begannen dessen Befragungen. Durch diesen Impuls kamen auch andere nationale Planungen in Gang. Kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges konnte Richard Weiß bereits einen Überblick über mehrere Atlasvorhaben in Europa bieten¹⁵. Wenig später begannen die Planungen für einen europäischen Volkskundeatlas, 1966 erhielt er auf der Konferenz in Zagreb seine organisatorische Gestalt, 1980 konnte das erste Themenheft erscheinen¹⁶.

In diesem Halbjahrhundert wurde parallel dazu eine sehr große Zahl von Verbreitungsstudien publiziert, über die verschiedensten Themen der Volkskultur und in fast allen Regionen Europas (am seltensten in den romanischen Ländern). Eine Auflistung und Charakterisierung dieser Studien wäre eine eigene, umfangreiche Aufgabe. Ich möchte hier lediglich auf die gesamt-europäisch ausgerichteten Schriften verweisen¹⁷, ferner auf jene Beiträge, die aufgrund von zahlreichen regionalen Einzelbeiträgen synoptische Übersichten über das kulturräumliche Gefüge einzelner Teile Europas vorlegten¹⁸.

wörterbuch des deutschen Aberglaubens, hrsg. von Hans Bächtold-Stäubli, Bd. 5, Berlin 1932/33, S. 249-314.

¹⁵ WEISS, Einführung (wie Anm. 2), S. 8-13.

¹⁶ ZENDER (Hrsg.), Jahresfeuer (wie Anm. 9).

¹⁷ MEISEN, Nikolauskult (wie Anm. 12). — Dag TROTZIG, Slagan och andra tröskredskap. Stockholm 1943 (= Nordiska Museets Handlingar, 17). — Matthias ZENDER, Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde. 1. Aufl. Düsseldorf 1959. 2. Aufl. Bonn 1973. — Ilmar TALVE, Bastu och Torkhus i Nordeuropa. Stockholm 1960 (= Nordiska Museets Handlingar, 53).

¹⁸ Sigurd ERIXON, Svenska kulturgränser och kulturprovinser. Stockholm 1945. — Richard WEISS, Die Brünig-Napf-Reuß-Linie als Kulturgrenze zwischen Ost- und Westschweiz auf volkskundlichen Karten. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 58 (1962), S. 201-231 (Abdruck des Beitrages von 1947). — Milovan GAVAZZI, Die kulturgeographische Gliederung Südosteuropas. In: Südostforschungen 15 (1956), S. 5-21. — DERS., Die Kulturzonen Südosteuropas. In: Südosteuropa-Jahrbuch 2 (1958), S. 1-23. — Matthias ZENDER, Die kulturelle Stellung Westfalens nach den Sammlungen des Atlas der deutschen Volkskunde. In: Beiträge zur Volkskunde und Baugeschichte, hrsg. v. Matthias ZENDER u.a., Münster 1965 (= Der Raum Westfalen IV, 2), S. 1-69. — Günter WIEGELMANN, Innovationszentren in der ländlichen Sachkultur Mitteleuropas. In: Volkskultur und Geschichte. Festgabe für Josef Dünninger, hrsg. von Dieter HARMENING u.a. Berlin 1970, S. 120-136. — TALVE, Kulturgrenzen (wie Anm. 3).

II. Die gegenwärtige Situation

Die Gegenwart wird durch verschiedene, teils gegenläufige Tendenzen charakterisiert. Einerseits gehen mehrere große Planungen weiter, so im Europäischen Atlas und in mehreren nationalen Atlanten (z.B. in Polen, in der Slowakei, in Rumänien und in Finnland), aber andere Atlasvorhaben sind bereits abgeschlossen oder stehen kurz vor dem Abschluß (wie die Neue Folge des Atlas der deutschen Volkskunde, der schwedische Volkskundeatlas, der Atlas der schweizerischen Volkskunde, der Österreichische Volkskundeatlas). Es bleibt zu beachten, daß auf den Tagungen des Ethnologischen Atlas von Europa schon seit etwa einem Jahrzehnt von den jüngeren Teilnehmern vielfach gefordert wurde, die Karten durch prozessuale Analysen zu ergänzen. Bei Vertretern anderer Forschungsrichtungen stößt man z.T. auf Ablehnung regionaler Studien im Sinne der Kulturraumforschung, aber andererseits auf ein lebhaftes Interesse an der Regionalismus-Bewegung und ihrer Erforschung.

Während R. Weiß noch vor 30 Jahren — auf dem Höhepunkt der räumlichen Arbeit — schreiben konnte, „Die Wo-Frage (habe) in der Volkskunde den Vorrang vor der Wann-Frage“¹⁹, würde er heutzutage dafür kaum Zustimmung finden. Heute fragt man primär nach den sozialen Gruppen, die hinter einer Kulturprägung stehen. Darin kommt die Ausrichtung auf andere Leitwissenschaften zum Ausdruck: Man orientiert sich seit 1970 gern an der Soziologie, an der amerikanischen Cultural-Anthropology und an der britischen Social-Anthropology, also an den mehr systematischen Sozial- und Kulturwissenschaften. Die zudem zu beobachtende Anlehnung Jüngerer an den Marxismus führt zum gleichen Resultat für die Kulturraumforschung. Denn alle diese neuen Leitsterne sind überhaupt nicht an der regionalen Prägung der Kultur interessiert und auch nicht an regionalen Diffusionen. Die um 1930 noch faszinierenden Ideen werden nun teils unmutig beiseite geschoben. Dazu einige Erlebnisse der letzten Jahre:

Auf einem Workshop zur Europäischen Ethnologie äußerten 1982 Sozial- und Kulturanthropologen heftig, die Volkskundler wollten weiterhin Karten, Karten produzieren, aber sie wüßten gar nicht mehr wozu. — Ferner: Auf dem letzten Kongreß der nordischen Volkskunde war ein Kollege darüber bestürzt, daß eines seiner Hauptwerke als diffusionistisch angesprochen wurde; denn „Diffusion“, „Diffusionist“ scheint heute bei den jüngeren Volkskndlern in Skandinavien mehrfach schon zum Unwort geworden zu sein. — Schließlich begegnet einem in marxistisch orientierten Publikationen die Lehrmeinung, Diffusionen seien unreal, ein Konstrukt bürgerlicher Wissenschaften.

Aber nicht nur diese auf andere Ziele fixierten Richtungen müssen wir vor Augen haben, wenn wir von der heutigen Situation der Kulturraumforschung sprechen, sondern als Symptom auch die Tatsache, daß auf dem Kieler Volkskundekongreß 1979 eines der Hauptreferate „Die Regionalisierung der

¹⁹ WEISS, Einführung (wie Anm. 2), S. 1.

Kultur“ zum Thema hatte, aber die Kulturraumforschung mit keinem Wort erwähnte, und das wurde anscheinend von den meisten Kongreßteilnehmern als normal akzeptiert²⁰. Anders gesagt: Man beschäftigt sich bereits mit regionalen Prägungen der Kultur so, als ob es ein völlig neues, ein ganz apartes Thema wäre.

Manches an diesem Bild dürfte freilich zum normalen Wechsel der Interessen gehören, wie er in den Geisteswissenschaften immer wieder zu beobachten ist. Wenn eine Richtung wie die Kulturraumforschung seit 130 Jahren betrieben wurde und seit 50 Jahren in manchem dominierte, so muß man ein Suchen nach neuen Ufern bei den heute jungen Forschern für naheliegend halten. Freilich wünscht man sich manchmal bei ihnen ein besseres Wissen um die schon geschaffenen Fundamente. Aber wir müssen die Gründe für die heute teils schwierige Stellung der Kulturraumforschung nicht zuletzt auch im Gefüge dieser Richtung selbst suchen.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß mit der Konzentration auf Karten und auf Atlaswerke nicht nur ein methodisch schärferer Zugriff, nicht nur neue Erkenntnismöglichkeiten gewonnen wurden; es gab dadurch auch eine gewisse Blickverengung auf die rein regionale Betrachtung — eine naheliegende Folge der kartographischen Spezialisierung. Während die Autoren im 19. Jahrhundert — wie Riehl und Meitzen — meist noch alle drei Aspekte der Diffusionsprozesse (den regionalen, den sozialen und den funktionalen) im Blick hatten, konzentrierte man sich dann seit dem Dominieren der Karten überwiegend auf die rein regionale Seite. So förderlich diese Konzentration war, sie bot doch naheliegende Schwächen auf anderen Seiten und Ansatzpunkte zur Kritik, sobald sich die allgemeinen Interessen auf den sozialen Aspekt verlagerten.

Der zweite Punkt hängt damit zusammen. Karten erfordern meistens ein analytisches Zerschneiden der Kultur, ein Darstellen von kleinen Stückchen. Diese fand man zumeist im äußeren Gepräge der Kultur. Zentrale Werte lassen sich anscheinend ebensowenig kartographisch darstellen wie ein Heimatraum. Was wir kartieren, sind kleine Indikatoren (die dann auf derartige zentrale Komplexe der Kultur hindeuten, darauf schließen lassen). Da sich die Karten durchweg an die äußeren Erscheinungsformen der Kultur halten und das Thema Einheitsbewußtsein (Heimatraum, subjektiver Kulturraum) in der Kulturraumforschung lediglich theoretisch erörtert, aber nicht empirisch behandelt wurde, ist es nicht so ganz falsch, wenn Studien zu regionalen Identitäten sich nun als ganz neu betrachten.

Ein dritter Punkt: die methodischen Handbücher der Kulturraumforschung sind inzwischen veraltet. Man muß immer noch auf H. Schlengers Arbeit von 1934 und auf R. Weiß' Einführung von 1950 zurückgreifen. Zwar haben

²⁰ Konrad KÖSTLIN, Die Regionalisierung von Kultur. In: Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. Volkskundekongreß in Kiel 1979, hrsg. von Konrad KÖSTLIN und Hermann BAUSINGER (= Schriften zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 7), Neumünster 1980, S. 25-38.

modernere Richtungen auch noch keine methodischen Handbücher publiziert, aber bei einer Forschungsrichtung mit so vielen Jahrzehnten Hintergrund sollte man ausgereifte Zusammenfassungen erwarten, freilich nicht nur für die Methoden, sondern generell für die Resultate, die theoretischen Ergebnisse usw. Damit kommen wir zum dritten Teil, zu den Aufgaben.

III. Aufgaben

Regionale Unterschiede der Kultur hat es stets gegeben und wird es immer geben. Sie wurden schon lange vor dem Aufkommen der Kulturraumforschung beobachtet und interpretiert. Deshalb kann man die Erforschung jener Phänomene nicht beenden; denn sonst bliebe ein ganzer Sektor der Kultur unbearbeitet. Daher sind Fragen nach weiteren Aufgaben der Kulturraumforschung dringlich. Ich möchte sechs Aufgaben besprechen. Die ersten schließen an die bisherige Arbeit an, die anderen führen mehr darüber hinaus.

1. Die kulturräumliche Gliederung. Die Kulturraumforschung ist anscheinend die einzige Sparte des Faches, die die Aufgabe der generellen Synopsen bereits erfolgreich angeht, die der kulturräumlichen Gliederungen. Während es für eine Periodisierung der Volkskultur noch an Prinzipien wie an vielfachen Gliederungsversuchen mangelt, liegt beides für die kulturräumliche Gliederung vor (s.o.).

Nun mangelt es — neben weiteren Teilsynopsen — insbesondere an Gliederungsentwürfen für ganz Europa. Denn es ist nicht möglich, die vorliegenden Teilgliederungen wie in einem Puzzlespiel einfach zusammensetzen, um so das große Bild zu gewinnen. Das ginge — wie beim Puzzle — nur dann, wenn die Teile nach einem einheitlichen Plan gezeichnet, wenn sie wenigstens alle nach den gleichen Prinzipien gearbeitet worden wären.

Da das nicht der Fall ist, bleiben zwei Aufgaben zu lösen:

- a) Es sind die Prinzipien abzuklären, nach denen eine derart große kulturräumliche Gliederung erarbeitet werden könnte. Denn die bisher praktizierten, ganz verschiedenartigen Verfahren bilden zusammengeworfen lediglich einen vielfältigen, recht bunten Ideeneintopf. Man wird die Ansätze schon gedanklich intensiv „durchkochen“ müssen, man wird ferner neue Ansätze — wie die der Mentalitätsforschung oder die Zentrum-Peripherie-Modelle — miteinbeziehen müssen, um für ganz Europa zu einer realistischen Lösung zu kommen.
- b) Aber es wären nicht nur die methodischen Messer zu wetzen, es müßten auch Gliederungen für Europa konkret vorgelegt werden. Beim derzeitigen Forschungs- und Personalstand erscheint ein derartiges Anliegen aus einer Feder ganz utopisch. Aber vielleicht kann man doch schon thematische oder großregionale Teilsynopsen leisten. Sie würden sicherlich inspirierend wirken.

2. Die zweite Aufgabe wurde schon angesprochen: Eine kritische Zusammenfassung der bisherigen Resultate. Selbst für den Insider ist es heute bereits schwierig, alle Seiten der Methoden, Modelle und Regeln, die Vielzahl der Resultate aus den verschiedenen Ländern genau zu kennen. Deshalb wäre ein die Thesen und Ansätze zusammenfassendes Werk wie das von Rogers und Shoemaker (zur mikroanalytischen Innovationsforschung) von großem Nutzen, von Nutzen insbesondere für andere Richtungen des Faches, für die internationale Orientierung und auch für Nachbardisziplinen²¹. — Für dieses Anliegen wäre es eine wichtige Vorarbeit, wenn das gelänge, was Jenő Barabás auf dem Bonner Festkolloquium im April 1982 vorschlug: Ein Register aller publizierten Karten für Europa zu bearbeiten und zu publizieren.

3. Es scheint mir nötig, daß sich die Kulturraumforschung von dem bisherigen Arbeitsmuster als alleinigem Verfahren löst, um neue Ansätze aufnehmen zu können. Das bisherige Muster kann man etwa so umschreiben: Man erstellt eine flächendeckende Dokumentation für das gewünschte Gebiet, bei rezenten Dokumentationen durch synchrone Umfragen, bei historischen Dokumentationen auch zeitlich gestaffelt. Auf dieser Grundlage zeichnet man für die dokumentierte Zeitspanne zahlreiche Karten. Dazu ermittelt man Hypothesen über die regional wirksamen Kräfte und Prozesse, die zu den Kartenbildern führen. Wenn eine hinreichende Zahl an Indikatoren kartiert ist, versucht man, sie zu einer kulturräumlichen Gliederung zu summieren sowie daraus Diffusionsregeln zu ermitteln.

Man schmälert den Wert dieses von Anfang bis heute dominierenden Verfahrensmusters nicht, wenn man auf typische Schwachstellen hinweist. Diese liegen einmal in den weiten Zeitspannen, die man durch Rekonstruktionen, durch Analogieschlüsse überbrücken muß. Denn in den synchronen Karten faßt man nicht die Diffusionsprozesse selbst, sondern nur eine Momentaufnahme davon. Die Rückschlüsse vom „Standfoto“ auf den zuvor abgelaufenen „Film“ müssen stets hypothetisch bleiben. Da man heute jedoch generell Prozeßanalysen anstrebt, liegt hier eine besonders auffallende Schwachstelle, die ergänzende Verfahren fordert.

Eine andere Schwachstelle liegt in dem in der Kulturraumforschung dominierenden Kommunikationsmodell. Die Regel, je häufigere und je dichtere Kommunikation, um so mehr Ausbreitung und Ausgleich von Kulturgut, hat sich so oft bewährt, daß man keinen Grund sieht, sie in Frage zu stellen.

Aber bekanntlich vermögen Bestätigungen den Leistungsgrad einer Hypothese kaum abzustecken. Wir müssen auf die Falsifikationen schauen. Und diese liegen inzwischen in beachtlichem Maße vor: in der Regionalisierung der Tracht, der Volkskunst und anderer Bereiche der Sachkultur, in der regionalen Selbstbehauptung, ja kulturellen Profilierung der dörflichen Eigenkultur gerade in der

²¹ E.M. ROGERS/F.F. SHOEMAKER, *Communications of innovations. A cross-cultural approach*. 2. Aufl. New York/London 1971.

Nähe von großen Städten, in den Profilierungsprozessen zwischen sozialen Schichten, aber auch zwischen Dörfern (wie in den Ortsneckerein faßbar). In derartigen Fällen kann die Kommunikation nur noch als Nebenbedingung, nicht mehr als bestimmende Größe fungieren.

Daher sind Ergänzungen in verschiedenen Bereichen notwendig, in der Dokumentation, in den methodischen Verfahren und im Bereich der Interpretationsmodelle.

4. Ergänzungen in der Dokumentation. Die flächenhaften, meist als synchrone Querschnitte angelegten Dokumentationen für Karten sollte man möglichst durch Serienquellen ergänzen. So wird es möglich, ein Gitter aus Querschnitten und Serien über das zeiträumliche Geschehen zu legen.

Serienquellen zur Volkskultur liegen in reichem Maße vor, allerdings sind sie erst zum kleinen Teil aufgearbeitet. Ich nenne vor allem die Gemeinde- und Kirchenrechnungen, Brucheregister, Visitationsprotokolle u.ä., ländliche und städtische Inventare von Haushalten, Anschreibe- und Tagebücher von Handwerkern, Landwirten und kleinen Kaufleuten, die meist Ort für Ort bewahrten Tauf-, Heirats- und Sterberegister, schließlich Vereinsakten und auch die Tausende von datierten Häusern, Möbeln und keramischen Gefäßen. Das Erfassen und Aufarbeiten von Serienquellen und ihre systematische Verbindung mit Querschnittsdokumentationen dürfte eine der großen Aufgaben des Faches in den nächsten Jahren sein ²².

Die bisherigen Schwerpunkte lagen einmal bei Hans Moser und Karl-S. Kramer. Zudem entstanden seit 1970 in Münster und in Cloppenburg weitere Schwerpunkte für diese Sparte der Quellenarbeit. Aber die Massenquellen der Serien erfordern ein noch breiteres, allgemeineres Zugreifen, wenn wir unsere Chancen gegenüber der Geschichtswissenschaft wahren wollen.

5. Im Methodischen müssen wir uns entsprechend lösen von dem einzigen Mittel der Karte. Gerda Grober hat schon mehrfach regional-statistische Verfahren mit Erfolg angewandt. Darüber hinaus scheint es mir nötig, regional angesetzte zeitliche Verlaufsanalysen zu verfolgen, Verlaufsanalysen, die auf den Serienquellen basieren. Dadurch bekommen wir die zeitlichen Prozesse aus einem anderen Blickwinkel und in manchem präziser in den Griff.

So können wir durch Kombination der alten und neuen Ansätze ein relativ engmaschiges Netz von koordinierten Analysen knüpfen, ein Netz, mit dem man kulturellen Wandel wie soziale und regionale Differenzierung gleichermaßen einzufangen vermag, wie etwa in dem Beitrag von U. Meiners (in diesem Band)

²² Günter WIEGELMANN, Von der Querschnittanalyse zur seriellen Analyse. Arbeitsbericht des Projektes „Diffusion städtisch-bürgerlicher Kultur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert“ im Sonderforschungsbereich 164 - Vergleichende geschichtliche Städteforschung. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 26/27 (1981/82), S. 235-248. — DERS., Serielle Analysen zur Geschichte der Volkskultur. In: AHF-Jahrbuch der historischen Forschung 1981, S. 65-70.

dargelegt. Die Querschnitte des Netzes werden von den synchronen Dokumentationen des Faches und den darauf fußenden Karten gebildet, die Längsschnitte von den Serienquellen und den Serienanalysen. Volkskundliche Querschnittdokumentationen decken jeweils eine beachtliche thematische Breite ab. Sie liegen zeitlich gestaffelt vor durch die regionalen und die Atlas-Umfragen des 20. Jahrhunderts, durch die Mannhardt-Befragung von 1865, durch die Sammlungen der Grimm-Schule und nicht zuletzt durch die staatswissenschaftlichen Beschreibungen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts.

Senkrecht dazu liegen die Serienquellen. Sie erlauben planmäßig angesetzte Analysen entlang der Zeitachse. Da diese Quellen für kleine soziale Einheiten (Orte, Haushalte, Familien und Einzelpersonen) vorliegen, bieten sie die Möglichkeit, sehr detaillierte Analysen in sozialer und regionaler Streuung zu planen, so daß die diachronen Prozesse in kleinen Gruppen und zugleich in regionaler und sozialer Differenzierung erkannt werden können.

Die seriellen Analysen lassen manche der von den Querschnitten aus nur rekonstruierbaren Prozesse direkt erfassen. Beide Zugriffe, die Querschnitte wie die seriellen Analysen, ergänzen und kontrollieren sich, so daß wir zu einem Gitter relativ abgesicherter Aussagen über das kulturelle Geschehen kommen.

Um die Breite der Querschnittdokumentation und die Kartenwerke beneiden uns die Sozialhistoriker, um die Tiefe und Fülle des historischen Materials die Völkerkundler und Kulturanthropologen. Daher sollten wir die speziellen Chancen, die sich aus einer Kombination der Ansätze bieten, konsequenter nutzen.

6. Die Aufgabe, die theoretischen Konzepte der Kulturraumforschung neu zu überdenken und weiterzuentwickeln, möchte ich nur kurz ansprechen. Dabei käme es darauf an, die theoretischen Konzepte der interdisziplinären Innovationsforschung zu vergleichen, die Fülle der verschiedenen thematischen Diffusionsstudien in Europa auf ihren theoretischen Gehalt durchzuprüfen, schließlich das Verhältnis der theoretischen Aussagen der Kulturraumforschung zu den anderen theoretischen Konzepten der Europäischen Ethnologie zu klären.

Zweifellos bleibt noch manches zu tun, um die Prozesse zu klären, die bei Regionalisierungen der Kultur ablaufen, um die historischen Bedingungen dafür zu erfassen und um die kulturräumlichen Gefüge in Europa zu durchleuchten. Zur Tradition der Richtung gehört es, daß das stets in Diskussion mit anderen Sparten des Faches und mit anderen Disziplinen geschah. Diese Orientierung gilt es zu pflegen.

Ergebnisse der Kulturraumforschung in der Slowakei

von

Söna Kovačevićová

Nach fünf Jahren Forschung und weiteren fünf Jahren, die der statistischen und der kartographischen Aufbereitung gewidmet waren, ist das Autorenkollektiv des Ethnographischen Atlas der Slowakei an die Auswertung der bisherigen Ergebnisse herangegangen. Von den 2.500 verarbeiteten Kartenskizzen wurden in das zweibändige Werk des „Ethnographischen Atlas der Slowakei — Karten, Kommentare“ 500 Karten aufgenommen, welche die Entwicklung und den Charakter der slowakischen Volkskultur aufzeigen, sowie 50 synthetisierende Karten, welche die räumliche Differenzierung der Slowakei dokumentieren. Die Raumgliederung, die unter dem Gesichtspunkt des gesamten Gebietes konzipiert wurde, löst die administrativen Grenzen der alten Komitate weitgehend auf, zeigt die Kulturbeziehungen der ganzen Nation und weist auf die Volkskulturen der benachbarten Nationen hin. Die Slowakei wurde in vier grundlegende Kulturzonen gegliedert, die sich in gewissen Erscheinungen und in verschiedenen Zeitebenen überschneiden: in die Bergkultur, die in einigen Beispielen auf kulturelle Zusammenhänge mit den Karpaten hinweist, in die Kultur der Tiefebene, deren Ausläufer aus der pannonischen Tiefebene im Westen, Süden und Osten in die Slowakei übergehen, in die Kulturzone der Westslowakei, die Beziehungen zur Kultur von Mähren, Böhmen und Österreich aufweist, und in die Kulturzone der Ostslowakei, die Beziehungen zur Karpato-Ukraine und zum ehemaligen Galizien hat. Die historische Untersuchung des Entstehens, der Stabilisierung und des Zerfalls von Kulturzonen zeigt den gegenseitigen Zusammenhang der räumlichen Verbreitung kultureller Objektivationen mit der Natur und den Bedürfnissen des Menschen und der Gesellschaft in den jeweils untersuchten Zeitphasen. Die Ausrichtung auf die Genese hat gezeigt, daß ein Teil der Innovationen in einem unterschiedlichen gesellschaftlichen Milieu in einer anderen Form- und Funktionsvariation überlebte, als es ihre ursprüngliche Form und Funktion war, und daß diese am Rande der Zonen länger überdauerte als in den Zentren der Entstehung.

Aufgrund dieser Tatsache haben wir uns bemüht, in jeder Zone in ver-

schiedenen zeitlichen Ebenen die Beziehungen zu analysieren, die zwischen der natürlichen Umgebung, der ökonomischen Entwicklung und der Gesellschaft existierten, und auch versucht, die Genese und das Funktionieren im Rahmen der materiell-technischen, materiell-gesellschaftlichen, gesellschaftlich-zeremoniellen Kultur darzustellen (siehe dazu die Karten 1-6 und die Abb. 1).

Eine direkte Abhängigkeit von naturräumlichen Gegebenheiten wurde in der Bergregion und in der Tiefebene festgestellt, wobei das Klima und die Bonität des Bodens dominante Faktoren in diesen Regionen in der Zeit des extensiven Wirtschaftens waren. Diese Faktoren der Festigung der Kulturzone sowohl hinsichtlich der Pflanzen- und Tierproduktion als auch hinsichtlich der Arten der heimischen Gewerbe- und Industrieerzeugung, die sich auf eigene Rohstoffe stützte, haben eine wichtige Rolle gespielt (zum Beispiel die Holzverarbeitung in waldreichen Gebieten, das Hüttenwesen bei der Erzförderung, die Wolle- und Lederverarbeitung bei der Tierzucht, die Beliebtheit der Kartoffelspeisen in den Hauptanbaugebieten dieser Frucht, die Benutzung verschiedener Mehlsorten beim Brotbacken und die unterschiedliche Intensität des Konsums von Schafs- und Kuhkäse im Wald- und Flachlandgebiet). Unterschiede existieren auch in der Art des Festlebens, das sich im Zusammenhang mit den lokalen Gegebenheiten entwickelt hat (zum Beispiel die unterschiedliche Organisation der Weidehaltung bei Schafen, Hornvieh, Schweinen). Eine direkte Abhängigkeit von naturräumlichen Voraussetzungen findet sich auch in Teilbereichen der Volkskunst, die sich an den örtlichen Rohstoffen orientiert hat (zum Beispiel Ornamentaltextilien aus Wolle und die Existenz der Holzschnitzkunst).

Im weiteren Verlauf der Darstellung möchte ich bewußt die Kulturzone des Berglandes analysieren, die aufgrund einer einseitigen Betrachtung sowohl bei uns als auch im Ausland oft als charakteristisch für die Volkskultur der Slowakei gehalten wurde. Die Bergzone der Karpaten ist aber auch ein Gebiet mit reichen Erzvorkommen, durch dessen Ausbeutung die Bedeutung der Slowakei und Ungarns im 14.-16. Jahrhundert in Europa enorm gewachsen ist. Die reichen Bergbau- und Handelsstädte waren Zentren der Gewerbeproduktion, von Märkten und von neu entstehenden Schulen; darüber hinaus entwickelten sie Erkenntnisse über die rationelle Beziehung des Menschen zur Natur. Im 15. Jahrhundert befand sich die Mehrzahl der Städte und Städtchen im Waldgebiet der Slowakei, von denen es damals bis 200 gab. Die relativen städtischen Freiheiten, die neuen Arbeitsmethoden, die Lebensanschauung, die in diesen Städten herrschte, wurden für das stagnierende landwirtschaftliche Hinterland außerordentlich anziehend. Zu Vermittlern städtisch-bürgerlicher Kultur wurden die Märkte, die kleinen Handwerker, die in den Städten tätig waren, die Gesellen, aber auch der niedere Adel, sowie Soldaten und Studenten. Die Verbreitung städtischer Innovationen bewirkte auch die Migration, was wiederum die Slowakisierung der Städte bedeutete; dies ist seit dem Ende des 15. Jahrhunderts festzustellen. Es ging also schon damals um die binäre, d.h. dialektische Beziehung zwischen Stadt und Land. In der ländlichen Volkskultur des Landes fanden seinerzeit in erster Linie solche Erscheinungen Eingang,

welche die Produktion erleichterten und beschleunigten (zum Beispiel der Wasserantrieb und die hölzernen Zahnradgetriebe, die in den Mühlen zum Walken, Stampfen und Mangeln benutzt wurden). Weiter waren es die Erscheinungen, die mit dem Menschen und seinem Leben zusammenhingen (zum Beispiel der Schnitt der Kleidung, die Einführung der Unterbekleidung, der Kopfputz und die Kopfbedeckung; im Bauwesen die Handhabung der komplizierten Zimmermannstechniken, die allmähliche Übernahme des Ofens, der vom Hausflur aus geheizt wurde; in der Kultur der bildenden Kunst ein Großteil der dekorativen Stichtechniken in der Stickerei, der dekorativen mehrfarbigen Leinengewebe u.ä.). In der gesellschaftlichen Kultur waren es die Erscheinungen, die auf die Rolle des Richters und der Gemeinderäte hinweisen. Diese Innovationen setzten sich nicht plötzlich durch, sondern sie wurden sukzessive nach den lokalen Bedürfnissen und Geschmackstraditionen der jeweiligen Gruppe übernommen. Es hat oft Jahrzehnte und länger gedauert, bis die städtischen Formen auf dem Lande heimisch wurden und sich in den heimischen Kontext eingegliedert hatten. Dies geschah gewöhnlich erst dann, wenn sich im städtischen Bereich bereits neuere Formen durchgesetzt hatten.

Die Städte haben auch bei der Vermittlung der Ideen der Böhmisches Brüder und der Reformation eine wichtige Rolle gespielt. Auch in der Zeit der Gegenreformation bewirkten sie aufgrund des Rechtssatzes „*cuius regio, eius religio*“ weitgehend die Bewahrung der Traditionen der Böhmisches Brüder und der Reformation, was sich in der Folge auf verschiedene Ausprägungen der Festkultur auswirkte. Da die Mehrheit der mittelslowakischen Bergstädtchen und Dörfer protestantisch geblieben war, kann man davon ausgehen, daß sich z.B. der ältere Termin für die Aufstellung des Frühlingsgrüns zu Pfingsten erhalten hat, in anderen Landesteilen hingegen ist es zur Verschiebung auf den 1. Mai gekommen. Im 20. Jahrhundert wird diese territoriale Differenzierung verwischt, weil Maibäume in der gesamten Slowakei als Symbol des Tages der Arbeit gelten und somit am 1. Mai aufgestellt werden. Die Entwicklungstendenzen, die von Norden nach Süden gerichtet sind, existieren auch im 18. und 19. Jahrhundert, wo sie aber den sich verstärkenden Einflüssen der südlich angrenzenden Tiefebene ausgesetzt waren. Die Theresianischen Wirtschaftsreformen wirkten sich in der Gründung von Manufakturen und der Intensivierung der gewerblichen und heimischen Produktion aus. Durch den Handel (Hausier- und Markthandel) wurden die von den Bergdörfern stammenden Produkte überall hin geliefert. Der Nordteil der Kulturzone der Berge (Martin, L. Mikuláš und Umgebung) spielte auch bei der Verbreitung des Amateur- und Puppentheaters eine wichtige Rolle, das in der Mittel- und Westslowakei bis zum Jahre 1918 als ein Ausdruck des nationalen Selbstbewußtseins und der Aufklärung gedient hatte.

Für die Entwicklung und den Charakter der Volkskultur haben die Zone der ungarisch-slowenischen Tiefebene mit einer genetisch älteren Kultur und die damit zusammenhängenden Entwicklungstendenzen, die von Süden nach Norden vorgedrungen sind, eine entscheidene Rolle gespielt. Das trockene und

warme Klima sowie auch die Bodengüte waren entscheidend bei der Gründung und der Existenz der Siedlungen im 8.-12. Jahrhundert. Das Klima ermöglichte den Anbau von wärmeliebenden Pflanzen, die auch südlicher in Pannonien und im Mittelmeerraum üblich sind, z.B. des Weizens, der Weinrebe, später auch der Ölbäume. Das Klima hatte zudem einen Einfluß auf die Übernahme von Arbeitsmethoden, die ursprünglich wohl südlicher beheimatet waren (z.B. das Dreschen und die Lagerung von Stroh unter freiem Himmel, das Ausstampfen des Getreides durch das Vieh, die Lagerung der Vorräte in Gruben außerhalb des Hauses). In der Nahrung war es die Vorliebe für Speisen aus Weißmehl und die Verwendung des Schweinefettes in Speisen, aber auch zur Herstellung von Talglichtern; im Haus war es die Verbreitung des Säulenunterdachs und die Verwendung eines Leintuches im Sommer anstelle einer Tür.

Zur Vergrößerung des Verbreitungsgebietes und zur Verschiebung der Grenzen in Richtung Norden ist es bei einigen kulturellen Objektivationen auch unter dem Einfluß der Zentraldirigierung gekommen. Ende des 18. Jahrhunderts empfahlen nämlich die Theresianischen Verordnungen, im Zuge rationaler Holzgewinnungs- und Explorationsmethoden, in den Dörfern zu Lehm als Baumaterial überzugehen. Infolgedessen gelangten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die Lehmbauten weit nach Norden.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte die Getreidekonjunktur den Ausbau und die Blütezeit der Tieflandgebiete zur Folge, was bewirkte, daß sich diese dem Einfluß der wachsenden Städte in der Ebene, wie z.B. im Westen Bratislava und Trnava, im Süden Budapest und im Osten Košice, öffneten. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts kam es infolge der österreichisch-ungarischen Annäherung und neuer Tendenzen der nationalen Wirtschaft (die sich in der Ausnutzung neuer Energiequellen, im Anwachsen des Verkehrs, in der Konzentrierung des heimischen und ausländischen Kapitals geäußert haben) zur Verschiebung der industriellen Aktivitäten aus dem Berggebiet der Slowakei in das Vorgebirgsgebiet, auf die Tiefebene und in die Nähe der großen Städte Budapest, Bratislava, Trnava. Der Überfluß an Arbeitskräften in den Bergdörfern wurde durch saisonale oder längerfristige Migration abgeschöpft. Auf diese Weise gelangten Innovationen aus der slowakischen und ungarischen Tiefebene nicht mehr nur durch Handel, sondern auch durch Saisonarbeiter in die Bergdörfer, in Liptov auch durch die Maurer. Auf diese Weise ist es zu erklären, daß in die nördlicheren Gebiete kulturelle Elemente eindringen, die eher für den Süden charakteristisch sind (z.B. der Gebrauch von Weißmehl, von Reis, das Kaffeetrinken, der Gebrauch von Petroleumleuchten, in der Kleidung die Übernahme städtischer Formen, in der Stickerei die vorgedruckten Muster aus Mustersammlungen, aber auch die Verbreitung verschiedener Bildungs- und Selbsthilfvereine). Dabei ist festzustellen, daß sich die Übernahme neuer Formen in Stadtnähe eher vollzog, als in stadtfernen Gebieten, in denen sich ältere Kulturformen länger hielten.

Verfolgt man Entstehung, Stabilisierung und Zerfall der westlichen und östlichen Kulturzone in der Slowakei, dann ist festzustellen, daß die na-

turräumlichen Faktoren in den Hintergrund treten und andere Ursachen eine größere Rolle spielen. In der älteren Zeit waren dies die Religionszugehörigkeit und seit dem Ende des 18. Jahrhunderts auch die Entfernung von den prosperierenden Stadt- und Industriezentren. Da der ungarische Protestantismus — besonders das Luthertum — Teile des katholischen Rituals tolerierte oder übernahm, entwickelten sich die regionalen Kulturunterschiede hauptsächlich im Zusammenhang mit der Angehörigkeit zur orthodoxen Kirche und zum griechischen Katholizismus, zu den Religionen also, die in der Ostslowakei verbreitet waren. Da in diesen Religionen der Julianische Kalender bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts galt, verschob sich die Zeit, an der die meisten Kalenderbräuche stattfanden. Das hatte dann auch die unterschiedliche Kontamination jener Bräuche zur Folge, die von der Kirche sanktioniert wurden, die seit dem 16. Jahrhundert durch die griechisch-katholische Diözese in Lwow verwaltet wurde und seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ihren Sitz in Prešov hatte. Diese Zeitverschiebung und Strukturänderung betraf besonders Weihnachten und Ostern, aber auch den Fasching und die Verstorbenengedenken. Infolge der bilderstürmerischen Tendenzen der östlichen Kirche ist die plastische Darstellung des Menschen in diesem Gebiet selten. Um so reicher sind die Äußerungen in Tanz und Gesang. Infolge des kalvinistischen Puritanismus findet sich auch eine gewisse Nüchternheit in der Kunstempfindung der Protestanten der Südslowakei.

In den letzten 150-200 Jahren verursachte die ökonomische Stagnation der nördlichen Gebiete der Ostslowakei einen Rückgang der Bevölkerung; dies ist u.a. auch auf einen hohen Auswanderungsgrad zurückzuführen. Kulturell hat sich die Stagnation auf zweierlei Art geäußert: im zeremoniellen und gesellschaftlichen Leben und im Bauwesen führte sie zum Erstarren und zur Erhaltung von älteren Formen. In der Kleidung, in der Kunstäußerung (Textil, Musik, Tanz) haben sich neue Formen gebildet, die durch agrarisch ausgerichtete slowakische und ungarische Städte der Tiefebene inspiriert wurden. Dabei war diese Umgestaltung in den südlicher gelegenen, fruchtbaren Dörfern intensiver als in denen, die im Mittelgebirge oder in den Bergen liegen.

Zu einer diametral unterschiedlichen Entwicklung kam es in der Westslowakei, wo eine gewisse ökonomische Prosperität, an die Entwicklung im 17. Jahrhundert anknüpfend, am Ende des 18. und besonders im 19. Jahrhundert zu einer Bevölkerungsexplosion geführt hat. Die überflüssigen Kräfte aus der Landwirtschaft sind zunächst nur zur Arbeit, später aber auch auf Dauer in die nahen, wachsenden Städte (Trnava, Bratislava, Wien) abgewandert. Ein gewisser ökonomischer Aufschwung wie auch eben die genannten Kontakte verursachten die Öffnung nach Westen, was in erster Linie bedeutete, daß sich leistungsfähigere Werkzeuge und Arbeitsweisen durchsetzten, wie z.B. der schwere beschlagene Flegel, der Sensenstiel mit zwei Griffen, der Spinnrocken auf einem Ständer, das Spinnrad, aber auch die Textilherstellung durch gewerbliche Weber. Im gesellschaftlichen Bereich haben sich diese Tendenzen in der Beliebtheit und Organisation der Jugendgruppen und der Vereine geäußert. In diesem Zu-

sammenhang sollte man auch das Anwachsen und die Bedeutung der populären Druckgraphik nicht vergessen, die Dank der zahlreichen Druckereien, die sich auf diese Art von Drucken spezialisiert hatten (wie zum Beispiel in Skalica, Trnava, Trenčín, Bratislava, später auch in Budapest), in die Volkskultur gelangt ist.

Zu weiteren Impulsen in diesem Gebiet kam es am Ende des 19. Jahrhunderts, als Wien die Metropole der Monarchie wurde und die Böhmisches Länder zum Zentrum der höchstentwickelten Industrie Österreich-Ungarns wurden. In dieser Zeit kam durch Handel und Saisonarbeiter die industriell gefertigte Massenware in die Westslowakei und angrenzende Gebiete. Städtisch-kulturelle Formen setzten sich durch im Interieur des Hauses, in der Männer-, Frauen- und Kinderkleidung, in den Tänzen (wie Steirer, Ländler, Galopp, Schottisch und Quadrille) und in der Musik der Blaskapellen. Die Nähe der großen prosperierenden Städte und Industriezentren sowie die Erleichterung und Beschleunigung des Verkehrs, der Ausbau des Handelsnetzes und des Bildungswesens beschleunigten die Übernahme städtischer Kulturformen und verursachten zugleich die Auflösung der älteren größeren Kulturräume und der kleineren Regionen von Westen nach Osten.

In den letzten 30 Jahren kann man im Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen und sozialen Umbruch des Landes und der dadurch bedingten Eingliederung von Teilen des festlichen Lebens in das gegenwärtige Leben bemerken, wie Bräuche teilweise in neuen Funktionen wieder lebendig werden und sich dabei auch in Gebiete verbreiten, in denen sie früher nicht existierten. So verbreitete sich z.B. das „Osterbegießen“ in westlicher Richtung, wo es neben dem „Schwippen“ ausgeübt wird, wobei man in jüngster Zeit beim Begießen anstatt Wasser „Kölnisch Wasser“ verwendet. Zu Weihnachten steht im Mittelpunkt der Familienfeierlichkeiten der Weihnachtsbaum und das Abendessen am Heiligen Abend, das aus traditionellen Speisen zusammengestellt wird, die für ein bestimmtes Gebiet charakteristisch sind. Im Zusammenhang mit dem arbeitsfreien Tag gewann auch das Verstorbenenedenken, das am ersten November begangen wurde, Gültigkeit in der gesamten ČSSR. Das Anzünden von Kerzen und das Schmücken der Gräber mit Blumen ist aber im allgemeinen im Westen der Slowakei stärker verbreitet als im Osten. Die Jahresfeier, die in der Slowakei meist am Johannestag angezündet wurden, begannen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu verschwinden oder erfuhren eine zeitliche und funktionale Veränderung. An einigen Orten haben sie als Symbol der Verbrennung von Ján Hus überdauert. Seit 1945 gibt es an einigen Orten Freiheitsfeier als Symbol des Widerstandskampfes, wobei sich die Zeit und der Ort, wo sie stattfinden, und die dazu gesungenen Lieder gewandelt haben. Auch der Erntefestkranz hat einen Wandel erfahren. Er ist zum Symbol der beendeten Arbeit der landwirtschaftlichen Genossenschaft geworden und ist auch in die Bergdörfer gedungen, wo man ihn früher nicht kannte. Weil er dem Vorsitzenden der Genossenschaft übergeben und gewöhnlich im Sitzungssaal der

Genossenschaft aufbewahrt wird, gewann er eine repräsentative Funktion, was seine Form und Farbigkeit beeinflusste.

Bei der historischen Betrachtung der Ursachen von Entstehung, Stabilisierung und Zerfall einzelner Kulturzonen haben wir eine Reihe von Entwicklungstendenzen festgestellt, die oft nicht nur lokale Bedeutung hatten, sondern die kulturelle Entwicklung überhaupt betrafen. Zusammenfassend kann man sagen, daß für die Spezifik der einzelnen Zonen der Volkskultur der Slowakei zunächst die natürlichen Voraussetzungen wichtig waren. Die Bedeutung dieser Abhängigkeit wuchs und sank in dialektischer Beziehung zu den Bedürfnissen und Möglichkeiten des Menschen und der Gesellschaft. Das heißt, daß sich mit der Vermehrung von Kenntnissen und der Zunahme rationellen Denkens (aufgrund veränderter Bedürfnisse und gesteigener gesellschaftlicher Anforderungen) die Abhängigkeit von der Natur allmählich vermindert hat und auch überwunden wurde.

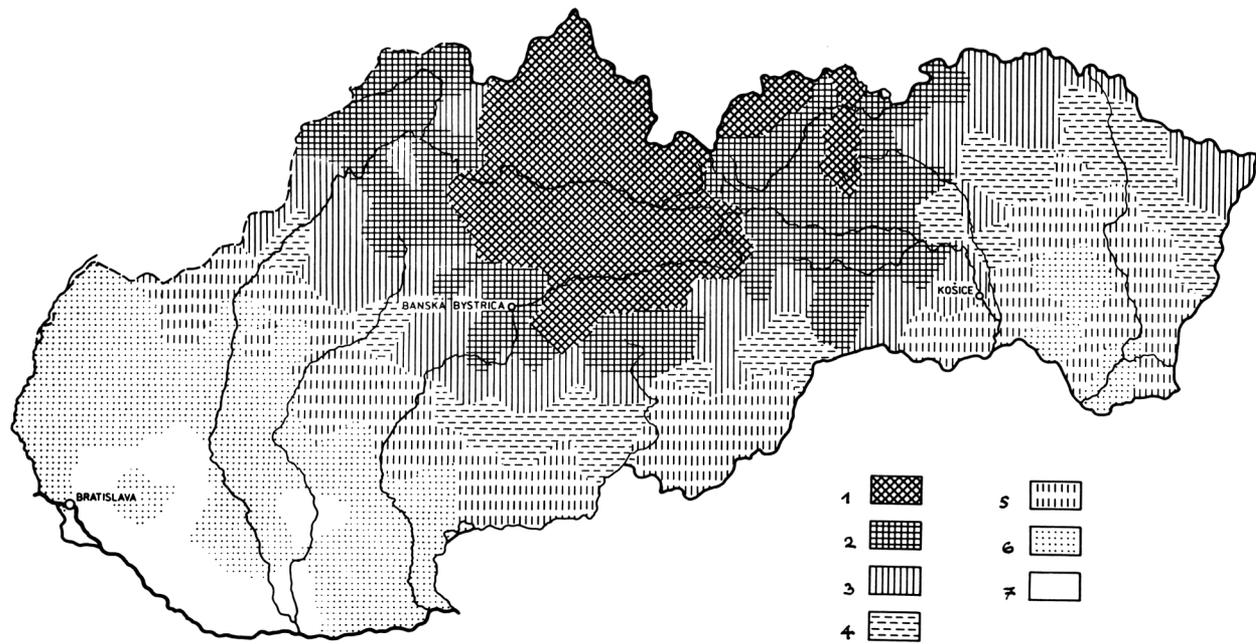
Weiter haben wir erkannt, daß es zur Diffusion von Innovationen und zu ihrer Eingliederung in vorhandene kulturelle Systeme immer durch die Vermittlung der betreffenden Gesellschaft kam. Wichtig waren dabei nicht nur die ökonomisch-gesellschaftliche Anregung von außen, sondern auch die inneren Bedürfnisse und Möglichkeiten der übernehmenden Gesellschaft. Im Sinne der Systemauffassung von Kultur kann man sagen, daß das Subsystem der Volkskultur die Neubildungen nicht nur durch Anregung des höheren Systems (des Systems der ganzen Nation oder des ganzen Staates), sondern auch aufgrund der Bedürfnisse und Möglichkeiten des eigenen Systems übernommen hat. Die Innovationen wurden in das System der Volkskultur nur dann übernommen, wenn sich dieses im Zusammenhang mit den äußeren und inneren Umständen geöffnet hat, was gewöhnlich in den Zeiten der großen ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen geschah. Zur Stabilisierung und vollständigen Eingliederung, ja zur Bildung von Traditionen ist es dann gekommen, als sich das Subsystem der Volkskultur geschlossen hat, was gewöhnlich in ruhigeren Entwicklungsphasen und auch in Phasen ökonomischer Stagnation geschah. Deshalb muß sich die historische Zeit der ersten Kontakte mit der Verallgemeinerung und Bildung der Tradition nicht decken.

Bei der Übernahme eines oder mehrerer Elemente aus einem kulturellen System in das andere kommt es häufig zur Verlagerung der Werte. In der neuen Umgebung gerät das neue Element nämlich in ein anderes Bezugssystem. Dies kann Form- und Funktionsveränderungen bewirken oder sie zumindest erleichtern. Infolgedessen kann man dann nicht von einem mechanischen Durchdringen oder vom Sinken der Werte von oben nach unten oder umgekehrt sprechen, sondern von einer schöpferischen Eingliederung, wobei die übernehmende Gesellschaft aufgrund ihrer Traditionen, Bedürfnisse und Möglichkeiten durch den Menschen — des Schöpfers und Verbrauchers — selektiert. Eine wichtige Aufgabe in diesem Prozeß fällt den menschlichen, schöpferischen Fähigkeiten zu, die unter gewissen Umständen stimuliert bzw. unterdrückt werden. Deshalb bildet die Genese der Erscheinung nur eine Seite der Ursachen

und der Richtung der räumlichen Verbreitung der betreffenden Erscheinung. Den zweiten ebenso wichtigen Aspekt bildet das Funktionieren in der historischen Zeit und im gesellschaftlichen Raum.

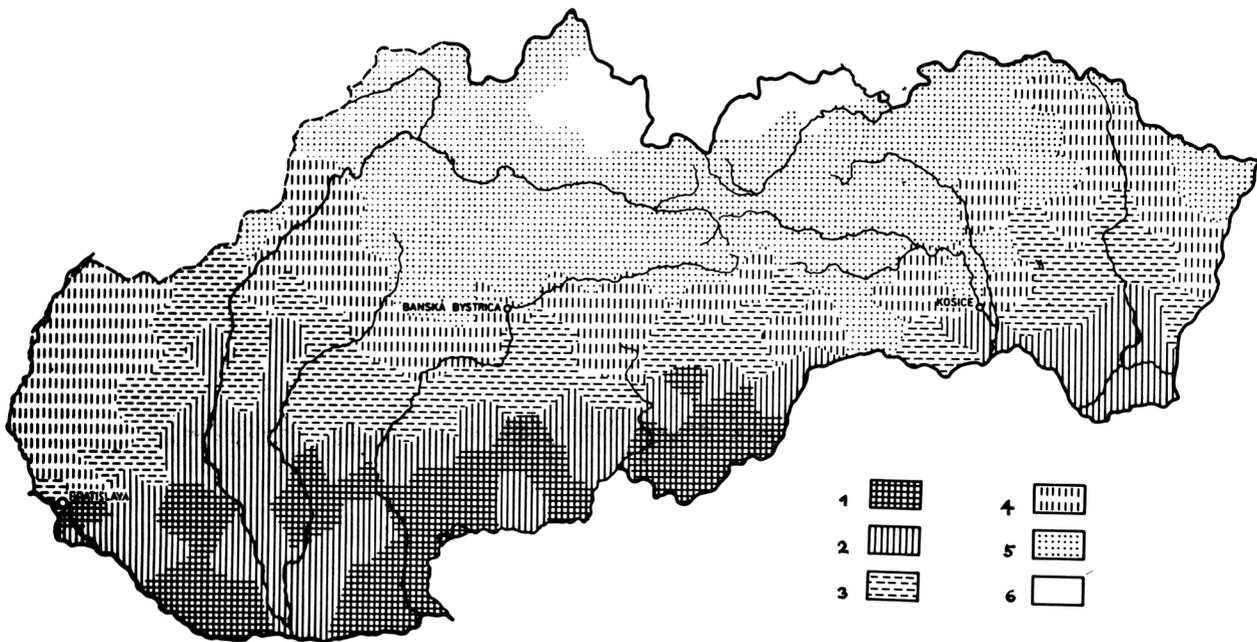
Im Zusammenhang mit diesen Erkenntnissen waren wir bemüht, in den Ethnographischen Atlas der Slowakei nur solche Karten aufzunehmen (und zu kommentieren), die auf die Kulturzonen der Slowakei und ihren Kontakt mit den angrenzenden Kulturräumen hinweisen. Zugleich war es unser Bestreben, auch die Spezifik der Volkskultur der Slowakei hervorzuheben, die sich nicht nur in der räumlichen Verbreitung von Einzelementen zeigt, sondern ein in sich geschlossenes System darstellt, das durch die Bedürfnisse der Gesellschaft und durch die Gestaltung von Kollektiv und Individuum entstanden ist.

Karte 1



Entwicklungstendenzen und Dynamik der charakteristischen Kulturmerkmale des Gebirgs- und Vorgebirgsgebietes am Ende des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.
Zahl der Merkmale: Gebiet 1 = 30-26; 2 = 25-21; 3 = 20-16; 4 = 15-11; 5 = 10-6; 6 = 5-1; 7 = nicht genügend deutliche Merkmale

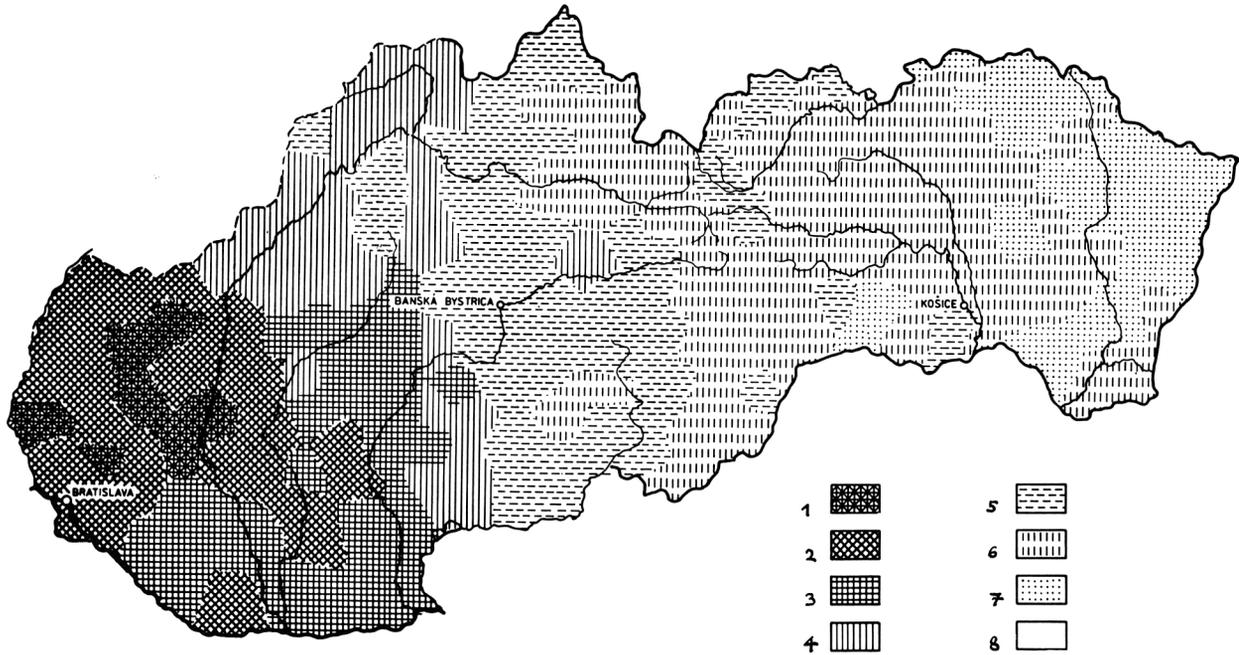
Karte 2



Entwicklungstendenzen der charakteristischen Merkmale des Flachlands- und Vorgebirgsgebietes am Ende des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

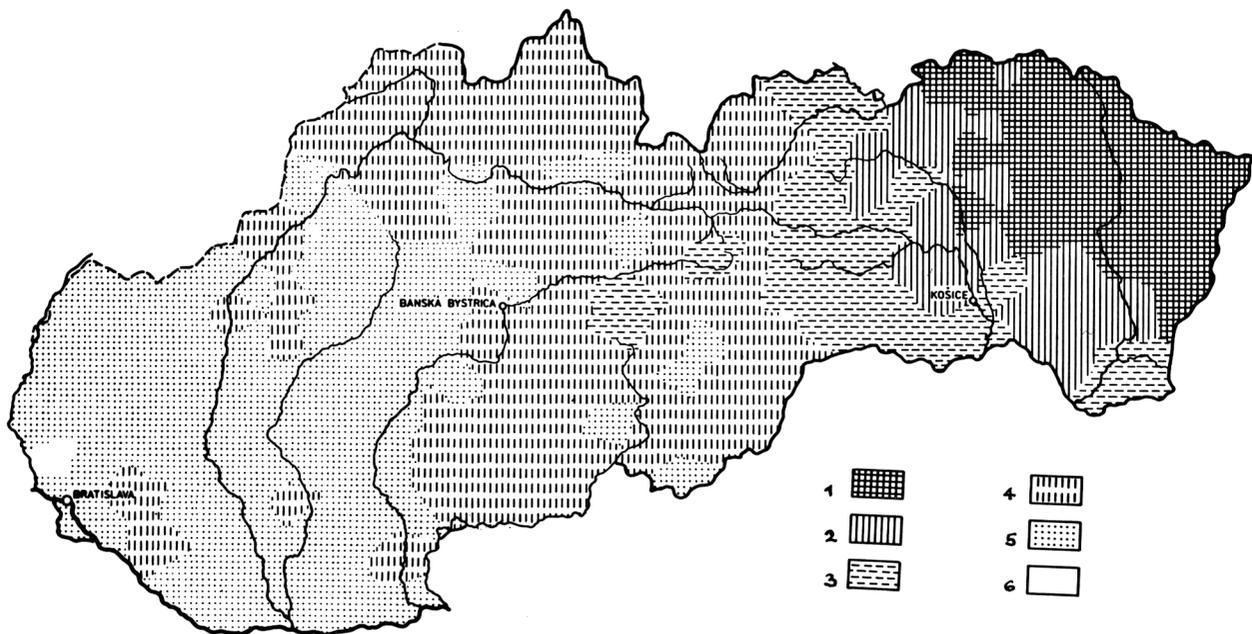
Zahl der Merkmale: Gebiet 1 = 25-21; 2 = 20-16; 3 = 15-11; 4 = 10-6; 5 = 5-1; 6 = nicht genügend deutliche Merkmale.

Karte 3



Entwicklungstendenzen und Dynamik der charakteristischen Kulturmerkmale des west-slowakischen Gebietes am Ende des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.
 Zahl der Merkmale: Gebiet 1 = 35-31; 2 = 30-26; 3 = 25-21; 4 = 20-16; 5 = 15-11; 6 = 10-6; 7 = 5-1; 8 = nicht genügend deutliche Merkmale.

Karte 4

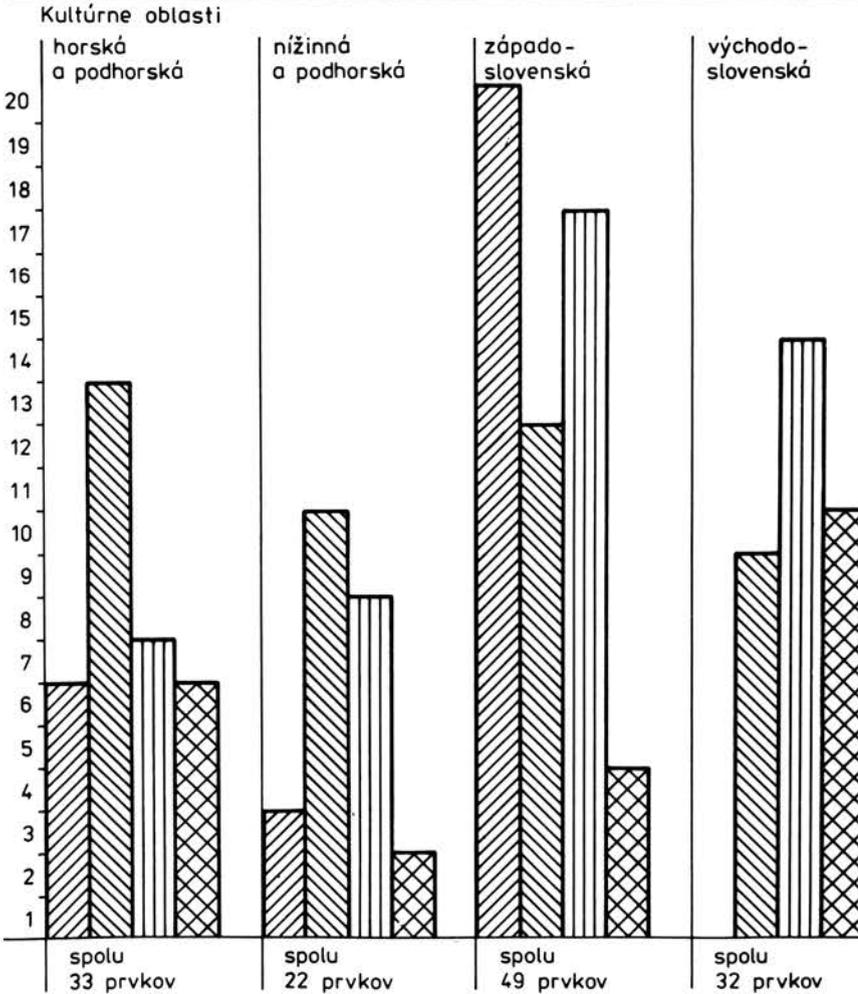
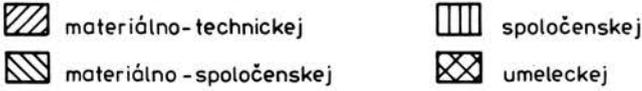


Entwicklungstendenzen der charakteristischen Kulturmerkmale des ostslowakischen Gebietes am Ende des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

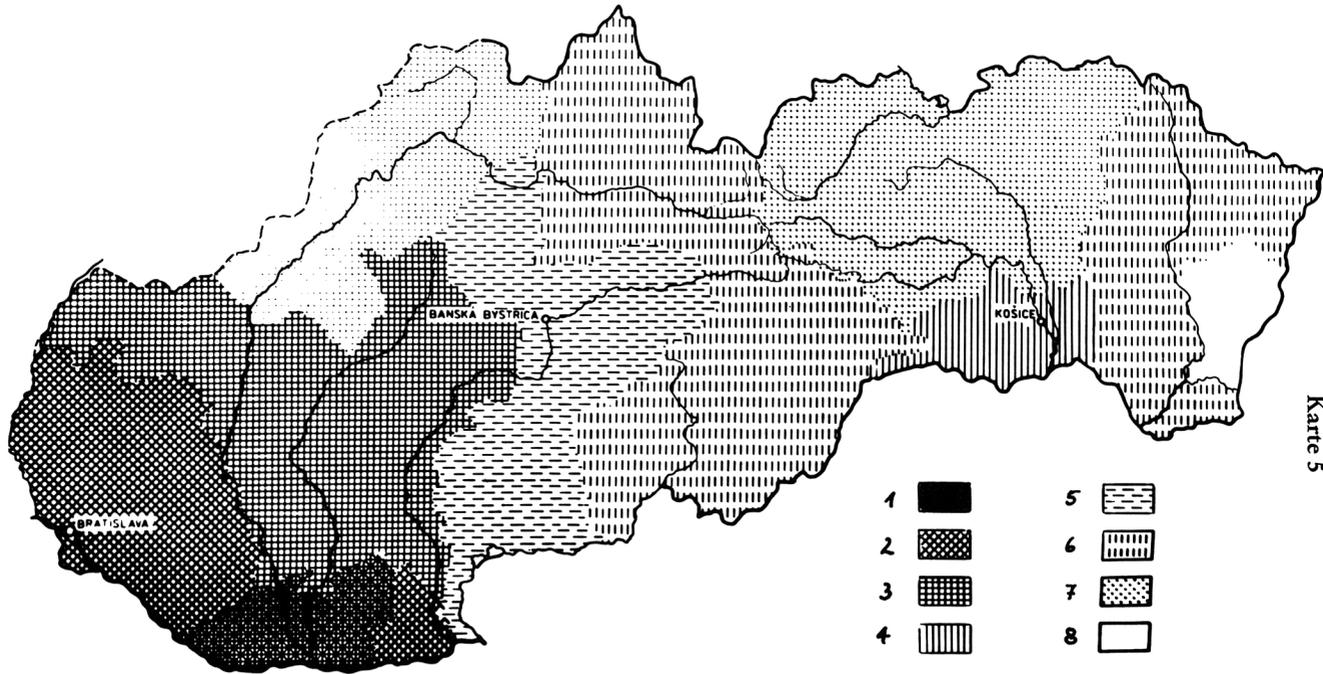
Zahl der Merkmale: 1 = 25-21; 2 = 20-16; 3 = 15-11; 4 = 10-6, 5 = 5-1; 6 = nicht genügend deutliche Merkmale.

Abbildung 1

Vybraté prvky kultúry



Der Anteil charakteristischer Kulturelemente (Merkmale der materiell-technischen, materiell-gesellschaftlichen, gesellschaftlichen u. künstlerischen Kultur) bei der Gestaltung des Gebirgs- u. Vorgebirgsgebietes (1), des Flachland- u. Vorgebirgsgebietes (2), des westslowakischen Gebietes (3) u. des ostslowakischen Gebietes (4) am Ende des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (vgl. auch die Karten 1-4).

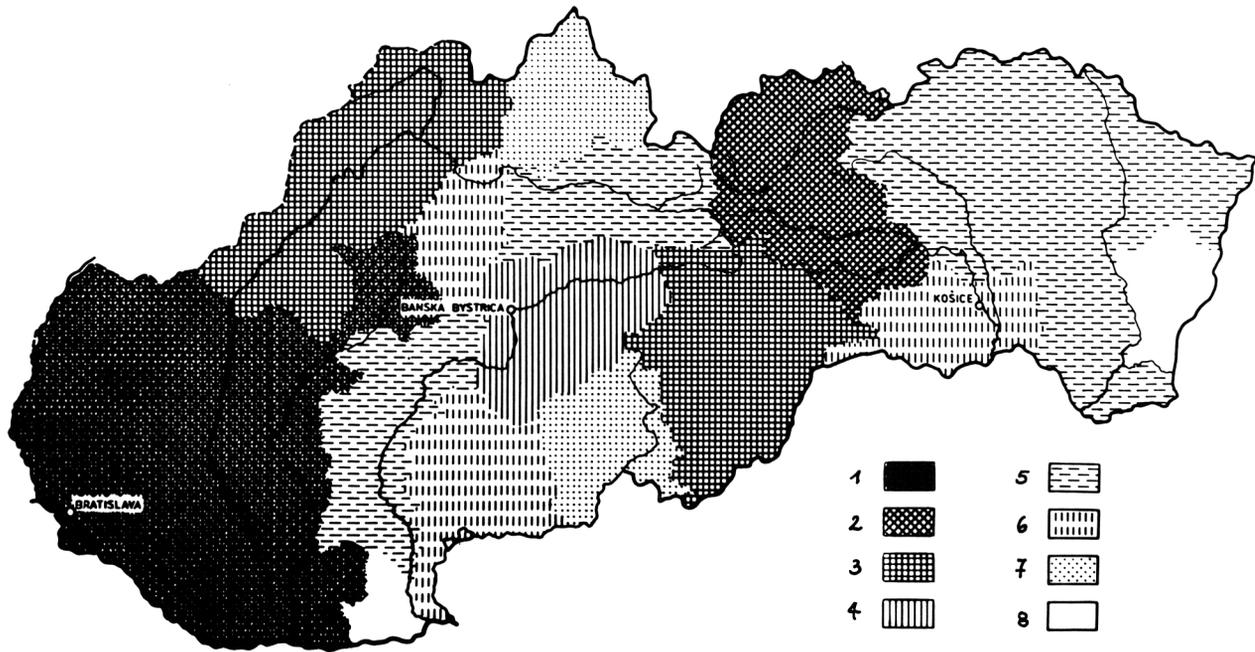


Karte 5

Einsetzende Mechanisierung der Landwirtschaft (um 1900).

Gebiet 1 = sehr deutlich über Durchschnitt; 2 = deutlich über Durchschnitt; 3 = über Durchschnitt; 4 = Durchschnitt (in Ungarn); 5 = mäßig unter Durchschnitt; 6 = unter Durchschnitt; 7 = sehr deutlich unter Durchschnitt; 8 = weit unter Durchschnitt.

Karte 6



Regionale Verbreitungsstruktur des Handwerks um 1900.

Zahl der Handwerker im Distrikt/Comitat: 1 = bis 12.000 Handwerker; 2 = bis 7.000; 3 = bis 6.000; 4 = bis 5.000; 5 = bis 4.000; 6 = bis 2.000; 7 = bis 1.000; 8 = unter 1.000 Handwerker.

Die berücksichtigten Handwerker: Schlosser, Sägemüller, Zimmerleute, Tischler, Wagner, Maurer, Steinmetze, Gerber, Branntweinbrauer, Bäcker, Lebzelter, Buchdrucker (Schmiede allgemein verbreitet).

**Prolegomena zu einem Studium
der germanisch-slawischen Kontaktzonen in Mitteleuropa**

**Auf Grund der Karten
des Atlas der deutschen Volkskunde**

von

H.L. Cox

Arbeiten über die kulturräumliche Stellung der Kontaktzonen in Mitteleuropa gehörten und gehören noch immer zum Themenkatalog der räumlich arbeitenden Ethnologen¹. Es sollte nicht verschwiegen werden, daß die Forschung diesem Thema gegenüber eine recht distanzierte Haltung einnimmt. Dies mag u.a. daran liegen, daß die Diskussion über die europäischen Kontaktzonen in der Vergangenheit nicht immer unvoreingenommen geführt wurde, sondern eine geopolitische Komponente die Stoßrichtung der Forschungen bedingte, wenn nicht gar die Forschungsergebnisse bereits von vornherein vorzeichnete.

Weil während der Arbeit an diesem Beitrag immer deutlicher wurde, daß es auf Grund der bestehenden Karten des ADV nicht möglich ist, zu fundierten Aussagen über die kulturräumliche Stellung der germanisch-slawischen Kontaktzonen zu gelangen, wurde der Arbeitstitel dieses Beitrages geändert in: „Prolegomena zu einem Studium der germanisch-slawischen Kontaktzonen in Mitteleuropa auf Grund der Karten des ADV“, und zwar aus folgenden Gründen:

Die vorliegenden Karten des ADV vermögen weder eine historische noch eine synchrone, zur Zeit der Erhebungen des ADV gültige, kulturräumliche Gli-

¹ Lediglich als Beispiele seien genannt:

(a. im Osten) Bruno SCHIER, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. Reichenberg 1932. — Zofia STASZCZAK, Einige slawische Gemeinsamkeiten in der traditionellen Volkskultur Schlesiens anhand der Angaben im „Atlas der deutschen Volkskunde“. In: *Ethnologia Slavica* 4 (1973), S. 43-65.

(b. im Westen) H. L. COX, Die Auswirkungen der deutsch-niederländischen Staatsgrenze von 1815 auf die volkstümliche Heiligenverehrung im Rhein-Maas-Gebiet. In: *Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 28 (1983), S. 111-131.

derung der Kontaktzonen zu leisten. Dies hat mehrere Gründe:

- der forschungsgeschichtlich bedingte Ansatz der Kartenwerke,
- es fehlen zeitlich und räumlich vergleichbare Karten für Polen und die Tschechoslowakei,
- der Begriff „kulturräumliche Gliederung“ ist trotz einer nunmehr bereits 60jährigen kulturräumlichen Forschung so wenig operabel, so wenig formallogisch definiert, daß die Ergebnisse der Forschung immer nur eine relative Gültigkeit beanspruchen können.

Ehe die Frage der kulturräumlichen Stellung der Kontaktzonen überhaupt in Angriff genommen werden kann, bedarf es der Klärung, ob das bis dahin angewandte Instrumentarium zur Abgrenzung kultureller Einheiten tatsächlich valide Ergebnisse ergibt.

Ein kurzer historischer Rückblick sei erlaubt: Die Gründer des Atlas der deutschen Volkskunde haben sich bereits 1926 bewußt von Wilhelm Peßlers Ethno-Geographie distanziert². W. Peßler verstand unter Ethno-Geographie „die Wissenschaft von der Verbreitung des Volkstums hinsichtlich seiner sämtlichen Äußerungen“, die er später auch „Volkstumsmerkmale“ nannte. Diese sind nach Peßler in ihrer Verbreitung vom „Volkstum“ abhängig und das Kennzeichen einer „Bluts- oder Lebensgemeinschaft“, wobei er allerdings einräumt, daß Sprache und Kultur von der Physis unabhängig seien und durch Übertragung zu Blutsfremden wandern können³. Die erste vergleichende ethno-geographische Karte publizierte Peßler 1909 unter dem Titel „Ethno-geographische Wellen des Sachsentums“⁴. Die Karte zeigt nach Peßler: „Die Ausdehnung der einzelnen Merkmale des altsächsischen Volksstammes“⁵. Es besteht jedoch eine erhebliche Diskrepanz zwischen Peßlers Schlußfolgerungen, seiner Theorie und der tatsächlichen Aussage der Karte. Bei allen der insgesamt 11 zur Einkreisung des sächsischen „Reingebietes“ herangezogenen „Volkstumsmerkmalen“ bleibt nicht nur die Frage nach ihrem Gewicht für die raumtypische Prägung undiskutiert, sondern auch die nach ihrer eventuellen Bedeutung als Stammesmerkmal. Die von Peßler herangezogenen „Volkstumsmerkmale“ — wie u.a. die Grenze der niedersächsischen Dialekte, die Grenze des „altsächsischen“ Hauses, die Grenze der friesischen Orts- und Personennamen sowie die Nordgrenze der Bevölkerung mit über 10% des brünetten Menschentypus — sind alles andere als Reinformen oder Typen, sondern Komplexformen, bei denen eine Reihe von Einzelphänomenen oder auch nur ein

² Arthur HÜBNER, Der deutsche Volkskundeatlas. In: Deutsche Forschung. Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. Heft 2. Deutsche Volkskunde. Berlin 1928, S. 36-56, hier S. 40.

³ Wilhelm PESSLER, Ethno-geographische Wellen des Sachsentums. Ein Beitrag zur deutschen Ethnologie. In: Wörter und Sachen 1 (1909), S. 49-57.

⁴ PESSLER, Ethno-geographische Wellen (wie Anm. 3) S. 57.

⁵ Wilhelm PESSLER, Ziele und Wege einer umfassenden deutschen Ethno-Geographie. In: Wörter und Sachen 3 (1912), S. 56-65, hier S. 61.

einzelnes Phänomen ein „Volkstumsmerkmal“ ergibt. Jede andere — ebenfalls subjektive Merkmalbündelung — hätte zwangsläufig ein anderes „Reingebiet“ ergeben. Da auf der Karte eine Iso-Psyché fehlt, und die von Peßler herangezogene Iso-Somate eher geeignet ist, seiner Theorie zu widersprechen als diese zu erhärten, muß er notgedrungen zur Bestimmung des „Reingebietes“ seine Zuflucht zu jenen Merkmalen nehmen, die er für übertragbar hält, nämlich zu „Sprache“ und „Sachen“.

Die Gründer des ADV waren deshalb (1926) gut beraten, als sie Körperkunde und Rassenforschung ausklammerten, weil sie befürchteten, eine Verkoppelung mit dem Rassedanken berge für die volkskundlichen Erhebungen eine Gefahr in sich und könnte der Aufnahmearbeit von vornherein einen bestimmten Stempel aufdrücken⁶. Obgleich der Abschied vom Rasse- und Stammesdenken ein wichtiger Schritt war, muß dennoch die Frage gestellt werden, ob die Kulturraumforschung, sofern sie tatsächliche Kulturräume herausarbeiten wollte, sich prinzipiell von Peßler unterschied, ob die oben Peßler gemachten Vorwürfe in Bezug auf die Willkür in der Auswahl der Kulturelemente, ohne Hinterfragung ihrer tatsächlichen Signifikanz für die dreißiger Jahre, auch auf diese zutreffen. Auf lange Sicht wirkte sich nämlich die Tatsache verhängnisvoll aus, daß führende Köpfe wie Theodor Frings und später Adolf Bach ihre auf Grund sprachlicher Kriterien eruierten Räume in einer nicht zulässigen Generalisierung als Kulturkreise oder Kulturräume bezeichneten, und dies auf Grund einiger weniger sich deckenden Isoglossen und Isoethnen. Nach Adolf Bach „[...] bleiben mundartliche und andere volkskundliche Erscheinungen grundsätzlich für unsere Betrachtungsweise gleichwertig“⁷. Theodor Frings postuliert geradezu die Loslösung von äußerer Form und innerer Bedeutung: „Unter bewußter Abbindung aller sprachphilosophischer Spekulationen wurden die verschiedenen grammatischen Kategorien nur unter dem Gesichtspunkte ihres räumlichen Daseins und Lebens beachtet, gleichwie Haustypen, Trachten, Ortsnamen; sie gelten, unabhängig von ihrem seelischen Gehalt, nur in ihren Formen als sachliche Objekte“⁸. Als kartierungswürdig betrachtete man nur solche Objektivationen, die Grenzen ergaben, und vorzugsweise solche Phänomene, welche die aus der Dialektgeographie bekannte räumliche Gliederung bestätigten. Diese Fixierung auf die Grenze und die fast ausschließlich rückgewandte Blickrichtung hatte u.a. zur Folge, daß die Volkskunde vorzugsweise kleinräumig verbreiteten Relikten einen Stellenwert beimaß, der diesen innerhalb der Gesamtkultur zur Zeit der Erhebungen in den dreißiger Jahren keineswegs mehr zukam. Nicht unähnlich dem naiven Mundartsprecher, der einige ins Auge fallende phonetische Eigentümlichkeiten bzw. abweichende mundartliche Be-

⁶ HÜBNER, Volkskundeatlas (wie Anm. 2).

⁷ Adolf BACH, Deutsche Volkskunde. 3. Aufl. Heidelberg 1960, S. 334.

⁸ Theodor FRINGS, Sprachgeographie und Kulturgeographie. In: Zeitschrift für Deutschkunde 44 (1930), S. 546-562, hier S. 547f.

zeichnungen als Leitformen zur Bestimmung seines subjektiven Heimatraumes auswählt ohne jedes Verständnis für das mundartliche System als solches, in dem seine Leitformen nur Randerscheinungen sind, wählte die Volkskunde — fixiert auf die Grenze — ebenfalls lediglich solche Formen aus, die ein „schönes“ Kartenbild mit sichtbaren Ergebnissen ergaben.

Dies führte u.a. dazu, daß trotz der raschen Erscheinungsfolge der Lieferungen 1 - 6 des ADV (1937/40), der Anerkennung und des Widerhalls, den die Atlaskarten im Ausland fanden, der ADV in Deutschland nur wenig beachtet wurde. Nur zum Teil mag der Grund in der technischen Gestaltung gelegen haben. Für die damalige Zeit waren die Karten vorbildlich, was sich u.a. darin zeigte, daß sie zum Vorbild einer Reihe europäischer Sprach- und Volkskundeatlanten wurden. Neben dem naheliegenden, den Benutzern des ADV fehlenden Verständnis für eine analysierende kartographische Wiedergabe der Erscheinungen, war es wohl das verständliche Unvermögen der Betrachter, die ohne Kommentar und Hilfskarten erschienenen Kartenblätter des ADV zu deuten oder als Grundlage für ein vergleichendes Studium heranzuziehen. Die Karte, welche die Zusammenhänge und Beziehungen zwischen der Verbreitung einer Erscheinung und den geographischen sowie historisch-politischen als auch sozial-kulturellen Raumgegebenheiten durchschaubar machen sollte, blieb stumm, da Hilfskarten explikativen Charakters sowie die notwendigen Erläuterungen fehlten. Die bereits 1937 nach dem Erscheinen der ersten Lieferung des ADV von Zender formulierten Zweifel und Bedenken, volkskundliche Karten in allzu einseitiger und enger Anlehnung an die von der Dialektgeographie entwickelten explikativen Methoden zu deuten, sein Hinweis, daß es nicht die Aufgabe der kartographischen Methode in der Volkskunde sein könne, die Ergebnisse der Sprachgeographie zu bestätigen, sondern daß sie vielmehr ganz andere Schwerpunkte habe und historische, anders gelagerte Strömungsrichtungen und Schichten des Volkslebens aufzuzeigen vermöge, verhallten damals unbeachtet⁹. Was sich dem Betrachter — abgesehen von den reinen Wortkarten — auf den ADV-Karten bot, war ein undurchsichtiges und dazu noch ein generalisierendes Durch- und Nebeneinander von Symbolen, die in keiner Weise dem erwarteten Ergebnis entsprachen. Die damalige und z.T. auch heute noch vertretene Ansicht, daß auf einer Karte immer nur ein Element aus einem ganzen Komplex von ineinander verwobenen Formen dargestellt werden könne, weil das Bezugssystem der einzelnen Formen meistens so vielfältig sei, daß dieses nicht auf einer einzigen Karte darstellbar sei, und erst eine Vielzahl von Verbreitungsskizzen zusammen mit Erläuterungen und weiterführendem Text zu einer einigermaßen adäquaten Darstellung führen könne, scheint damals der eigentliche Grund für das Unbehagen an den Kartenlieferungen des ADV gewesen zu sein¹⁰. Der Blick der Forschung war darüber hinaus gemäß der

⁹ Matthias ZENDER, Zum Erscheinen des Atlas der deutschen Volkskunde. Zur ersten Lieferung. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 7 (1937), S. 78-89, hier S. 87.

¹⁰ Vgl. jetzt: Ingrid KRETSCHMER, Beiträge zur Typenbildung in Fachatlanten. In:

Fragestellung der damaligen Zeit besonders auf die horizontale Kulturgrenze gerichtet, deren Verlauf man mit anderen historischen Grenzen identifizieren wollte und auch z.T. identifizieren konnte. Feste Grenzen wie im Deutschen Sprachatlas (DSA) — besser wie auf den vereinfachten Übersichtskarten auf Grund des DWA — gab es im ADV kaum. Man sah weniger die verschiedenen Schichten, die Räume, die Großbewegungen, die innerlandschaftlichen Wandlungen und die treibenden Kräfte: die Karten waren eher geeignet, weitgespannte überlandschaftliche und übernationale Beziehungen deutlich zu machen, die nicht an die Sprachgemeinschaft gebunden sind und somit in der Regel nicht der meistens kleinräumigen Betrachtung der dialektgeographischen Sicht vergleichbar waren¹¹.

1965 hat G. Wiegmann in einem neuen kritischen Anlauf Kriterien zur objektiven Erfassung des kulturellen Gewichts von Kulturelementen vorgeschlagen¹². Seine Vorschläge hatten das Ziel, die kulturräumliche Gliederung vom Zufall unabhängiger zu machen und die einzelnen Grenzlinien nicht nach dem jeweiligen Forschungsinteresse, sondern nach ihrem objektiven Gewicht abzuwägen. Mit anderen Worten, nicht die geographische Opposition der einzelnen Isoethnen und Linienbündel als solche, sondern die Frage nach der Stellung, die den einzelnen Linien innerhalb des kulturellen (Sub)Systems zukommt, ist primär. Das Summieren von Isolines, das in der Dialektgeographie u.a. deshalb noch eine gewisse Berechtigung hatte, weil die summierten Elemente einem System angehörten, dessen Konstituenten sich gegenseitig bedingten, führte in der Volkskunde zu einem unreflektierten willkürlichen Aufreihen von inhaltlich völlig divergierenden und in ihrem Stellenwert innerhalb der Kultur unvergleichbaren Phänomenen. Hier zeigte sich eindeutig das Übergewicht der dialektgeographischen Sicht in der volkskundlichen Kartographie und die fehlende theoretische Durchdringung des Objektbereiches seitens der Volkskunde. Die technische Schwierigkeit, komplexe Bereiche wie „Haus, Tracht“ oder „Mahlzeit“ auf einer Karte in ihrer Gesamtstruktur adäquat darzustellen, veranlaßte — wie oben ausgeführt — z.B. A. Bach in direkter Anlehnung an die Dialektgeographie, komplex strukturierte Bereiche in ihre die Gesamtstruktur

Untersuchungen zur thematischen Kartographie (3. Teil). Hannover 1973, S. 113-129. — DIES., Methoden der Materialaufbereitung und wissenschaftlicher Kartenentwurf. In: Bericht über die VI. Arbeitskonferenz der Organisationskommission für den Ethnologischen Atlas Europas und seiner Nachbarländer vom 19.-24. September 1976 in St. Pölten. Wien 1977, S. 19-42.

¹¹ Matthias ZENDER, Atlas der deutschen Volkskunde NF. Erläuterungen Bd. I zu den Karten NF 1-36. Marburg 1959, S. 11ff. — Richard WEISS, Die Brünig-Napf-Reuss-Linie als Kulturgrenze zwischen Ost- und Westschweiz auf volkskundlichen Karten. In: Geographica Helvetica 3 (1947), S. 153-175. — DERS., Kulturgrenzen und ihre Bestimmung durch volkskundliche Karten. In: Studium Generale 5 (1952), S. 363-373.

¹² Günter WIEGMANN, Probleme einer kulturräumlichen Gliederung im volkskundlichen Bereich. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 30 (1965), S. 95-117.

konstituierenden Elemente zu zerlegen und diese Elemente je nach Bedarf außerhalb ihres eigentlichen Kontextes und ohne jeden Bezug zu den anderen ad hoc zur Bildung eines geeigneten Isolinienbündels zu verwenden¹³.

Unter Berufung auf Mühlmanns Unterscheidung nach sozialem, kulturellem und historischem Gewicht sowie die Forderung Jenssens nach Lebendigkeit und Nähe zur Lebensmitte, stellte Wiegelmann folgende Kriterien auf:

1. Das Kriterium des Einflußfeldes oder der Dominanz. Je mehr Einzelheiten von der jeweiligen Kulturform oder Institution mitgeprägt werden, um so wichtiger ist ihre Stellung im Volksleben.
2. Das Kriterium der Häufigkeit und der Dauer der Realisierung. Je häufiger und je länger eine Kulturform verwirklicht wird, um so größer ist ihre Bedeutung im Volksleben.
3. Das Kriterium der Konstanz. Einer Kulturform, die während des gesamten Zeitabschnittes in Geltung war, ist ein größeres Gewicht zuzusprechen als kurzlebigen Erscheinungen.
4. Das Kriterium der Gemeinschaftsstellung. Kulturformen der maßgebenden Alters- und Sozialschichten sind wichtiger als diejenigen, die nur bei Kindern, alten Leuten oder einigen Armen zu finden sind. Ein Brauch, der allgemein üblich ist, hat mehr Gewicht als andere, die nur bei einem Teil des Ortes bekannt sind.

Eine grundsätzliche Diskussion der von Wiegelmann herausgearbeiteten Kriterien, die es ermöglichen, zwischen nicht relevanten und distinktiven Isoethnen zu unterscheiden, ist bis heute unterblieben. Dies ist wohl an erster Stelle darauf zurückzuführen, daß Wiegelmann seine theoretischen Ausführungen zu einem Zeitpunkt veröffentlichte, als in Deutschland weite Teile der Volkskunde sich einer anfänglich weitgehend ahistorisch-soziologistischen Betrachtungsweise zuwandten und sowohl die Inhalte als die Arbeitsmethoden der älteren Volkskunde radikal ablehnten. Eine Diskussion der Wiegelmannschen Ansätze wurde auch wohl dadurch erschwert, daß er in seinem Aufsatz stärker auf die Notwendigkeit einer Gewichtung der die Kulturräume konstituierenden Elemente einging, als daß er der Frage nachging, welche Elemente, sei es bei einer synchronen oder diachronen Analyse, überhaupt als konstituierend betrachtet werden können. Sigfrid Svensson äußert sich in seiner Einführung in die europäische Ethnologie im Kapitel „Kulturbezirke, Kulturräume und Verbreitungskarten“ nicht zu diesem Problem; Ilmar Talve ist sich der Problematik von „Kulturgrenzen“ zwar bewußt, aber beschränkt sich dann doch auf die These: „Wenn [...] die Verbreitungsgrenzen vieler für die Volkskultur recht wichtiger Erscheinungen zusammenfallen oder einander nahekommen, kann man den Gebrauch des Begriffs „Kulturgrenze“ erwägen, besonders, wenn die Erscheinungen verschiedene Bereiche der Volkskultur vertreten (z.B. Gebäude, Landwirtschaft,

¹³ BACH, Deutsche Volkskunde (wie Anm. 7) S. 331-338.

Speisenhaushalt, Fahrzeuge usw.)“¹⁴. Wiegelmanns Definition des Begriffs Kulturraum als „ein Gebiet, das sich in wichtigen Teilen seines Kulturpräges, in der Gemeinschaftsstruktur und in den die Einzelheiten bestimmenden Kulturdominanten markant von benachbarten Räumen abhebt“¹⁵ läßt nicht nur die Frage offen, welche und wieviele Teilsynthesen zur Erfassung der „wichtigen Teile“ des Kulturpräges eines Kulturraumes notwendig sind, sondern erweist sich, infolge der fehlenden inhaltlichen Bestimmung des Begriffes „Kulturpräge“ für eine synchrone bzw. historische Analyse, nur bedingt brauchbar. Erschwerend kommt natürlich hinzu, daß der Objektbereich unseres Faches nicht eindeutig definiert ist und je nach Forschungsansatz der distinktive Wert einzelner kultureller Phänomene zwischen sehr hoch und nicht relevant schwanken kann. Versucht man die von Wiegelmann erarbeiteten Kriterien praktisch anzuwenden, so stellt sich schon bald heraus, daß es trotz der nunmehr fast auf eine sechzigjährige Tradition zurückblickenden kulturräumlichen Forschung im Rheinland nicht möglich ist, auf Grund der bestehenden Untersuchungen in auch nur einem der von Wiegelmann angesprochenen Bereiche (Kleidung, Speise, Arbeit) zu einer umfassenden Synthese zu gelangen. Sogar im Bereich der Sprache, wo man dies am ehesten annehmen könnte, ist es auf Grund der bestehenden Sammlungen nicht möglich, da u.a. auch hier der Blick ausschließlich auf die präindustrielle bäuerliche Kultur gerichtet war. Während das Handwerk noch eine gewisse Beachtung verzeichnen konnte, finden sich weder in der Dialektologie noch in den volkskundlichen Fragebogen Fragen, die sich auf Sprache und Alltag des Industriearbeiters beziehen. Die manchmal vertretene Ansicht, das weite Umland einer Stadt widerspiegle in etwa die dort üblichen Formen, mag für ländliche zentrale Orte in jener Zeit noch zutreffen; für das Ruhrgebiet und das Rhein-Main-Dreieck kann es nicht zutreffen.

Spätestens an diesem Punkt muß die Frage nach dem Aussagewert und dem Indexcharakter der früheren volkskundlichen Fragestellung für die Alltagskultur der dreißiger Jahre in den germanisch-slawischen Kontaktzonen gestellt werden. Infolge der rückgewandten Fragestellung ist der ADV eher repräsentativ für das ausgehende 19. Jahrhundert als für die Zeit der tatsächlichen Erhebung (1929 - 1935). Lediglich die Karten „Muttertag“ (Nr. 33), „Adventskranz“ (Nr. 36) und „Geschenke für den Schulneuling“ (Nr. 98) befassen sich mit relativ jungen Innovationen, deren Verbreitungsbilder sich denn auch erheblich unterscheiden von den üblichen, oft noch durch eine Kleinkammerung geprägten räumlichen Lagerungen. Sie sind darin den von Gerda Grober-Glück in ihren Arbeiten zur Umgangssprache und Redensarten herausgearbeiteten Großräumen vergleichbar¹⁶.

¹⁴ Sigfrid SVENSSON, Einführung in die Europäische Ethnologie. Meisenheim am Glan 1973, S. 63-64. — Ilmar TALVE, Kulturgrenzen und Kulturgebiete Finnlands. In: Ethnologia Europaea (1973/74), S. 54-103, hier S. 56.

¹⁵ WIEGELMANN, Probleme (wie Anm. 12), S. 101.

¹⁶ Gerda GROBER-GLÜCK, Motive und Motivationen in Redensarten und Meinungen.

Überspitzt formuliert könnte man sogar behaupten, die Alltagskultur des frühen 20. Jahrhunderts könne man anhand des ADV nur *ex negativo*, aus dem Fehlen von Belegmaterial dokumentieren. Dies heißt natürlich nicht, daß es zu der Zeit in jenen Gebieten, die auf fast allen Karten als weiße Flecken in Erscheinung treten, keine Alltagskultur gab, sondern daß die auf die Erfassung präindustrieller Relikte ausgerichtete Fragestellung schon längst nicht mehr zeitgemäß war.

Betrachten wir als Objektbereich der Volkskunde die Kultur als Gesamtgebilde aus erlerntem Verhalten und Verhaltensresultaten, dessen einzelne Elemente von den Mitgliedern einer bestimmten Gesellschaft geteilt und weitergegeben werden, dann hat jeder Versuch einer kulturräumlichen Gliederung sich mithin mit Erscheinungen zweier Ordnungen zu befassen: einmal mit den Verhaltensresultaten, die beim Individuum durch psychische Zustände dargestellt werden (Einstellungen, Wertsysteme, Wissen), zum anderen mit materiellen Verhaltensresultaten als sinn- und geisterfüllten Schöpfungen und Objektivationen¹⁷.

Daß das Fragewerk des ADV und die bis dahin publizierten Karten auf Grund dieses Fragewerks dieser Definition von Kultur nur zum Teil entsprechen, leuchtet ein und ist durch mehrere Faktoren bedingt: a) die eindeutig und nachhaltig durch die Dialektgeographie beeinflusste Art der Fragestellung, b) eine falsche Einschätzung des Wertes von Dialektkarten in ethnologischen Atlanten, c) die politische Entwicklung in den dreißiger Jahren und deren negative Auswirkungen auf die Berliner Zentralstelle und d) die Tatsache, daß das Fragewerk ein Torso geblieben ist und wichtige Bereiche der Alltagskultur nicht erfaßt wurden.

Bestimmend für das Fragewerk wurde neben der Rheinischen Kulturräumforschung die deutsche Dialektgeographie. Dies führte bei dem großen methodologischen Vorsprung der explikativen Dialektologie zwangsläufig dazu, daß die Eigengesetzlichkeit der volkskundlichen Karte zu wenig berücksichtigt wurde.

Zenders bereits in den dreißiger Jahren nach dem Erscheinen der ersten Lieferung des ADV formulierte Zweifel und Bedenken, volkskundliche Karten in allzu einseitiger und enger Anlehnung an die von der Dialektgeographie entwickelten explikativen Methoden zu deuten, verhalten damals unbeachtet¹⁸.

Ein weiterer folgenschwerer Fehler war es, wie in der Dialektgeographie, die gesellschaftliche Einbettung der Phänomene bewußt aus dem Forschungsinteresse auszuklammern. Die soziale Wirklichkeit sowie der ethnisch unterschiedliche Aufbau in Mischgebieten und Enklaven wurde verdrängt. Nebenbei

Aberglaube, Volks-Charakterologie, Umgangsformeln, Berufspott in Verbreitung und Lebensformen. Marburg 1974, Karten 43, 44.

¹⁷ Ralph LINTON, *Gesellschaft, Kultur und Individuum*. New York 1945, dt. Ausgabe Frankfurt am Main 1974, S. 33.

¹⁸ ZENDER, *Zum Erscheinen* (wie Anm. 9).

sei bemerkt, daß weder der deutsche Sprachatlas noch der deutsche Wortatlas einen Einblick in die sprachliche Situation der damaligen deutschen Mischgebiete und der mit deutschen Siedlungen durchsetzten Grenzgebiete im Osten erlauben.

Die Berliner Zentralstelle klammerte sich fest an einem romantischen, damals schon politisch verfälschten Gemeinschaftsbegriff und einem Einheitsvolkdenken: Im Mittelpunkt der volkskundlichen Forschung steht (nach Schlenger) [...] die Gemeinschaft [...], die sich bedingt durch Blut und Rasse, Boden und Geschichte, in jahrhundertelanger Entwicklung zu ihrer heutigen Gliederung entfaltet hat [...]“¹⁹. Bei einer solchen Definition nimmt es kein Wunder, daß weder im theoretischen Schrifttum zum ADV noch auf den Karten der ersten Folge des ADV ethnische Minderheiten sprachlich in Erscheinung treten.

Das Problem der divergierenden Mehrfachangaben in einem Ort wurde gelöst, indem bei solchen „Mehrfach-Belegungen (Zitat Schlenger) [...] unter den Mitarbeitern eines Ortes eine sachlich begründete Auswahl getroffen [wurde], und zwar vor allem nach der Güte der Fragebogenbearbeitung“²⁰. Das Kriterium der „Güte“, das nicht weiter erläutert wird, führte in den von Harmjanz und Röhr herausgegebenen Karten des ADV offensichtlich dazu, daß Angaben, sofern sie nicht ins Konzept paßten, weggelassen bzw. eingedeutscht wurden. Erst in der von M. Zender herausgegebenen NF wurden in den Mischgebieten slawische Bezeichnungen aufgenommen oder durch Zusatzzeichen kenntlich gemacht.

Die Frage „slawisch“ oder „germanisch“, die vor allem die ältere Forschung fesselte, wobei nicht selten geopolitische Überlegungen eine Rolle spielten, ist heute als solche obsolet geworden. Die Lehrmeinung, es gäbe phylogenetisch bedingte kulturelle Objektivationen, ist allerdings weder an der deutschen Volkskunde noch an der anderer europäischer Länder ohne Spuren zu hinterlassen vorbeigegangen.

Die Begriffe „germanisch“ und „slawisch“ sind denkbar ungeeignet, kulturelle Objektivationen zu kennzeichnen, da sie beide eine Gruppe von Sprachen umfassen, deren Sprecher einer Reihe von Staaten angehören, deren kulturelle Prägung durch jeweils andere politische, geographische, sozialökonomische und religiöse Dominanten bedingt wurde.

Auch Bezeichnungen wie polnisch und deutsch sind ungeeignet, kulturelle Objektivationen in Kontaktzonen zu beschreiben, da sowohl polnisch als auch deutsch in dieser Gegenüberstellung eine kulturelle Einheit suggerieren, die in dieser Form nicht gegeben ist. Die nur auf den ersten Blick griffigen Bezeichnungen sind auch deshalb nicht verwendbar, weil in den Bezeichnungen in Bezug auf die Herkunft der kartierten Elemente sofort eine historische

¹⁹ Herbert SCHLENGER, *Methodische und technische Grundlagen des Atlas der deutschen Volkskunde*. Berlin 1934, S. 354 (= *Deutsche Forschung*. Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, H. 27).

²⁰ SCHLENGER, *Grundlagen* (wie Anm. 19), S. 58.

Komponente mitschwingt, welche erst erwiesen werden müßte.

Die Beweglichkeit der Kulturelemente in Zeit und Raum verbietet es geradezu, auf Grund synchroner Karten Kulturelemente diachron rückinterpretierend einer bestimmten Ethnie oder einem bestimmten Raum zuzuweisen, es sei denn, historische Fakten — wie in der Patrozinienforschung — ermöglichen es, mehrere synchrone Querschnitte zu legen.

Der Mangel an historischen, topographisch fixierbaren Belegen erschwert nicht nur die Deutung der Kartenbilder in ihrer historischen Dimension, sondern macht auch die Zuordnung der in den Kontaktzonen untersuchten Elemente zu einem höchst problematischen Unterfangen.

Die hier angesprochene Problematik zeigt z.B. Adolf Bachs Interpretation der Karte 17 des ADV (die Formen der Kinderwiege): „Älter ist wohl der Gegensatz zwischen den Wiegenformen des Westens und des Ostens. Es hat sich ergeben, daß der dt. Siedlungsraum aufgeteilt ist in ein Gebiet der westeuropäischen Kufenwiege (die sich auf dt. Boden, entsprechend der Gliederung in nieder- und hochdt. Mundarten, als Längsschwinger (Niederdeutschland) und Querschwinger (Ober- und Mitteldeutschland) zeigt) und ein anderes Gebiet der nord- und osteuropäischen Schaukelwiege, von dem allerdings nur noch einzelne Reste in der Form der Hängewiege im Vogtland, in der Wendei und in den Sudetenländern zu finden sind“²¹.

Hätte Adolf Bach sich die Mühe gemacht, diese Angaben an Hand der Karte 17 des ADV zu überprüfen, und nicht eine Aussage Schiers übernommen, wäre er wohl kaum zu dieser Schlußfolgerung gelangt²².

Die Verbreitung des Längsschwingers war nach dem ADV zu Anfang dieses Jahrhunderts keineswegs beschränkt auf den niederdeutschen Raum: Streubelege begegnen um 1930 vom Rheinland bis Ostpreußen, von Mecklenburg bis Kärnten; sie verdichten sich lediglich ein wenig zwischen Siegerland und Harz, im Lippe-Weser-Bergland und in der Rhön. Die querschwingende Wiege ist der vorherrschende Typ im gesamten damaligen Deutschen Reich und Österreich. Im übrigen begegnen Querschwinger und Längsschwinger nach Ausweis romanischer Atlanten ebenfalls in der Romania²³. Der von Schier und Bach

²¹ BACH, Deutsche Volkskunde (wie Anm. 7), S. 399.

²² SCHIER, Hauslandschaften (wie Anm. 1), S. 342. — DERS., Die Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slawen in volkskundlicher Sicht. In: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 2 (1938), S. 1-22; hier S. 4: „Die ältere Volkskultur des östlichen Mitteleuropa durchzieht der große Gegensatz der Kufen- und Hängewiege, von denen die erste als westgermanisch-deutsch, die letzte als nordgermanisch-ostgermanisch-slawisch zu bezeichnen ist.“

²³ Man vgl. z.B.: K. JABERG/J. JUD, Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. Bd. I, Zofingen 1928, Karte 61. — Jean-Baptiste MARTIN/Gaston TUAILLON, Atlas linguistique et ethnographique du Jura et des Alpes du Nord. Bd. III, Paris 1978, Karte 1344 und Tafel 3. — Pierre NAUTON, Atlas linguistique et ethnographique du Massif Central. Bd. III, Paris 1961, Karte 1465 und Tafel XXXVIII. — Jean SEGUY, Atlas linguistique et ethnographique de la Gascogne. Bd. III, Paris 1958, Karte 760.

postulierte West-Ost-Gegensatz existierte 1930 in dieser Form ebenfalls nicht. Zwar stimmt es, daß sich die Belege für an der Decke hängende Schaukelwiegen im Böhmischo-Mährischen-Bogen und in der Nieder-Lausitz etwas verdichten: Streu- und Einzelbelege begegnen allerdings im gesamten vom ADV erfaßten Gebiet. Die westlichsten Belege begegnen im Schwarzwald! J.J. Voskuil konnte nachweisen, daß es in den Niederlanden zwischen 1350 und 1600 Längschwinger, Querschwinger, Ständerwiegen und möglicherweise auch hängende Schaukelwiegen gab²⁴.

Dieses Beispiel, das auf Grund ikonographischer Darstellungen historisch noch vertieft werden müßte, macht die Fragwürdigkeit pauschaler Zuordnungen kultureller Objektivationen zum west- oder osteuropäischen Gebiet deutlich.

Die Aufnahme onomasiologischer Karten in ethnologische Atlanten ist nur dann vertretbar, wenn daneben ebenfalls Karten mit Aussagen zu dem Inhalt, der Intensität, dem Formenwandel und dem Verhalten der Bevölkerung aufgenommen werden. Nur dann vermag eine solche Karte bei einer engen Verknüpfung von Wort- und Sachforschung Aufschlüsse zu geben, welche die anderen Karten einzeln nicht zu leisten vermögen.

Eine auf sich gestellte onomasiologische Karte führt namentlich in früheren bzw. noch reell existierenden ethnischen Mischgebieten und Kontaktzonen eher in die Irre, als daß sie einen wesentlichen Beitrag zur Erhellung der kulturellräumlichen Situation zu leisten vermag. Das äußere sprachliche Zeichen, die Sprachhülle, kann über Jahrzehnte, sogar über Jahrhunderte beibehalten werden, sich sogar noch über weitere Gebiete ausdehnen, während der ursprüngliche Inhalt einem fortwährenden Wandel unterlag. Dies kann z.B. dazu führen, daß in einem ethnischen Mischgebiet und in weiteren Kontaktzonen der Inhalt a¹ der ethnischen Gruppe mit der Sprache a, teilweise oder ganz durch den Inhalt b¹ der ethnischen Gruppe mit der Sprache b ersetzt wird. Die Karte ergibt zusammen mit vergleichbaren Karten in diesem Fall möglicherweise Aufschluß über die Geltung der Sprache a in historischer Zeit, sie ermöglicht aber in keiner Weise einen Einblick in die tatsächliche kulturelle Situation oder deren Wandel.

Exemplarisch sei auf Matthias Zenders Karten zum Thema Grabbeigaben hingewiesen, auf denen Bezeichnung, Verbreitung, Brauchtum und Zweck der Totenmünze einander ergänzen, und erst die Synopse aller Karten es Zender ermöglichte, in Oberschlesien ostkirchlichen Einfluß auf die Sitte der Totenmünze nachzuweisen²⁵.

Die Frage, welchem Kulturraum ein Kulturelement im einzelnen zuzuordnen ist, läßt sich auf Grund unseres Materials allein aus mehreren Gründen kaum beantworten:

²⁴ J.J. VOSKUIL, De wieg in Nederland. In: *Volkskundig Bulletin* 1 (1975), S. 4-28, hier S. 10.

²⁵ Matthias ZENDER, Atlas der deutschen Volkskunde NF. Marburg 1958ff., Karten NF 13-20^b. — DERS., Die Grabbeigaben im heutigen deutschen Volksbrauch. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 55 (1959), S. 32-51, hier S. 47-49.

- a) Das Material des ADV ist in Gebieten mit einer ethnisch unterschiedlichen Bevölkerung bestenfalls repräsentativ für den deutschen Teil der Bevölkerung; es kann sich dabei um rein deutsche Orte in einem ethnischen Mischgebiet handeln bzw. um den deutschen Teil der Bevölkerung eines ethnisch heterogenen Ortes.
- b) Das Material des ADV ist nicht repräsentativ für die gesamte Alltagskultur — die materielle Kultur fehlt fast gänzlich — und war in der Fragestellung ausgerichtet auf die präindustrielle Kultur. Innovationen des 20. Jahrhunderts fehlen — abgesehen von der Frage nach dem Muttertag, dem Adventskranz und dem Schulneuling — völlig. Es fehlt im allgemeinen zeitlich gleichwertiges topographisch genau fixierbares Material aus dem anstoßenden slawischen Gebiet.
- c) Eine Aussage über die Zugehörigkeit eines Kulturelementes zu einem bestimmten Raum ist nur bei historisch räumlich und zeitlich einzuordnenden Innovationen im Bereich der materiellen Kultur möglich, kaum bei Elementen der geistigen Volkskultur.

Betrachten wir nämlich Innovationen des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts, so zeigt sich, daß jene Gebiete, die auf den Wortkarten des ADV mit slawischen Bezeichnungen durchsetzt sind, sich nicht anders verhalten als das damalige übrige Deutschland. Die Kleinkammerung, die bei präindustriellen Kulturelementen oft noch in Erscheinung tritt, zeigt sich hier nicht mehr.

Der *Adventskranz* (ADV NF 36) z.B. begegnet in gleichmäßiger Streuung sowohl in Masuren, den beiden Lausitzen, dem Hannoverschen Wendland und Niederschlesien. Lediglich der frühere Regierungsbezirk Oppeln, östlich von Neiße und Stober, weist mehr Negativbelege als Niederschlesien auf. Dies dürfte allerdings eher darauf zurückzuführen sein, daß es sich hier um ein fast rein katholisches Gebiet handelt, als auf die ethnische Zugehörigkeit bestimmter Teile der Bevölkerung, da auch die Angabe „nur in protestantischen Familien“ sich hier häuft. Insgesamt ist Oberschlesien dennoch dichter belegt als Teile des Rheinlands, Nordwestdeutschlands, Bayerns und Österreichs.

Die Karte *Muttertag* (ADV NF 33) zeigt ein ähnliches Bild: ca. 83 % der befragten Orte geben an, der Muttertag sei im ganzen Ort, bzw. in einigen Familien des Ortes bekannt. Oberschlesien liegt mit diesem Prozentsatz an zweiter Stelle hinter dem sächsischen Industriegebiet und weit über dem damaligen Durchschnitt der befragten Gebiete.

Die Karte *Geschenk zum Eintritt in die Schule* (ADV NF 98) schließt sich ebenfalls dem oben genannten Vorkommen an.

Ogleich es verfrüht wäre, auf Grund dieser drei Karten zu folgern, die ehemaligen slawischen Enklaven und die ethnischen Mischgebiete hätten sich generell bei allen Neuerungen gleich verhalten, scheint sich hier doch eine Tendenz zu zeigen, die es weiter zu verfolgen gilt, will man zu validen Aussagen über die kulturelle Stellung dieser Kontaktzonen um 1930 gelangen.

Als äußerst schwierig und nur in kollegialer Zusammenarbeit zu lösen

gestaltet sich die Frage nach der historischen Zuordnung kultureller Objektivationen von z.B. Formen, die sowohl im mitteldeutschen Osten als auch in den angrenzenden slawischen Gebieten begegnen. Als unhistorisch und unwissenschaftlich muß jeder Versuch betrachtet werden, auf Grund synchroner Karten Übereinstimmungen im deutsch-slawischen Kontaktgebiet als deutsche bzw. slawische Sub- oder Superstrate im Sinne einer West-Ost- bzw. Ost-West-Wanderung zu deuten, sofern hierfür nicht der historische Nachweis erbracht wird. Eindeutige Übereinstimmungen im synchronen Kartenbild zwischen dem deutschen Osten und dem angrenzenden slawischen Raum sind kein Beweis für derartige Thesen. Möglicherweise handelt es sich lediglich um Erscheinungen, die sich nur am Rande ihres ursprünglichen Verbreitungsgebietes gehalten haben. Problemlösungen vermag die synchrone Karte nur in den seltensten Fällen zu bieten, am ehesten noch macht sie deutlich, wo die Fragestellung anzusetzen hat.

Das polnisch-deutsche Grenzgebiet als kultureller Kontaktraum im Spiegel der volkskundlichen Atlanten

von

Zygmunt Klodnicki

Einleitung

Die Problematik des Kulturaustausches in den ethnischen Grenzgebieten wurde in der polnischen Ethnographie verhältnismäßig selten behandelt. Es wurden zwar, besonders in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, Forschungen auf dem Gebiet der mit Polen benachbarten Litauer, Weißrussen und Ukrainer durchgeführt, ohne daß man aber in der Regel die Erscheinung der Kulturentlehnung beachtete. In den letzten Jahrzehnten wird diese Problematik immer häufiger von den polnischen Ethnographen aufgenommen. Auch das polnisch-deutsche Grenzgebiet wird zum Gegenstand ihrer Untersuchungen¹.

Die polnisch-deutschen Kulturkontakte sind lange zurück zu datieren. Nach Ansicht mancher Forscher ist ihnen die Zeit einer Spracheinheit der Vorfahren der Baltoslawen und Germanen vorausgegangen, die nach dem Zerfall der vorindoeuropäischen Sprachgemeinschaft entstanden ist. Als sich die Vorfahren der Germanen in Nordwesteuropa ansiedelten, brachen die Sprach- und Kulturverbindungen mit den Protobaltoslawen ab. Neue Kontakte wurden mit Sicherheit erst in den ersten Jahrhunderten nach Christus aufgenommen, und zwar schon nach dem Ausscheiden der Urslawen aus der baltoslawischen Gemeinschaft. Es scheint als sicher, daß die ziehenden germanischen Stämme mindestens seit den Goten einen gewissen Einfluß auf die Kultur und die Sprache der Urslawen ausgeübt haben. Später, in der Zeit der Völkerwanderung, nahmen die slawischen Stämme, die nach Westen ins Elbegebiet zogen, eine rege Verbindung mit den germanischen Stämmen auf.

Infolge der historischen Prozesse entstanden in Mitteleuropa das polnische und das deutsche Volk. Diese Völker wurden vom 10. Jahrhundert an von einer

¹ Edward PIETRASZEK, Współczesne kontakty i zmiany kulturowe na pograniczach etnicznych (Die gegenwärtigen kulturellen Beziehungen und Veränderungen in den ethnischen Grenzgebieten). In: Lud 65.

der beständigsten Grenzen unseres Jahrtausends in Europa getrennt. Diese Grenze bildete kein unüberwindliches Hindernis sowohl für die Verschiebung der Ansiedlungen als auch für Entlehnungen der Kulturelemente und der Sprache. Infolgedessen entstand ein räumlich und zeitlich veränderliches Grenzgebiet, das leichter nach den Sprachkriterien als nach den ethnographischen Kriterien zu bestimmen ist.

Die Begriffe „polnisch“, „deutsch“ sind in erster Linie sprachliche Begriffe. Wenn wir vom polnisch-deutschen Grenzraum sprechen, haben wir den von der polnisch- und deutschsprachigen Bevölkerung bewohnten Raum im Sinne. Die sprachlichen und kulturellen Verhältnisse in diesem Gebiet waren von einer Vielfalt von Faktoren abhängig und veränderten sich mit ihnen. Sie schwankten zwischen den für die Bauern charakteristischen gutnachbarlichen Beziehungen bis hin zu einer Vertrautheit, die zu Mischehen führte, und einer feindlichen Einstellung. Diese Haltung äußerte sich in Auseinandersetzungen, die besonders von den herrschenden Klassen, Regierungen und Ideologien beeinflusst wurden. Diese verschiedenartigen Einstellungen übten auch einen Einfluß auf die Qualität und Intensität der kulturellen Kontakte aus, begrenzten sie aber sicherlich nicht.

Das polnisch-deutsche Grenzgebiet unterlag ständigen Veränderungen, es wurde vor allem vom deutschen Sprachraum aufgenommen. Der Raum des so aufgefaßten Grenzgebietes bestand nach 1918 auf der deutschen Seite hauptsächlich aus Oberschlesien, dem Oppelner Land, Wärrland und Masuren, auf der polnischen Seite dagegen hauptsächlich aus einem Teil des Niederweichsellandes. Nach dem Zweiten Weltkrieg befand sich dieses Gebiet kurz als Ganzes innerhalb der polnischen Staatsgrenzen. Nach der Übersiedlung der deutschen Bevölkerung bestand es nicht mehr. Diese Tatsache erschwert in hohem Maße das Erforschen des Austausches der Kulturelemente in historischer Hinsicht. Die gegenwärtigen Kontakte haben einen anderen Charakter, und es erfordert andere Forschungsmethoden, um sie zu untersuchen.

Zwei Forschungsrichtungen des polnisch-deutschen kulturellen Grenzgebietes

In den bisherigen Untersuchungen zur Problematik des polnisch-deutschen kulturellen Grenzgebietes sind zwei Richtungen zu verzeichnen. Die erste versucht, den Grenzraum nach ethnographischen Kategorien zu bestimmen. Die zweite Richtung erforscht neuzeitliche Entlehnungen und ihren Einfluß auf den Lebensstil und die Gestaltung der gegenseitigen Haltung der Nachbarvölker.

Kazimierz Moszyński war Repräsentant der ersten Richtung. Im Verlauf seiner Untersuchungen zur räumlichen Differenzierung der polnischen Volkskultur im Verhältnis zur gesamteuropäischen Kultur bestimmte er die Wege, auf denen sich die Kulturwellen in Mittel- und Mitteleuropa ausbreiteten (siehe Karte 1).

„Es muß ganz fest unterstrichen werden“, schrieb Moszyński im Jahre 1937, „daß der Hauptweg der abendländischen Kultur nicht über Pommern, d.h. vom Nordwesten, sondern über Schlesien nach Polen führte. Ich denke hier an die Volkskultur, aber auch die abendländische Zivilisation verbreitete sich ähnlich; ihre ältesten und hervorragendsten Zentren im an Polen grenzenden Teil Mitteleuropas lagen nämlich nicht im Norden dieses Gebietes, sondern in seiner Mitte; in Mittel- und Süddeutschland, sowie Böhmen. Das ist eine der Hauptursachen für die Bevorzugung Südpolens im Vergleich zu Nordpolen. Selbstverständlich darf man diese Begünstigung nicht als ständigen regen Kulturkontakt Südwestpolens mit dem Westen verstehen [...]. Die starke abendländische Strömung, die die Kulturwelle in östlicher Richtung trug, strömte breit in Südwestpolen ein, strömte dann weiter vor allem durch ein offenes, bevölkertes Land und berührte den Nordosten des Landes nicht. [...]. Im Süden Polens war die Ursache dieser Erscheinung das offene Land und die Bevölkerungsdichte. Außerhalb seiner nördlichen Grenzen dagegen, in Preußen, wo das Land dünn bevölkert ist, trugen dazu die Seewasserstraßen bei, wie auch die deutschen Siedlungen, die vom Westen kamen und mit ihm in Verbindung blieben. Von Preußen her drangen die westlichen Kulturelemente ziemlich tief auch in Litauen ein. Einige abendländische Kulturwellen dringen, verstärkt durch das deutsche Siedlungswesen, ins Gebiet zwischen der Ostsee und den Karpaten und bilden auf diese Weise charakteristische doppelflügelige Kulturkreise; ein Flügel solcher Kreise, gewöhnlich voller entwickelt, steuert dem Kiewer Land zu. Der zweite (schmäler und hauptsächlich außerhalb der Grenzen Polens) führt nach Samland“². Auf diesen schönen und scharfsinnigen Kartenkommentar kommen wir noch einmal im Verlaufe der Besprechung der Forschungspostulate zurück. Es muß jedoch erwähnt werden, daß der hier erörterte Artikel erschien, als die ersten ethnographischen Atlanten erst entstanden.

Aus den kartographischen Errungenschaften des Atlas der deutschen Volkskunde schöpfte Tadeusz Wróblewski und versuchte, auf die folgende Frage Antwort zu finden: „Ob und eventuell welche von den bis jetzt veröffentlichten ethnographischen Karten zeugen von den grundsätzlichen Unterschieden in den polnischen und deutschen Volkskulturen? Hat man in dem hier behandelten Grenzraum deutliche Grenzen der räumlichen Reichweite solcher Kulturer-scheinungen entdeckt, von denen man weiß, daß sie lediglich für den polnischen oder auch nur für den deutschen historisch-kulturellen Raum charakteristisch sind? Und schließlich: welche von den kulturellen Erscheinungen in diesem Raum sind Vertreter von Mischformen?“³ Der Verfasser kommt zu folgenden

² Kazimierz MOSZYŃSKI, Niektóre przyczyny różnicowania kultury ludowej w Polsce (Einige Gründe der Unterschiedlichkeit der Volkskultur in Polen). In: *Lud Słowiński* 4 (1938), S. B84-B85, B110-B113.

³ Tadeusz WRÓBLEWSKI, Pogranicze polsko-niemieckie w świetle materiałów etnograficznych (Das polnisch-deutsche Grenzgebiet im Lichte ethnographischer Untersuchungen). In: *Lud* 50,2 (1966), S. 435.

Schlußfolgerungen: Unter den analysierten kulturellen Erscheinungen „ [...] fanden wir keine, deren Grenze in diesem Raum einwandfrei ein Exponent der polnischen, beziehungsweise deutschen ethnohistorischen Grenze sein könnte“⁴. Bezeichnend ist der Titel einer schon früher veröffentlichten Arbeit von Wróblewski: „Gemeinsame Elemente in den Volkskulturen Mitteleuropas“. Der Autor unterstrich hier die mediterrane und dann westeuropäische Herkunft der Kulturwellen, die die Kultur der Völker Mitteleuropas unifizierte hätte⁵.

Andere Forscher suchten in den ethnographischen Atlanten nach den Kulturspuren der schon germanisierten polnischen und slawischen Bevölkerung. In erster Linie sollen hier Ethnographen erwähnt werden, die mit dem „Polnischen Ethnographischen Atlas“ (Polski Atlas Etnograficzny — PAE) in Verbindung stehen: der Leiter der Arbeitsstätte des PAE, Janusz Bohdanowicz⁶, und die ehemalige Mitarbeiterin Zofia Staszczak⁷. J. Bohdanowicz verweist beim Analysieren des Atlas der deutschen Volkskunde, des Atlas der pommerschen Volkskunde und des Polski Atlas Etnograficzny auf „ [...]die zweifellos bestehenden kulturellen Verknüpfungen zwischen Pommern und den anderen Regionen Polens, sowie die bestehenden Kulturerscheinungen, die Pommern von Deutschland trennen [...]“. „Man sollte meinen,“ schreibt der Verfasser weiter, „daß Erscheinungen von ähnlicher Reichweite, untypisch für den deutschen Raum, eine ältere Schicht bilden, die nach den eingedeutschten slawischen Pommern verblieb. Vorausgesetzt, die übrigen Erscheinungen, bestätigt in Pommern, wurden vom Westen und Süden von den slawischen Siedlern mitgebracht“⁸.

Ganz ähnlich behandelt es Staszczak. In einer unlängst erschienenen Veröffentlichung schreibt sie: „Als Betrachtungsmaterial wurden die Karten, vielmehr die Kulturelemente gewählt, die im Spiegel der Karten des ADV im Gesamtgebiet oder in einem Teil Westpolens auftreten [innerhalb der Grenzen nach 1944, Anm. d. Verf.], Anknüpfungen an die übrigen polnischen und slawischen Gebiete ergaben, nach dem Westen hin dagegen höchstens bis auf die Gebiete der ehemaligen slawischen Siedlungen reichen“⁹. In diesen Veröffentlichungen liegt ein Fehler *petitio principii*, der, kurz gesagt, auf der

⁴ WRÓBLEWSKI, *Pogranicze* (wie Anm. 3), S. 464.

⁵ Tadeusz WRÓBLEWSKI, *Wspólne elementy w kulturach ludowych środkowej Europy* (Gemeinsame Elemente in den Volkskulturen Mitteleuropas). Poznań 1964.

⁶ Janusz BOHDANOWICZ, *Analogie słowiańskie i odrębności kultury ludowej Pomorza Zachodniego w świetle atlasowych opracowań etnograficznych* (Slawische Ähnlichkeiten und Besonderheiten der Volkskultur Westpommerns im Lichte der ethnographischen Atlasbearbeitungen). In: *Lud* 50,2 (1966), S. 526-556.

⁷ Zofia STASZCZAK, *Pogranicze polsko-niemieckie jako pogranicze etnograficzne* (Der polnisch-deutsche Grenzgebiet als ethnischer Grenzgebiet). Poznań 1978.

⁸ BOHDANOWICZ, *Analogie* (wie Anm. 6), S. 528. Um eine größere Klarheit im Zitat zu erwirken, führte ich zwei der letzten Sätze nacheinander auf.

⁹ STASZCZAK, *Pogranicze* (wie Anm. 7), S. 11.

Identifizierung des nationalen Sprachraumes mit der Reichweite der Kulturelemente beruht. Ich persönlich würde die entgegengesetzte These vertreten, die besagt, daß es keine dauerhafte Verbindung zwischen der Reichweite einzelner Kulturelemente und der Ausbreitung einer ethnischen Gruppe (hier eines Volkes) gibt. Die Analyse von kulturellen Unterschieden in Grenzgebieten erlaubt keine Rückschlüsse auf ethnische Vorgänge.

Die sich gegenwärtig entwickelnden Untersuchungen der ethnischen Grenzgebiete in Polen konzentrieren sich immer mehr auf das Studium neuzeitlicher Kulturverbindungen und Änderungen. Dank der Bemühungen des Lehrstuhls für Ethnographie der Universität zu Wrocław und des Vorstandes der Polnischen Gesellschaft für Volkskunde fand im April 1980 ein diesem Thema gewidmetes Seminar statt. Beim Referieren dieser Forschungsrichtung stützte ich mich hauptsächlich auf die Zusammenfassung dieses Seminars, das mir der Organisator dieses Treffens, Edward Pietraszek, zugänglich machte¹⁰: „Verglichen mit der Vorkriegslage machte das polnische ethnische Grenzgebiet ab 1944 eine weitgehende Veränderung durch. Das einst mit zahlreichen polnischen und auch deutschen Enklaven durchsetzte Grenzgebiet bestand nach 1946 nicht mehr, sondern fällt jetzt mit der Staatsgrenze Polens und der DDR zusammen. Die ehemals weit verbreiteten Beziehungen der polnischen und deutschen Bevölkerung in Städten und Dörfern beschränkte sich viele Jahre lang auf vereinzelte Kontakte im Grenzgebiet und die organisierte Gruppentouristik“¹¹. Weitgehende Veränderungen traten auch im polnisch-litauischen, polnisch-weißrussischen und polnisch-ukrainischen Grenzraum ein. Politische Konflikte und antagonistische Haltungen, die besonders stark in den Grenzgebieten in Erscheinung traten, wurden abgeschwächt oder auch beigelegt. Die zeitgenössischen kulturellen Kontakte in den ethnischen Grenzgebieten tragen daher einen anderen Charakter als vor dem Zweiten Weltkrieg.

Das Seminar in Wrocław war ein Diskussionsseminar; die Teilnehmer aus einigen ethnographischen Zentren wandten ihre Aufmerksamkeit den kulturellen Unterschieden und ihrer Widerspiegelung im Bewußtsein der Bewohner im polnisch-deutschen Berührungsbereich zu. „Besonders hervorgehoben wurde die Bedeutung eines neuen Lebensstils in den ethnischen Enklaven, unter dem Einfluß der ständigen Grenzkontakte. Diese schwierige Forschungsaufgabe ist gegenwärtig besonders wichtig. Man besprach die Bildung neuer Kulturvorbilder unter der Einwirkung der Nachbarn, wie z.B. in der DDR unter dem Einfluß der dort beschäftigten Polen. Man verwies hier im Zusammenhang damit auf die fundamentale Bedeutung des Familienmilieus im Entstehen neuer Vorbilder aus anderen ethnischen Kulturen“¹².

¹⁰ Dieses Seminar fand am 25. April 1980 statt. Es nahmen Ethnographen aus einigen polnischen ethnographischen Zentren sowie einige ausländische Kollegen daran teil.

¹¹ PIETRASZEK, Współczesne kontakty (wie Anm. 1).

¹² PIETRASZEK, Współczesne kontakty (wie Anm. 1).

Forschungspostulate

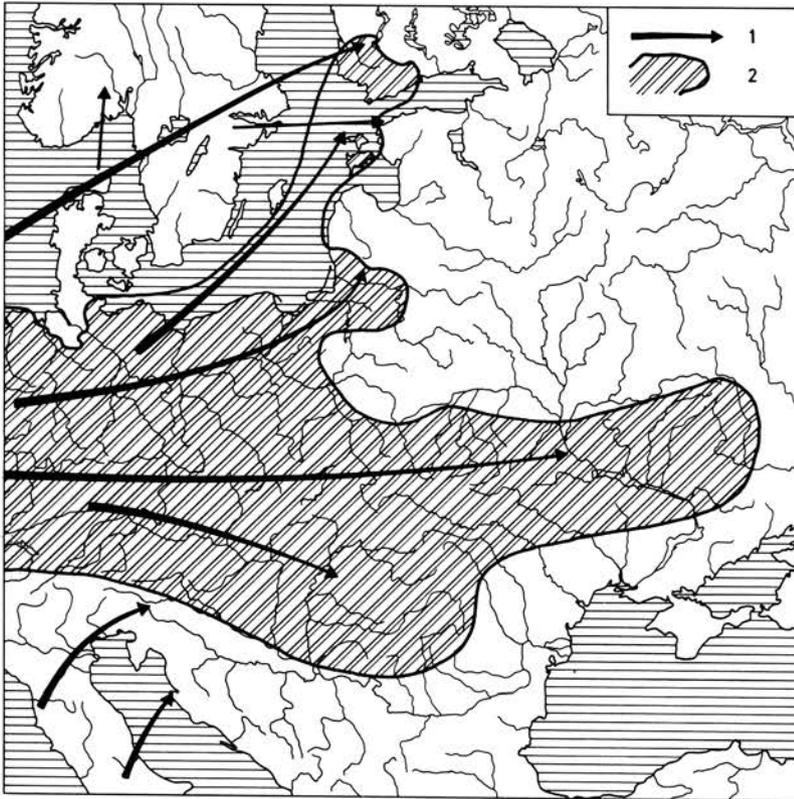
Die Kulturwelle, die das ethnische Grenzgebiet von einem zum anderen Volk durchdrang, spiegelt sich im Bewußtsein der Bewohner wider. Das bestimmte Element, das im untersuchten Dorf oder einer Gegend im Bereich des polnisch-deutschen Grenzgebietes z.B. mit den deutschen Siedlern erscheint, kann vorerst als eine Art ethnisches Zeichen, als eine Information über die Zugehörigkeit des Trägers dieses Kulturgutes zum deutschen Volk anerkannt werden. Nach einiger Zeit wird dieses Element von der polnischen Bevölkerung übernommen. Das Kulturgut verliert auf diese Weise seine ethnische Funktionsdeterminante, doch besteht bei den Bewohnern des Grenzraumes und der Nachbargebiete eine zeitlang noch das Bewußtsein der Entlehnung dieses Kulturgutes von einer fremden Gruppe. Manchmal findet dieses Bewußtsein seinen Ausdruck in der Bezeichnung der Kulturelemente, z.B. des Fachwerks, das, aus dem deutschen Raum kommend, sich in West- und Nordpolen verbreitete und dort die „preußische Mauer“ (polnisch „mur pruski“) genannt wird. Dieses Bewußtsein schwindet mit der Zeit, und das kulturelle Element kann sich in den Gebieten am Grenzraum und noch darüber hinaus ausbreiten.

Somit sollte man die kulturellen Kontakte mit verschiedenen Methoden untersuchen:

1. Die zeitgenössischen kulturellen Kontakte und Veränderungen sollen untersucht werden, indem man Beobachtungen durchführt sowie die Meinungen der Grenzbewohner und der Nachbargebiete notiert. In den polnischen Atlasforschungen wurde dieses Problem gewöhnlich vernachlässigt, doch in den archivalischen Quellen des PAE ist eine Anzahl von Informationen zu finden, die die Kulturentlehnungen des Grenzgebietes betreffen.

2. Entlehnungen, die in früherer Vergangenheit entstanden sind, finden keine Widerspiegelung im Bewußtsein der Bewohner der Grenzgebiete und der anstoßenden Zonen. Um sie im ethnographischen Material abzulesen, sollte man sich der geographischen Methode bedienen. Die von Moszyński vorgeschlagene Methode ermöglicht danach zu fragen, welches Volkskulturgut in Ostmitteleuropa vor verhältnismäßig langer Zeit aus dem Westen entlehnt wurde. Entlehnungen dieser Art treten in Polen, in der Ukraine, in Weißrußland und Litauen in einem charakteristischen zweiflügeligen Wirkungsbereich auf (siehe Karte 1). Diese Methode erfordert tiefgehende Vergleichsstudien, die trotz gewisser Mängel anhand der volkskundlichen und sprachethnographischen Atlanten durchgeführt werden können. Allmählich verebben die Kulturwellen. Das Kulturgut verbleibt dabei noch am längsten in den Ausläufern des Wirkungskreises. Es ist anzunehmen, daß sich in der westslawischen Volkskultur noch bis ins 20. Jahrhundert hinein viele aus den deutschen Gebieten entlehnte Elemente gehalten haben, die in diesen Gebieten selbst schon verschwunden sind. Als Beispiel könnte man die Verbreitung der Bargen anführen. Auf diese Weise erlauben die Untersuchungen der westslawischen Volkskultur, die ehemalige Volkskultur der Festlandgermanen zu rekonstruieren.

Karte 1



Hauptwege der europäischen Kultur (nach K. MOSZYŃSKI, *Przyczyny ...*, S. 111B, Abb. 9)
 Auf der Karte wurde exemplarisch der östliche und mittlere Teil des europäischen Gebietes des Kappenflegels dargestellt: teilweise nach MOSZYŃSKI, *Przyczyny ...*, S. 112B, Abb. 10; korrigiert nach H. VILPPULA, *Das Dreschen in Finnland*. Helsinki 1955, Karte S. 113; E. CH. KARU, *Sposoby molotby v Estonii vo vtoroj polovine XIX — načale XX v.* In: *Etnografičeskoje kartografirovanije materialnoj kultury narodov Pribaltiki*. Moskva 1975, Karte S. 71; *Polski Atlas Etnograficzny*, Bd. 2. Warszawa 1965, Karte 70, bearb. v. J. GAJEK/Z. STASZCZAK/D. TROTZIG, *Slagan och andra tröskredskap*. Stockholm 1943, Karte S. 34 (für Ukraine, Moldau und Rumänien); L.K. KOVACS, *Die ungarischen Dreschflegel und Dreschmethoden*. In: *Acta Ethnographica* 1 (1950), Karte 2; G. WIEGELMANN, *Erste Ergebnisse der ADV-Umfragen zur alten bäuerlichen Arbeit*. In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 33 (1969), Karte 9.

Anmerkung: Auf der Karte sind Enklaven der Verbreitung des Kappenflegels am Nordostufer der Bottnischen Bucht und nördlich des Ladoga Sees sowie das vereinzelte Vorkommen des Kappenflegels im mittleren Finnland nicht eingezeichnet. (s.: T. VUORELA (Hrsg.), *Suomen kansankulttuurin Kartasto*. Bd. 1. Aineellinen kulttuuri. Helsinki 1976, Karte 22, H. Vilppula).

Das polnisch-deutsche Grenzgebiet in den polnischen ethnographischen und sprachethnographischen Atlanten

Aufmerksamkeit verdienen die seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts systematisch durchgeführten Forschungen, die den Zweck verfolgen, ethnographische Atlanten zu erarbeiten. Die Volkskultur des Grenz- und Nachbargebietes wurde auf den Karten des Polski Atlas Etnograficzny¹³ und des Atlas der deutschen Volkskunde¹⁴ dargestellt. Die einzelnen Gebiete sind enthalten im Atlas der pommerschen Volkskunde¹⁵ sowie in den polnischen sprachethnographischen Atlanten und Sprachatlanten: Atlas Językowy Śląska (Schlesischer Sprachatlas)¹⁶, Atlas Języka i Kultury Wielkopolski (Atlas der Sprache und Kultur Großpolens)¹⁷, Atlas Językowy Kaszubszczyzny i Dialektów Sąsiednich (Sprachatlas der kaschubischen und benachbarten Dialekte)¹⁸, sowie in der Serie Studia Warmińsko-Mazurskie (SWM, Ermlandisch-Masurische Studien)¹⁹, die durch Ulrich Tolksdorfs Studien ergänzt werden²⁰. Es müßte

¹³ Józef GAJEK (Red.), Polski Atlas Etnograficzny - Zeszyt próbny (Probeheft), (Karten 1-17). Wrocław 1958; Heft 1 (Karten 1-57). Warszawa 1964; Heft 2 (Karten 58-129). Warszawa 1965; Heft 3 (Karten 130-190). Warszawa 1968; Heft 4 (Karten 191-250). Warszawa 1971; Heft 5 (Karten 251-304). Warszawa 1974; Heft 6 (Karten 305-355). Warszawa 1981.

¹⁴ Atlas der deutschen Volkskunde, hrsg. v. Heinrich HARMJANZ und Erich RÖHR, 1. Lief. (Karten 1-21) 1936; 2. Lief. (Karten 22-38) 1937; 3. Lief. (Karten 39-58) 1938; 4. Lief. (Karten 59-80) 1938; 5. Lief. (Karten 81-99) 1939; 6. Lief. (Karten 100-120) 1939. Neue Folge hrsg. von Matthias ZENDER, seit der 4. Lief. in Zusammenarbeit mit Günter WIEGELMANN und Gerda GROBER-GLÜCK, 1. Lief. (Karten 1-12) 1958; 2. Lief. (Karten 13-24) 1959; 3. Lief. (Karten 25-36) 1962; 4. Lief. (Karten 37-48) 1965; 5. Lief. (Karten 49-60) 1973; 6. Lief. (Karten 61-72) 1977; 7. Lief. (Karten 73-84) 1979.

¹⁵ Karl KAISER, Atlas der pommerschen Volkskunde, Greifswald 1936.

¹⁶ Alfred ZARĘBA, Atlas językowy Śląska (Bd. 1, Einführung mit 4 Karten). Kraków 1969; Bd. 2 Teil 1 (Karten 1-250), Teil 2: (Verzeichnisse und Kommentare zu den Karten 1-250). Kraków 1970; Bd. 3 Teil 1 (Karten 251-500), Teil 2 (Verzeichnisse und Kommentare zu den Karten 251-500). Warszawa-Kraków 1972; Bd. 4, Teil 1 (Karten 501-750), Teil 2 (Verzeichnisse und Kommentare zu den Karten 501-750). Warszawa-Kraków 1974. Der Atlas wurde anhand von Forschungen bearbeitet, die in 58 Dörfern durchgeführt worden waren.

¹⁷ Zenon SOBIERAJSKI/Józef BURSZA (Hrsg.), Atlas Języka i Kultury Ludowej Wielkopolski. Bd. 1: Hauswirtschaft — Speise. Teil 1 (Karten 1-115 und Hilfskarten 9), Teil 2 (Einführung — Verzeichnisse und Kommentare zu den Karten 1-115). Wrocław 1979; Bd. 2: Der Mensch — die Natur. Teil 1 (Karten 116-235), Teil 2 (Verzeichnisse und Kommentare zu den Karten 116-235).

¹⁸ Z. STIEBER (Hrsg.), ab Bd. 7: H. POPOWSKA-TABORSKA (Hrsg.), Atlas Językowy Kaszubszczyzny i Dialektów Sąsiednich, Bde 1-15. Wrocław 1964-1978. (700 Karten und 20 synthetische Karten). Die ersten Bände enthalten die Karten, die hauptsächlich das Wortgut betreffen. Im letzten Band das Kartenverzeichnis.

¹⁹ In der Reihe Studia Warmińsko-Mazurskie. Słownictwo Warmii i Mazur (SWM) (Das Wortgut von Ermland und Masuren) erschienen: Janusz SIATKOWSKI, (= SWM 1)

noch der Atlas Kultury Ludowej w Polsce (Atlas der Volkskultur Polens)²¹, Mały Atlas Gwar Polskich (Kleiner Atlas der polnischen Mundarten)²², Atlas Językowy Polskiego Podkarpacia (Sprachatlas des polnischen karpatischen Vorgebirges)²³ und Atlas polskich gwar spiskich na terenie Polski i Czechosłowacji (Atlas der polnischen-zipsischen Mundarten auf dem Gebiet von Polen und der Tschechoslowakei)²⁴ erwähnt werden. Die regionale Reichweite einzelner Atlanten veranschaulicht Karte 2.

Die Volkskultur der ehemaligen deutschen Ostgebiete ist vor allem in den Karten des Polnischen Ethnographischen Atlas und des Atlas der deutschen

Budownictwo i obróbka drewna (Bauwesen und Holzbearbeitung). 1958, Karte 64; Jadwiga SYMONI-SUŁKOWSKA, (= SWM 2) Transport i komunikacja (Transport und Verkehr). 1958, Karte 16; H. HORODYŃSKA, (= SWM 3) Hodowla (Viehzucht). 1958, Karte 34; Barbara MOCARSKA-FALIŃSKA, (= SWM 4) Uprawa i obróbka lnu (Bau und Bearbeitung von Flachs). 1958, Karte 35; E. JURKOWSKI/J. ŁAPIŃSKI/Mieczysław SZYMCZAK, (= SWM 5) Stopnie pokrewieństwa. Życie społeczne i zawody (Verwandtschaftsgrade. Gemeinschaftliches Leben und Berufe). 1959; W. KUPISZEWSKI, (= SWM 6) Astronomia ludowa. Miary czasu i meteorologia. (Volkssternkunde. Zeitmaße und Wetterkunde). 1959, Karte 8; H. BIEŃ-BIELSKA, (= SWM 8) Wierzenia i obrzędy (Volks Glaube und Volksbrauch). 1958, Karte 10; J. JUDYCKA, (= SWM 9) Słownictwo z zakresu uprawy roli w gwarach Pomorza Mazowieckiego (Der Wortschatz aus dem Bereich der Bodenbearbeitung in den Mundarten Masowien-Pommerns). 1961; Anna MOCARSKA-KOWALSKA, (= SWM 10) Rybołówstwo (Fischfang). 1959, Karte 18; S. DUBISZ, (= SWM 11) Nazwy roślin w gwarach ostródzko-warmińsko-mazurskich (Pflanzennamen in den österrödisch-ermländischen und masurischen Mundarten). 1977; D. BARSKA-ANTOS, (= SWM 12) Odzież (Kleidung). 1980.

²⁰ Ulrich TOLKSDORF, Essen und Trinken in Ost- und Westpreußen. Bd. 1, Marburg 1975, S. 447.

²¹ Kazimierz MOSZYŃSKI/J. KLIMASZEWSKA, Atlas Kultury Ludowej w Polsce. Bd. 1, Kraków 1934; Bd. 2 zusammen auch mit M. BYTNARÓWNA, Kraków 1935; Bd. 3, Kraków 1936. Der Atlas enthält 30 Karten über die geistige Kultur mit kurzen Kommentaren. Die Karten sind ohne den Textteil neu abgedruckt in: Kazimierz MOSZYŃSKI, Kultura ludowa Słowian. Bd. 2, Teil 1, 2. Aufl. Warszawa 1967. Der Atlas ist die erste planmäßig und methodisch bearbeitete geographische Darstellung in Europa, einer Reihe von ethnographischen Erscheinungen eines bestimmten Landes. Die Bearbeitung dieses Atlas wurde von K. MOSZYŃSKI im Jahre 1923 begonnen. Es wurden volkskundliche Forschungen in etwa 130 Dörfern durchgeführt, die gleichmäßig über ganz Polen verteilt sind. Dieses Material wurde noch mit Angaben aus der Literatur und aus durchgeführten Umfragen ergänzt. Die Kartenkommentare bestehen aus Fragenkatalogen, Sammlungsergebnissen aus der Literatur und dem Vergleichsmaterial der an Polen grenzenden Gebiete.

²² Kazimierz NITSCH (Hrsg.), ab Bd. 3: Mieczysław KARAŚ (Hrsg.), Mały Atlas Gwar Polskich, 13 Bde. Wrocław-Kraków 1957-1970. (601 Karten und Kommentare).

²³ M. MAŁECKI/K. NITSCH, Atlas Językowy Polskiego Podkarpacia. Kraków 1934 (499 Karten und 1 Band mit Kommentaren).

²⁴ Zenon SOBIERAJSKI, Atlas polskich gwar spiskich na terenie Polski i Czechosłowacji. Bd. 1, 1966; Bd. 2, 1970; Bd. 3, 1973; Bd. 4, 1977.

Volkskunde bearbeitet worden. Beide Atlanten weisen jedoch Unterschiede in der Entstehungszeit, der Untersuchungstechnik sowie in der Thematik auf. Im ADV herrschen Fragen zur geistigen und gesellschaftlichen Kultur vor; in den bisher herausgegebenen Heften des PAE überwiegt der Bereich der materiellen Kultur. Bis jetzt wurden nur selten die gleichen Probleme in beiden Atlanten bearbeitet.

Die Arbeitsstätte des PAE begann mit ihren Forschungen in den fünfziger Jahren. Vollständige Untersuchungen konnten überall dort durchgeführt werden, wo man auf einheimische Bevölkerung traf, d.h. in Oberschlesien und im Oppelner Land, im Ermland und in den Masuren. Schwierig und unvollständig waren die Untersuchungen in den ehemaligen deutschen Ostgebieten, die von der deutschsprachigen Bevölkerung verlassen wurden. Die materielle Kultur dieser Gebiete wurde nur in der Hälfte der Karten des PAE behandelt, hauptsächlich für das Bauwesen, landwirtschaftliche Geräte, Zaumzeug und Transportmittel. Die übrige materielle und gesellschaftliche Kultur dieser Gebiet wird wegen Informationsmangel in den Karten des PAE nicht berücksichtigt. In einem erheblichen Maße füllt der ADV diese Lücke aus. Auch wenn man die Karten, die die Spracherscheinungen betreffen, nicht mit in Betracht zieht, so gibt es in beiden Atlanten annähernd 300 Karten, die die räumliche Verteilung des Kulturgutes in den ehemaligen deutschen Ostgebieten behandeln.

Die Volkskultur der Gebiete, in denen überwiegend die einheimische Bevölkerung verblieben ist (Oberschlesien und Oppelner Land, Ermland und Masuren) wurde nicht nur um vieles genauer in den Karten des PAE geschildert, sondern auch in den oben genannten regionalen Atlanten.

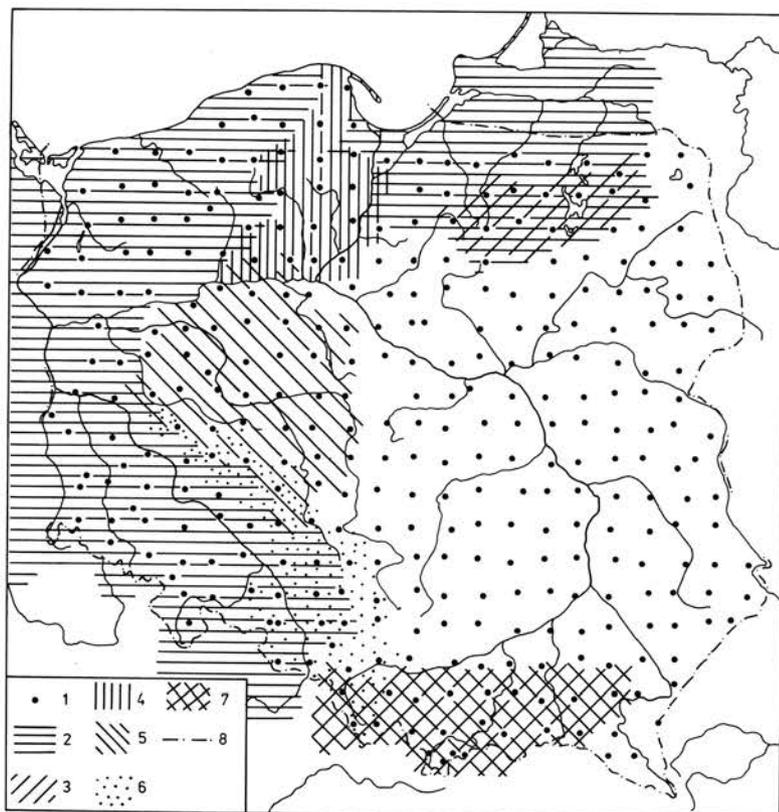
Gehen wir jetzt zu einer kurzen Besprechung des PAE über²⁵. Als wichtigste Aufgabe des Atlas gilt die Schaffung einer räumlich und chronologisch geordneten Sammlung von Quellen, welche die Grundlage für eine Rekonstruktion früherer, die ethnographische Struktur Polens gestaltender historischer Prozesse bilden sollen.

Die Karten des PAE stützen sich hauptsächlich auf die von geschulten Ethnographen und Ethnographiestudenten durchgeführte Feldforschung. In den letzten Jahren wurden die Umfragen intensiviert, sie hatten aber meistens einen verifizierenden und ergänzenden Charakter. Zeitlich umfassen die Karten im Prinzip die letzten 60 bis 80 Jahre, gerechnet ab dem Datum unserer Feldforschung. Außerdem werden Materialien aus Museen, Archiven und Fachliteratur verwertet. Die Feldforschung für den PAE wird anhand einheitlicher Fragebogen in 340 Dörfern durchgeführt. Die Dörfer liegen ca. 25 bis 30 km voneinander entfernt auf dem Territorium Gesamtpolens.

Der Atlas umfaßt ausgewählte Erscheinungen aus allen Bereichen der

²⁵ Ausführlicher wurde dieses Thema behandelt bei: J. GAJEK/Z. KLONICKI, Der Polnische Ethnographische Atlas. Forschungsstand. In: *Ethnologia Slavica* 8/9 (1977), S. 295-301.

Karte 2



Bereich der Ethnographie- und Sprachatlanten im Grenzgebiet der polnischen und deutschen Sprache

1. Dörfer, in denen Forschungen für den Polnischen Ethnographischen Atlas (Polski Atlas Etnograficzny) durchgeführt wurden.
2. Gebiet des Atlas der deutschen Volkskunde.
3. Gebiet der Ermländisch-Masurischen Studien (Studia Warmińsko-Mazurskie).
4. Gebiet des Sprachatlas der kaschubischen und benachbarten Dialekte (Atlas językowy Kaszubszczyzny i dialektów sąsiednich).
5. Gebiet des Atlas der Sprache und Volkskultur Großpolens (Atlas języka i kultury ludowej Wielkopolski).
6. Gebiet des Schlesischen Sprachatlas (Atlas językowy Śląska).
7. Gebiet des Sprachatlases des polnischen karpatischen Vorgebirges (Atlas językowy polskiego Podkarpacia).
8. Staatsgrenze Polens.

Volkskultur, also der materiellen, gesellschaftlichen und geistigen Kultur. Er umfaßt ausgewählte Erscheinungen, also solche, die die räumlichen Unterschiede innerhalb Polens abbilden. Neben diesen Karten werden im PAE auch Hilfskarten publiziert, die folgende Elemente beinhalten: administrative und politische sowie kirchliche Einteilung, das geographische, zoo- und phytogeographische Milieu usw. Den bisher veröffentlichten Fundus des PAE bilden neben dem Proband mit Textteilen die Bände 1-6, die 355 Karten enthalten, darunter 300 rein ethnographische Karten. Die Mehrzahl der veröffentlichten Karten bezieht sich auf die Landwirtschaft und das Bauwesen. Bei der Hälfte der Karten wurde die raumzeitliche Dynamik berücksichtigt, d.h. die Veränderlichkeit der Verbreitung in zeitlichen Querschnitten. Für einen Teil der Karten sind mundartliche Bezeichnungen in enger Verbindung mit konkreten Kulturerscheinungen berücksichtigt worden. Im Druck befinden sich gegenwärtig die Bände 7 und 8 mit Karten, die sich in der Hauptsache auf Transport und Ernährung, mit Tod und Begräbnis verbundene Glaubensformen, Sitten und Bräuche sowie die rituelle Besenkung der Kinder beziehen. Heft 9 mit Karten zum Jahres- und Hochzeitsbrauchtum, zu Geburts-, Brauch- und Glaubenssitten sowie zu Windmühlen und Kapellen ist in Vorbereitung.

Zum Abschluß möchte ich noch betonen, daß die Volkskultur des polnisch-deutschen Grenzraumes und seiner Nachbargebiete in einer Vielzahl von Karten bearbeitet ist. Aus diesen Karten lassen sich aber nicht unmittelbar die polnisch-deutschen Kontakte ablesen. Die Anwendung der geographischen Methode wird hier manches erhellen; auf Grund der Verbreitungsgestaltung (Konfiguration) des volkskümlichen Kulturgutes können Schlüsse aus ihrer Geschichte und folglich aus der Geschichte der polnisch-deutschen Kontakte gezogen werden. Zu betonen ist, daß umso sichere Erfolge mit der geographischen Methode erzielt werden, je größere Gebiete die Karten umfassen. In unserem Falle ist das analysierte Gebiet verhältnismäßig klein, und die Karten der gesamten Atlanten sind, wie gesagt, kaum vergleichbar. Dies erschwert beträchtlich die Untersuchung der kulturellen Kontakte im polnisch-deutschen Grenzgebiet.

Der sächsisch-ostthüringische Regionalstil im frühen 20. Jahrhundert

von

Gerda Grober-Glück

Unsere Untersuchung gilt dem Regionalstil des sächsisch-ostthüringischen Landschaftskomplexes zwischen Saale und Oberlauf der Neiße, wie er sich an Erscheinungen der Volkskultur im Atlas der deutschen Volkskunde¹ abzeichnet. Ein Überblick über die historisch-geographischen Voraussetzungen² ist dafür unerlässlich.

Schon die Eindeutschung der Sorbenmark östlich der Saale, dann vor allem die Ostkolonisation, die im 12. Jahrhundert begann, hatte die Bildung von Herrschaftsgebieten verschiedensten Ausmaßes zur Folge. Die stärkste Machtbildung glückte dabei dem Hause Wettin, das vom 12. Jahrhundert an, ausgehend von der Mark Meißen, systematisch seinen Territorialbesitz erweiterte und im Westen die Nachfolge der thüringischen Landgrafen antrat. Die Teilung von 1485 brachte die Trennung von Thüringen und Sachsen. Für die Durchführung der Reformation, die von den Landesfürsten geschützt und gefördert wurde, war sie, von den Anfängen abgesehen, nicht von Bedeutung. 1648 wird das albertinische Kursachsen im Süden begrenzt durch die Erzgebirgsgrenze gegen das Königreich Böhmen; im Osten sind seit 1635 die Marken Ober- und Niederlausitz dazugekommen; die Nordgrenze ist etwa durch die Städte Guben, Lübben, Jüterbog, Wittenberg festgelegt; im Westen

¹ Heinrich HARMJANZ/Erich RÖHR (Hrsg.), Atlas der deutschen Volkskunde. Lief. 1-6, Leipzig 1937-1940. — Matthias ZENDER (Hrsg.), Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge. Lief. 1-7, Marburg 1958-1979.

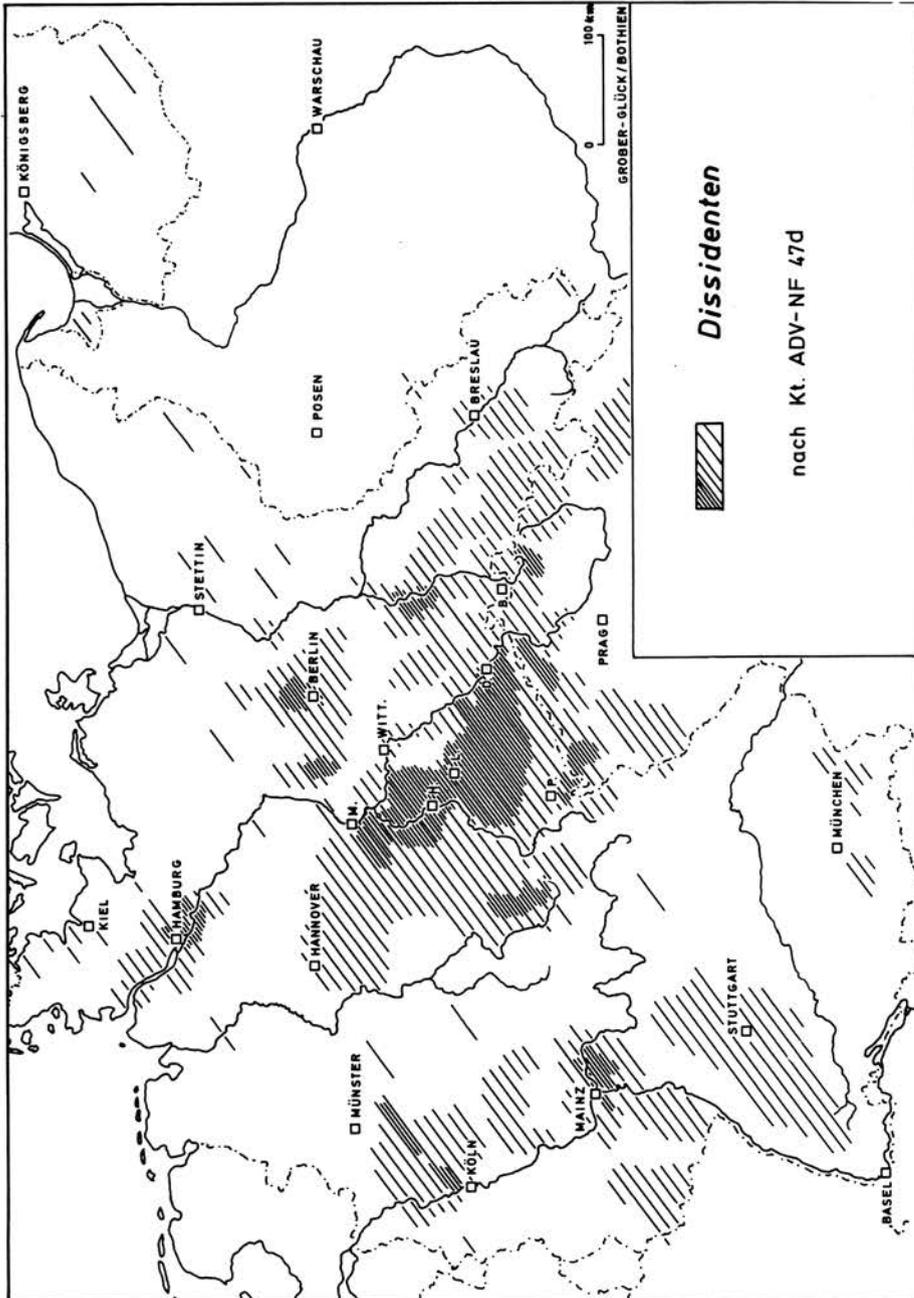
² Der geschichtliche Abriss folgt u.a. den Darstellungen von Rudolf KÖTZSCHKE, Territoriales Werden. In: Grundriß der Sächsischen Volkskunde, hrsg. von Walter FRENZEL/Fritz KARG/Adolf SPAMER. 2 Bde. Leipzig 1932/33, Bd. 1, S. 20-31; und der Zusammenfassung: Bd. 2, S. 54-56. — Die Beschreibung der geographischen und wirtschaftsgeographischen Verhältnisse ist entnommen aus G. RÖLLIG, Die Wirtschaft Sachsens. Eine geographische Studie. Phil. Diss. Leipzig 1928. — O. MAULL, Deutschland. Leipzig 1933. — Felix BURKHARDT, Die ständische Gliederung. In: Grundriß der Sächsischen Volkskunde, Bd. 1, S. 68-75.

wird die Saale teils überschritten, teils nicht erreicht. Die Einteilung in Kreise mit straffer, nach modernen Prinzipien geführter Verwaltung sicherte den Zusammenhalt. Dieser Gebietsumfang blieb unverändert bis zum Wiener Kongreß 1815: das Königreich Sachsen wurde durch Verluste im Norden und Osten an Preußen und im Westen an Thüringen fast auf die Hälfte reduziert. 1918 ging dieser Besitzstand dann unverändert in den Freistaat Sachsen über.

Das geographische Bild des Raumes ist bestimmt durch den Gebirgsrand im Süden, das Erzgebirge, im Westen flankiert durch Fichtel- und Elstergebirge, nach Osten sich fortsetzend im Elbsandstein- und Lausitzer Gebirge. Dem im Unterschied zum Süden nach Norden zu flachen Abfall des Gebirges — die Staatsgrenze verläuft in etwa auf dem Kamm — folgt die Bewässerung: die Saale, die südöstlich von Magdeburg in die Elbe mündet; die Weiße Elster, die bei Leipzig die Pleiße aufnimmt; Zwickauer und Freiburger Mulde, die sich südlich von Grimma zur Mulde vereinigen, deren Mündung in die Elbe nördlich von Dessau erfolgt; die Elbe, die von Süden kommend das Gebirge durchbricht; die Schwarze Elster, die vom Lausitzer Hügelland ihren Ausgang nimmt und zwischen Torgau und Wittenberg in die Elbe mündet; die Spree und die Neiße, die aus dem Lausitzer Bergland kommen. Die Flüsse gliedern das Sächsische Hügelland und das fruchtbare Flachland des Nordens, das in zwei Buchten, der Halle-Leipziger Bucht und der Elbebucht, nach Süden greift.

Entscheidend für die Entwicklung des Landes wurde der Erzreichtum des Gebirges, der ihm den Namen gab. Die Funde von Silber und anderen wichtigen Metallen beginnen in der Umgegend von Freiberg bereits im 12. Jahrhundert und setzen sich in den folgenden Jahrhunderten in Richtung Ost-West fort. Das freie Bergrecht ermöglicht Zuzug aus aller Welt; bäuerliche und bergmännische Kolonisation gehen nebeneinander her. Zahlreiche weitere Bergstädte wie z.B. Annaberg, Oberwiesenthal, Johannegeorgenstadt entstehen. Trabantsiedlungen schließen sich ihnen an. Bereits um 1500 war Deutschland dadurch zum ersten erzbergbautreibenden Land Europas geworden, und die Bevölkerungsdichte war zur gleichen Zeit höher als der Reichsdurchschnitt. Der Verkehr wird den Erfordernissen des Bergbaus entsprechend ausgebaut. Neben den vorhandenen Ost-West-Verbindungen werden die Wege zum Kamm wichtig. Chemnitz und Zwickau entwickeln sich zu wichtigen Kreuzungspunkten. Leipzig wird Schnittpunkt aller Straßen. Von grundlegender Bedeutung für die Entwicklung einer traditionellen Volkskultur ist die Tatsache, daß der erzgebirgische Bergmann stets auch Landwirtschaft betrieb, also sesshaft und im Rahmen der Möglichkeiten auf Selbstversorgung bedacht war. Der Abholzung für den Bergbau folgten die Felder bis in große Höhen. Als daher im 17. Jahrhundert der Bergbau zurückging, konnte relativ gut verkraftet werden, daß Deutschland damals schon eine so geschlossene Kulturlandschaft war, daß wenig Möglichkeiten für Abwanderung bestanden. Der Bergbau wurde abgelöst durch Ersatzindustrien, die von bodenständigen Grundlagen ausgingen, vor allem durch Textilindustrie der verschiedensten Art, durch Betriebe zur Herstellung und Verarbeitung von Papier, Pappe, Zellstoff, Spielwaren-, Musikinstrumenten- und Möbelindustrie,

Karte 1

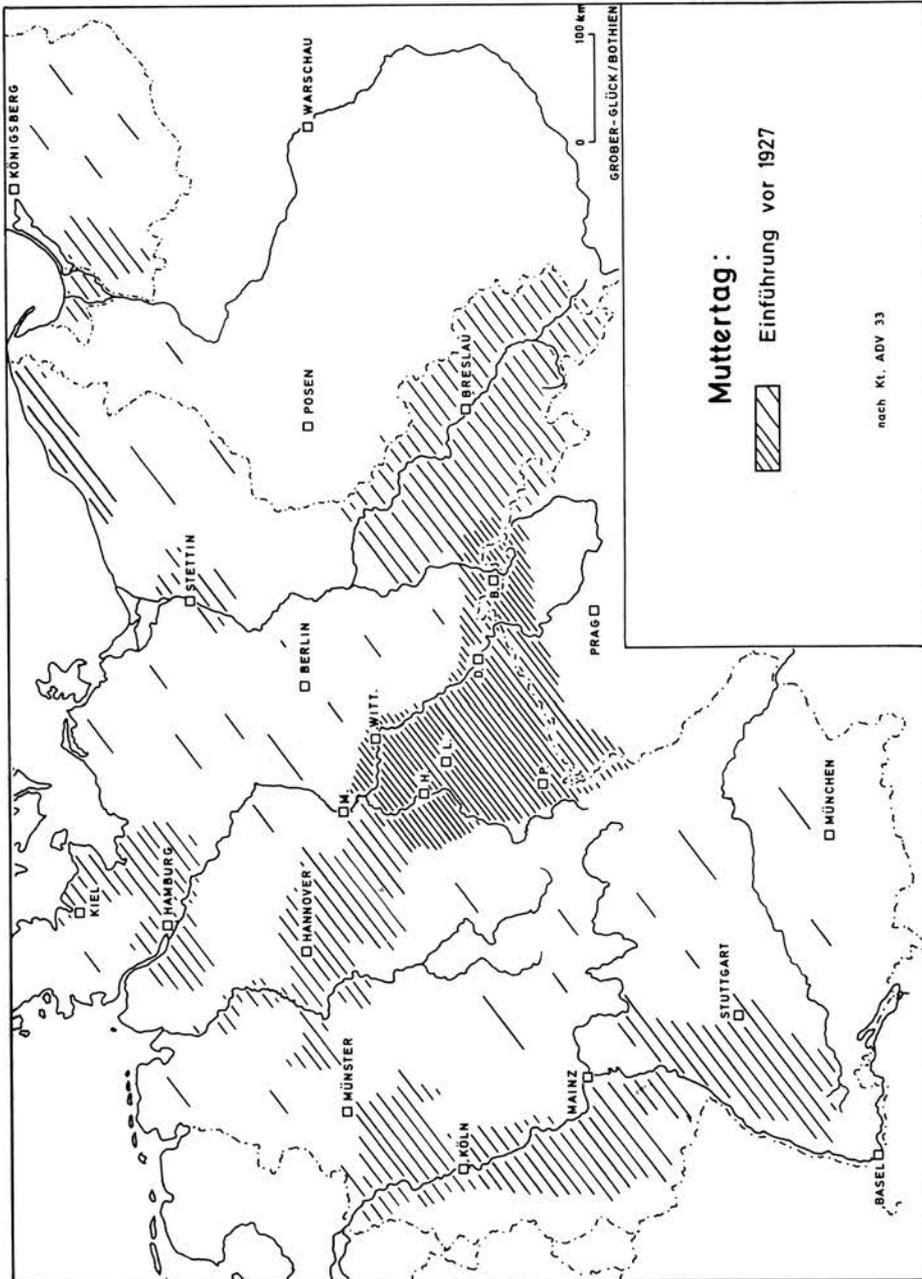


Betriebe zur Herstellung von Glas und Porzellan und zur Verarbeitung von Edelmetallen. Zwei Umstände erleichterten die Entstehung einer zu industrieller Tradition erzogenen Bevölkerung: die Umstellung ging langsam vor sich, und sie vollzog sich in den Formen von Hausgewerbe und Heimarbeit im Verlagssystem, bei denen die ganze Familie beteiligt war. Die industrielle Entfaltung steigerte sich noch im 19. Jahrhundert durch den Abbau von Steinkohle mit nachfolgender Eisenindustrie im Erzgebirgischen Kohlenbecken in Westsachsen und die Nutzung des bedeutenden Braunkohlenvorkommens in der Halle-Leipziger Bucht, was die Entwicklung der chemischen Industrie in Leuna-Merseburg zur Folge hatte. Viele Kleinstädte wurden zu Mittelstädten, und an die drei Zentren Chemnitz, Zwickau und Glauchau hing sich ein Schwarm von Wohndörfern der Industriearbeiter an. Auch das verkehrsbegünstigte Vogtland profitierte von der industriellen Entwicklung der Nachbargebiete. Der landwirtschaftlich orientierte Norden mit einem intelligenten, Neuerungen gegenüber aufgeschlossenen Bauerntum erreichte nicht die gleiche Siedlungsdichte, nahm aber in der gesamten Wirtschaftsstruktur keinen unbedeutenden Platz ein und war wichtig in seiner Funktion als Zulieferer landwirtschaftlicher Produkte. Um 1930, der Zeit der ADV-Befragungen, war Sachsen — abgesehen vom Saargebiet — das am dichtesten bevölkerte Land der Erde mit einer überdurchschnittlich hohen Zahl von Groß-, Mittel- und Kleinstädten und großen Wohndörfern. Die Angaben 89,6% Kleinbetriebe mit bis zu fünf Arbeitern, 8,9% Mittelbetriebe mit 6 bis 50 Arbeitern und 1,5% Großbetriebe mit über 50 Arbeitern erhellen die Industriestruktur besonders gut.

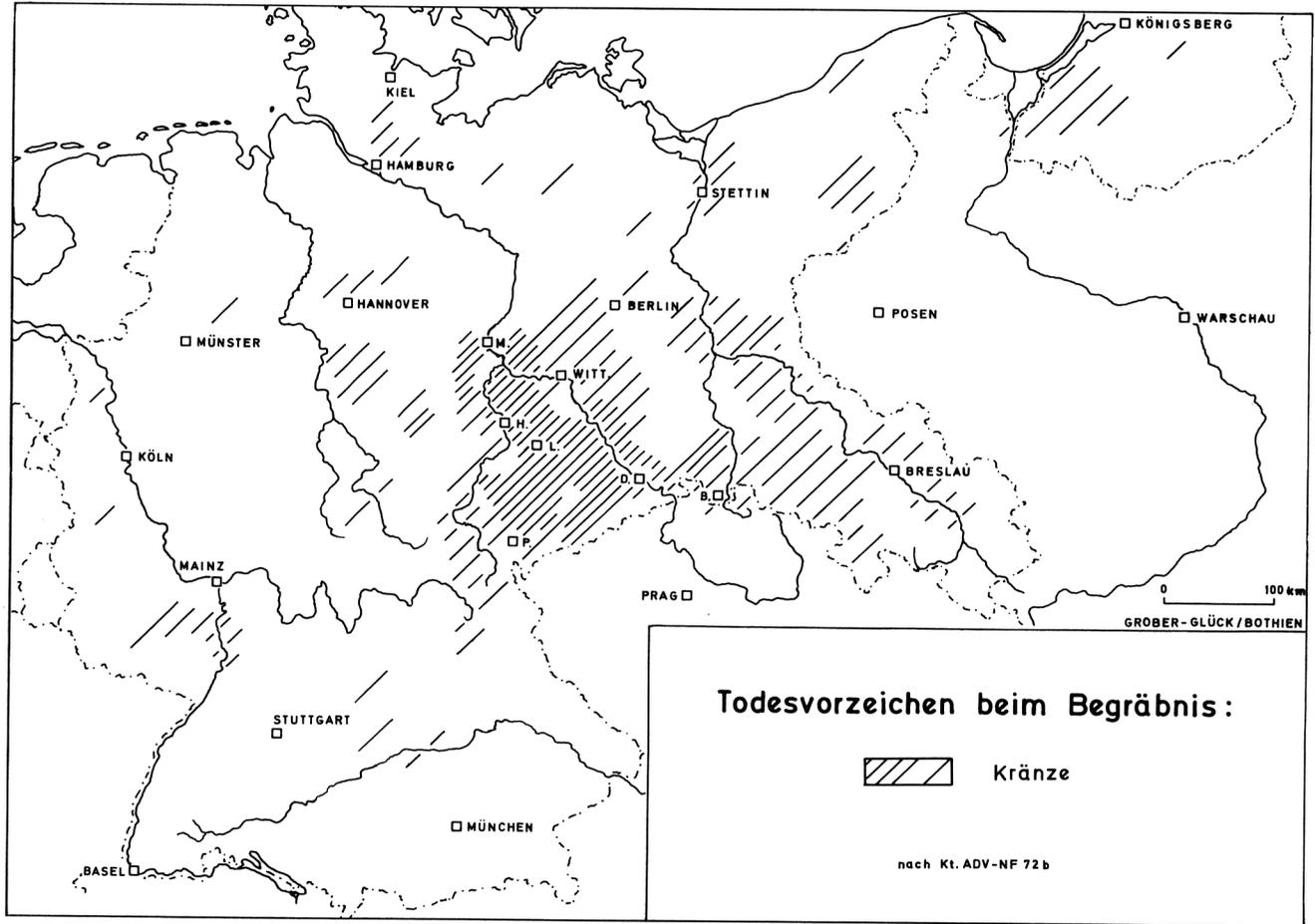
Auf der Grundlage dieser Voraussetzungen muß unsere Frage lauten: Wie verhält sich ein Gebiet, dessen Kern von dem gleichen Fürstenhaus über Jahrhunderte zumeist kraftvoll regiert wurde, das geistesgeschichtlich durch die Reformation und die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache geprägt ist und wo Industrie seit dem Mittelalter einen wesentlichen Teil des Landes entscheidend bestimmte, gegenüber traditionellen Formen der Volkskultur? Auf den Karten von Sprachatlanten heben sich Industriegebiete häufig als Leerräume ab: die Mundart ist ersetzt durch Hochsprache oder Formen, die der Hochsprache nahestehen. Solche auf Schwund zurückzuführenden Leerräume sind auch auf volkskundlichen Karten möglich; ihnen entsprechen durch Zeichen markierte Angaben, die Rezession und *Schwund* beinhalten. Im gesamten bearbeiteten Material fand sich dafür nur ein Beispiel. Es ist kein im eigentlichen Sinne volkskundliches, aber ein zur Erhellung volkskultureller Vorgänge wichtiges. ADV-Hilfskarte NF 47a gibt aus den Informationen über die befragten Orte die Angaben „Dissidenten, Religionslose, Aus-der-Kirche-Ausgetretene“ u.ä. wieder (s. Karte 1).

Die Konzentration in Mitteldeutschland von Magdeburg bis Niederschlesien ist auffällig. Man wird hier wie auch bei anderen Erscheinungen des gleichen Verbreitungsbildes davon ausgehen können, daß Sachsen das Kern- und Strahlungsgebiet der Kirchenaustrittsbewegung ist. Sachsen war von 1848 an das Heimatland der Arbeiterbewegung, ein Faktum, das von der Gründung des

Karte 2



Karte 3



„Centralkomités der deutschen Arbeiter“ in Leipzig über die Wahl des Leipziger Drechslermeisters Bebel in den Norddeutschen Reichstag bis zur Auflösung der von der SPD allein oder in Koalition geführten Landesregierung 1929 mit zahlreichen Daten zu belegen ist.

Eine Reihe von Karten, die nicht im einzelnen besprochen werden soll, zeigt den sächsisch-ostthüringischen Raum auf dem Weg zum Schwund, so z.B. Karten über Frauenarbeit in der Landwirtschaft, über Speisen beim Totenmahl, über Werberlohn und Brotwürzen.

Innovationsvorgänge, d.h. in diesem Fall die Übernahme eines in dieser Gestalt unbekanntes Brauches aus dem Ausland, zeigt die Karte 2 über die Einführung des Muttertages, der 1908 durch den Appell einer Amerikanerin ins Leben gerufen wurde. Dargestellt wurde nur die Zeit der frühesten Einführung, vor 1927. Ostmitteleuropa von Ostthüringen bis zur Oder, nördlich ausgreifend bis zur Saalemündung, zeigt dichte Belegung, in der der sächsisch-ostthüringische Raum durch besondere Intensität auffällt. Er erweist sich damit in Deutschland um 1930 als aufnahmefreudiges Gebiet für moderne Neuerungen. — Ähnliches gilt für den im 19. und 20. Jahrhundert neueingeführten Brauch des Adventskranzes (ADV-Karte 36). Er wird um 1930 als in allen Familien häufig bezeichnet: in ganz Norddeutschland ohne das Emsland, im Ruhrgebiet und im deutschen Südwesten. Als Gebiet besonderer Dichte tritt aber wieder das östliche Mitteldeutschland in Erscheinung, dem sich in diesem Fall Südniedersachsen bis zur Wesergrenze anschließt.

Besonders instruktiv sind Karten, die die *Umgestaltung* vorhandener Traditionsformen illustrieren, also den im volkskundlichen Bereich häufig zu beobachtenden Vorgang der Entstehung neuer Traditionsformen in Umbildung von älteren. Beispiele sehr unterschiedlicher Art sollen diesen Prozeß vor Augen führen.

Todesvorzeichen beim Begräbnis³ schließen z.B. an an die Fahrt zum Friedhof, an Vorfälle beim Trauergottesdienst und am Grab; Glocken, Turmuhrschlag und Kerzen spielen eine Rolle. Nur im östlichen Mitteldeutschland hat die relativ junge Sitte der Kranzgabe zu Vorzeichen neuer Art geführt. Baldigen Todesfall im Trauerhaus bedeutet es, wenn Kränze aus Versehen vergessen oder zu spät geschickt werden, also erst im Hause sind, wenn der Tote das Haus schon verlassen hat. In einem Teil des Gebiets wird auch das Wiederaufnehmen zu Boden gefallener Kränze beachtet. Wie Karte 3 zeigt, geht die Verbreitung weit über Obersachsen hinaus; ihre unterschiedliche Dichte erweist aber Sachsen in den Grenzen vor 1815 als Kern- und Strahlungsgebiet.

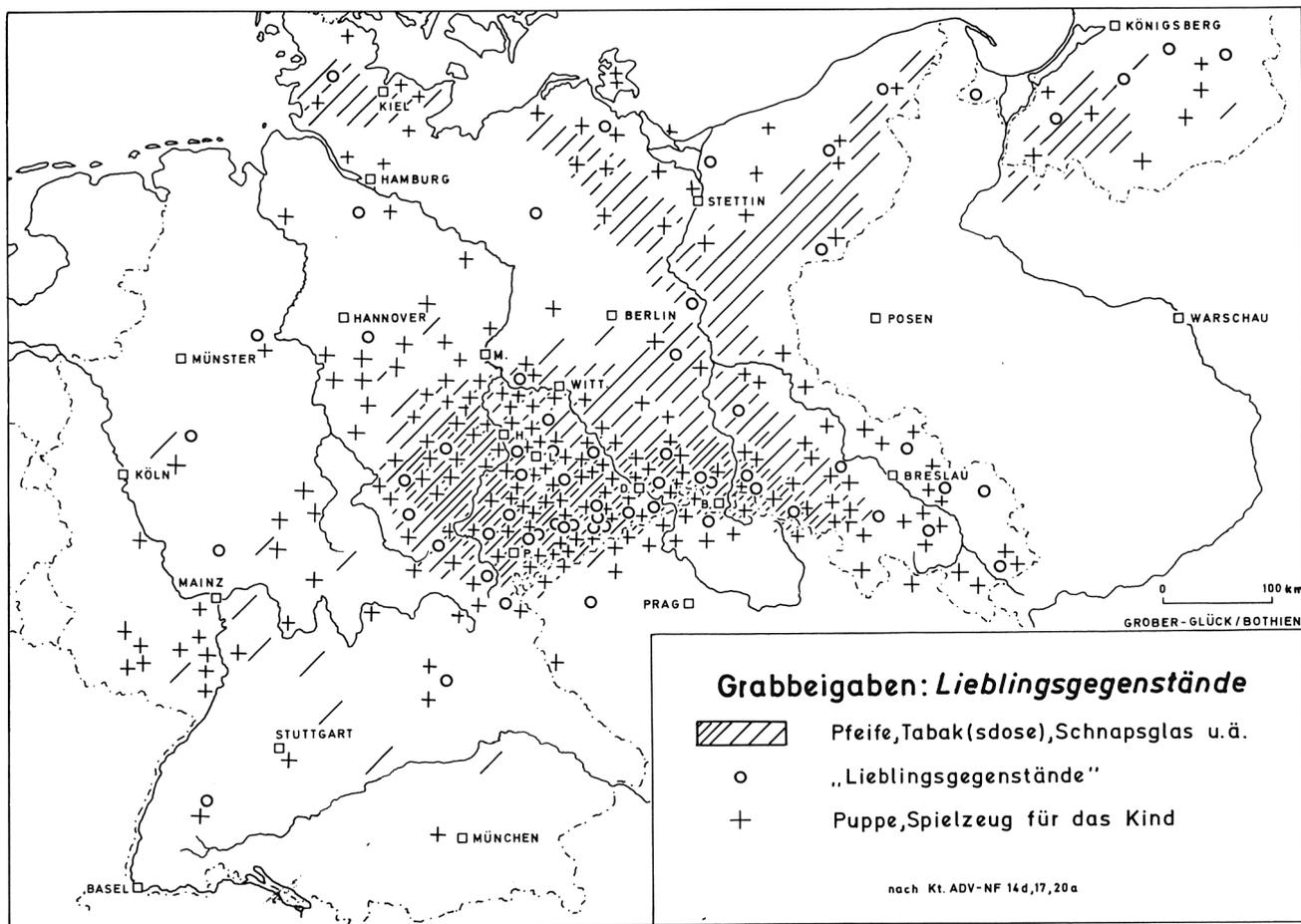
Wie bei den Todesvorzeichen lassen sich auch bei den Grabbeigaben⁴ im östlichen Mitteldeutschland unter der Fülle der traditionellen Möglichkeiten

³ ADV-NF Karten 70-72c. — ADV-NF Erläuterungen Lief. IV, 2, XX. Marburg 1981, Karte 72b, §§ 74-77.

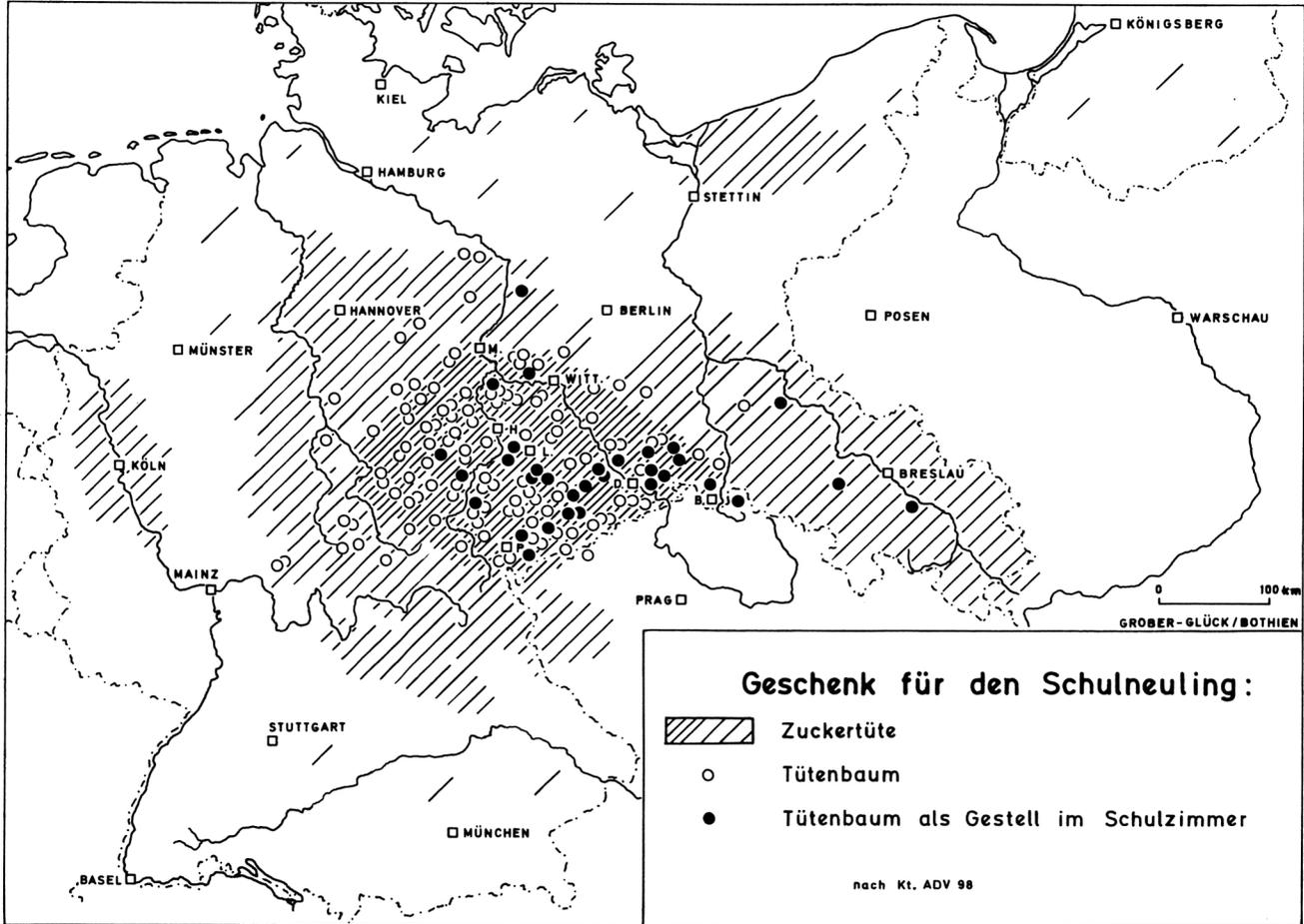
⁴ ADV-NF Karten 13-20b. — ADV-NF Erläuterungen Bd. 1, VIII. Marburg 1959-1964.

Formen erkennen, die als jüngere Umbildungen zu charakterisieren sind. Der Hauptnenner der auf Karte 4 dargestellten, drei ADV-Karten entnommenen Antwortgruppen ist die besondere Zuneigung, die der Tote zu Lebzeiten für den Gegenstand hegte. Im Unterschied zu Gaben wie Totenmünze, Kreuz, Rosenkranz, Heiligenbilder, Gesangbuch entspringen Lieblingsgegenstände einem ganz persönlichen Verhältnis zu Dingen, von denen sich der Tote nicht trennen wollte. Berücksichtigung solcher privaten Gefühle entspricht, im Unterschied zu Beigaben, die in Glaubensvorstellungen verankert sind, einer modernen Einstellung zum Leben, was natürlich nicht hinderte, daß auch das Mitgeben von Lieblingsgegenständen zur Tradition wurde. Die Abbildung erweist den sächsisch-ostthüringischen Raum als Kern- und Dichtegebiet eines größeren miteldeutschen Vorkommens. Ergänzend ist hinzuzufügen, daß im gleichen Gebiet auch Dinge des persönlichen täglichen Gebrauchs wie Nahrungsmittel, Teile von Gedeck und Besteck, Kamm und Bürste, Waschzeug, Wäsche als Grabbeigaben besonders gut bekannt sind. — Aus anderen Gründen sind im Hinblick auf Modernität auch fünf Mitteilungen aus dem Raum Zwickau-Chemnitz-Freiberg erwähnenswert, denen zufolge dem Toten statt des Gesangbuchs eine Gesangbuchattrappe in die Hand gegeben wird.

Ein nächstes Beispiel (s. Karte 5) ist dem Komplex der Geschenke für den Schulneuling entnommen. Als Geschenke begegnen in Deutschland außer der Zuckertüte vor allem Gebäcke wie z.B. Brezel und Wecken, ferner Eier, Süßigkeiten, Backpflaumen, Rosinen, gelegentlich ein Taschentuch, im Opper Schlesien häufig Geld bzw. Sparbuch. Dem Verbreitungsbild nach — historisch-monographische Untersuchungen könnten das sicher bestätigen — hat die Verbreitung der Zuckertüte von Sachsen und Thüringen ihren Ausgang genommen. Die sächsischen Gewährsleute sprechen meist von einem sehr alten Brauch, von dessen Einführung man nichts mehr wisse; manche datieren ihn bis 1840 zurück. Wahrscheinlich nicht viel jünger und nicht nur auf Sachsen und Thüringen beschränkt ist auch die Erfindung eines Geschenkbaums, der den Kindern die Herkunft der Geschenke erklären soll. So gibt es in Deutschland kleine Gebiete mit Pflaumenbaum, Rosinenbaum (Ostfriesland), Weckenbaum (Hessen), Boltchenbaum, Schokoladenbaum (südöstliches Niedersachsen), Schachtelbaum (Nordthüringen) neben dem größeren des Zuckertütenbaums in unserem Raum. Aus den Mitteilungen der Gewährsleute läßt sich folgende Entwicklung rekonstruieren: Wie an Storch und Osterhase glaubten die Kinder hier auch an den Tütenbaum im Schulkeller, nach dessen Wachstum sie sich erkundigten und den sie gießen und düngen wollten. Aus 25cm großen Papiertüten wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts Papptüten von 60cm Länge. Folge war, daß das Sozialgefälle immer deutlicher zum Ausdruck kam und die Lehrer, im sozialdemokratisch regierten Sachsen behördlich unterstützt, sie nicht mehr verteilen wollten. Man half sich auf zwei verschiedene Weisen: die Eltern überreichten die Tüten zu Hause oder auf dem Schulhof nach der Aufnahmefeier, oder es wurden einheitlich große Tüten von Mittelmaß gekauft, die nun wieder in der Schule überreicht werden konnten. Dabei griff man auf die



Karte 5



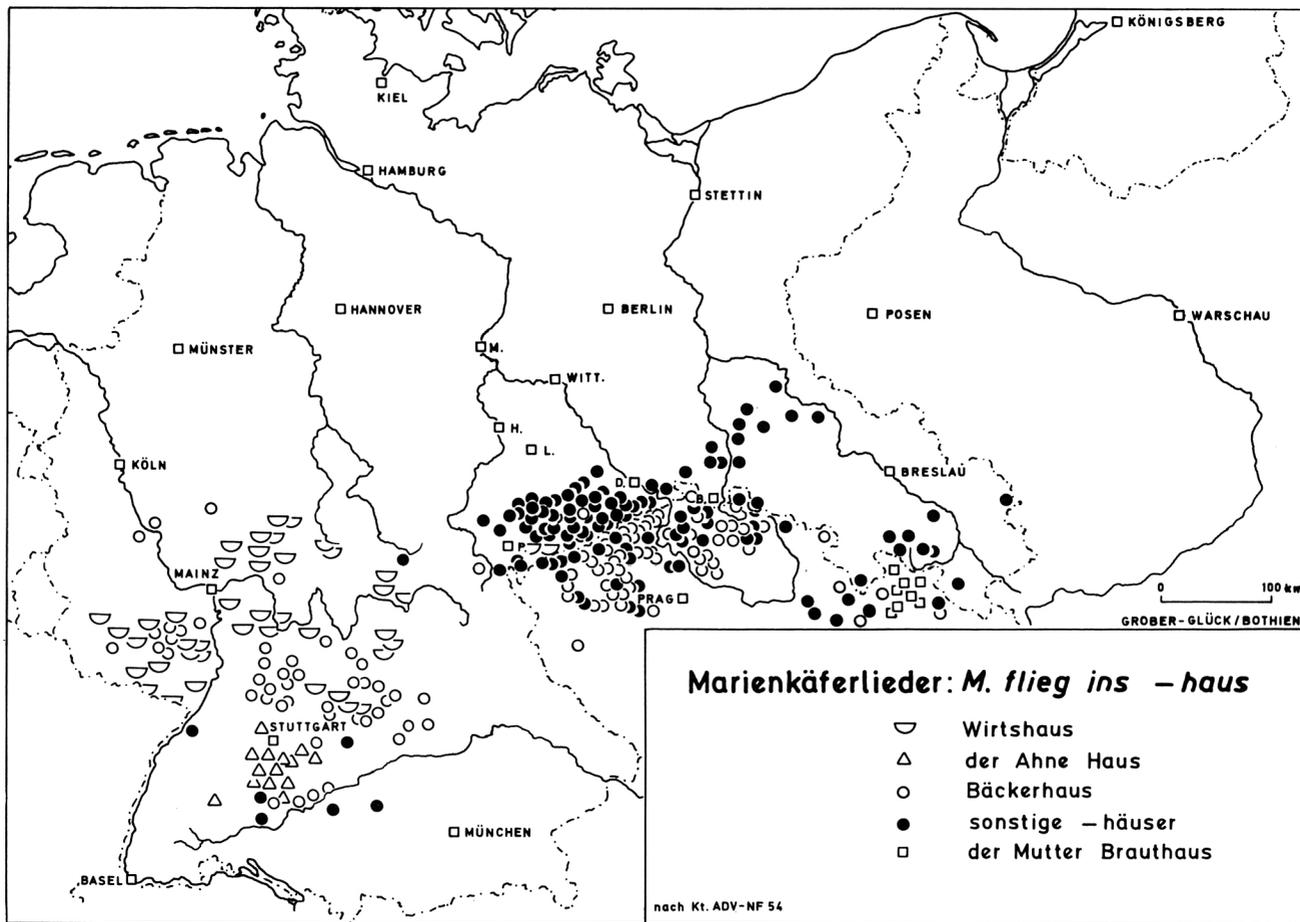
Erzählung vom Tütenbaum zurück, konstruierte ein Holzgestell, das mit Tannengrün und Buntpapier geschmückt wurde und an dessen horizontal verlaufenden Reifen man die Tüten befestigte. Als Osterhasen oder Zwerge verkleidete Schulkinder halfen bei der Verteilung. Unsere Abbildung zeigt, wie im größeren Rahmen der Verbreitung der Vorstellung vom Zuckertütenbaum Sachsen diesen neuen Brauch ausgebildet hat in schöpferischer Umbildung älterer Formen.

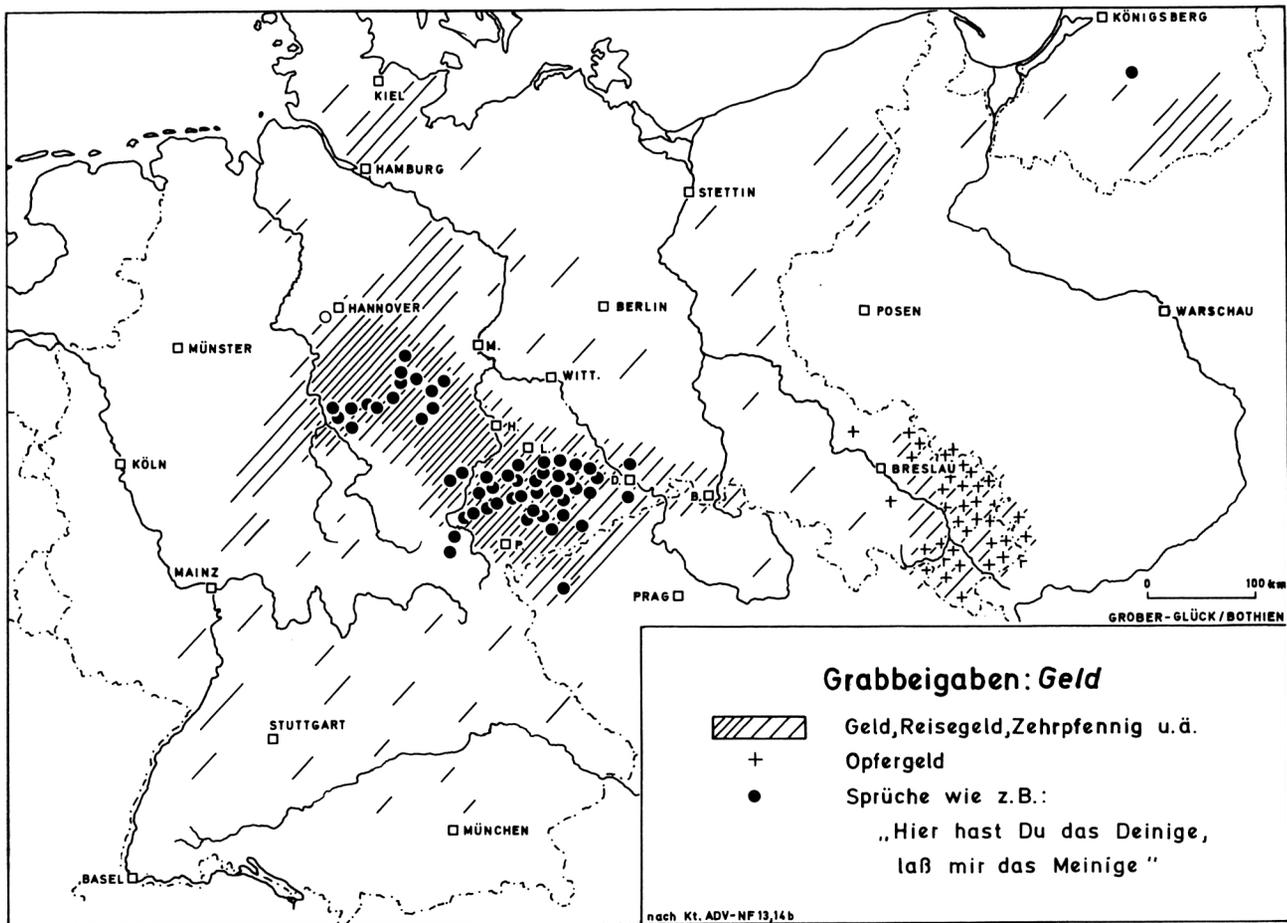
Bisher wurde moderne Umbildung in den Bereichen Brauch und Volksglaube gezeigt. Das nächste und letzte Beispiel (s. Karte 6) kommt aus dem Komplex der Volksdichtung. Unter den zahlreichen Typen der Marienkäferlieder⁵ gibt es einen, in dem der Käfer aufgefordert wird, in ein näher bezeichnetes Haus zu fliegen. Hier sind vor allem in West- und Süddeutschland, aber auch in Schlesien bestimmte Häuser — Wirtshaus, Bäckerhaus, der Ahne Haus, der Mutter Brauthaus — jeweils geschlossen in kleinräumigen Gebieten anzutreffen. Im südlichen Obersachsen gibt es die Typen Bäckerhaus und Wirtshaus auch; darüber hinaus erscheint hier aber in einer Art Wucherung eine beachtliche Zahl — insgesamt 49 — weiterer „Häuser“: Hirtenhaus, Milchhaus, Butterhaus, Wasserhaus, Himmelhaus, Sommerhaus, Taubenhaus, Gartenhaus, Kornhaus, um nur die häufiger vertretenen zu nennen. Im Spiel überquellender Phantasie wurden hier aus traditionellen, realen Gegebenheiten entsprechenden Häusern wie Bäckerhaus und Wirtshaus neue Typen entwickelt, die die kindertümlicher Mentalität sehr gemäße Aufforderung an den Käfer, in ein Haus zu fliegen und eine Gabe zu bringen, erfinderisch ausbauen.

Im Vorangehenden wurden Kulturformen vorgestellt, die neben Schwund und Rezession den sächsisch-ostthüringischen Raum als Kern- und Strahlungsgebiet moderner Formen erwiesen in Umbildung vorhandener Traditionen. Im folgenden sollen dem Beispiele entgegengestellt werden, die ein z.T. auffälliges *Festhalten an Traditionsformen* in Glaube und Brauch bekunden. Das trifft z.B. zu für die Münze, die dem Toten mit in den Sarg gegeben wird⁶. Karte 7 bringt die einschlägigen Angaben für ganz Deutschland. Unser Gebiet ist intensiv einbezogen in einen mitteldeutschen Raum, in dem von „Geld, Reisegeld, Reispennig, Totenpfennig“ gesprochen wird, während das Opper Schlesien mit „Opfer“ und „Opfergeld“ besetzt ist. Im Unterschied zu den dünn belegten Gegenden ist in unserem Gebiet, wie aus Karte NF 14a hervorgeht, die „heutige Geltung“ um 1930 sehr gut bezeugt. Die Verankerung im Volksglauben wird unterstrichen durch Sprüche wie „Hier hast Du das Deinige, laß mir das Meinige“, die eine Ablösung des Eigentums erkennen lassen, möglicherweise begründet durch die Furcht vor dem Nachzehrer. Sie sind in unserem Gebiet häufiger als im anschließenden südlichen Niedersachsen und kommen überhaupt

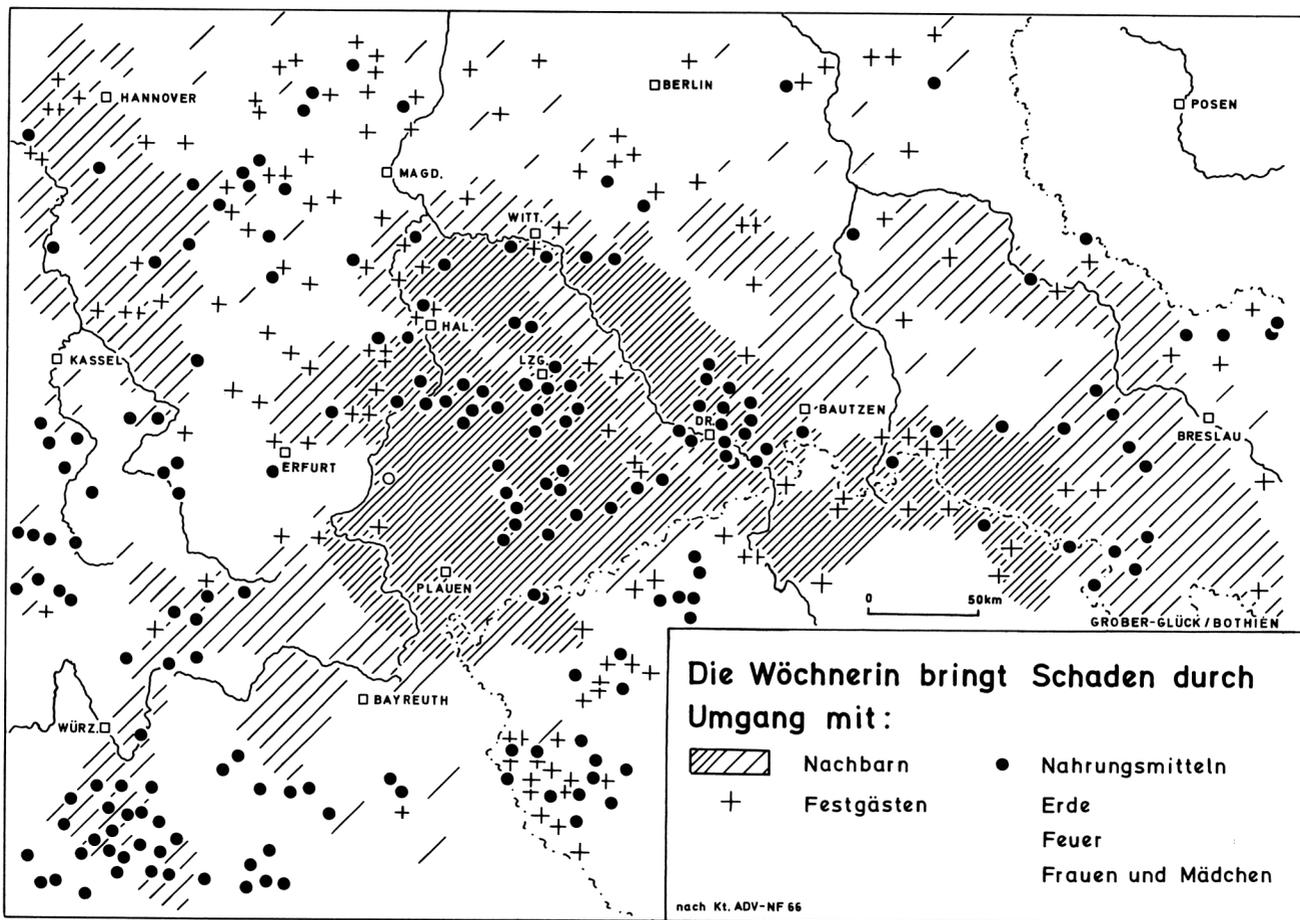
⁵ ADV-NF Karten 54-56c. — ADV-NF Erläuterungen Lief. IV, 2, XIX. Marburg 1981.

⁶ ADV-NF Karten 13, 14a, 14b, 18. — ADV-NF Erläuterungen Bd. 1, VIII. Marburg 1959-1964, §§ 13-112, 285, 305-312.



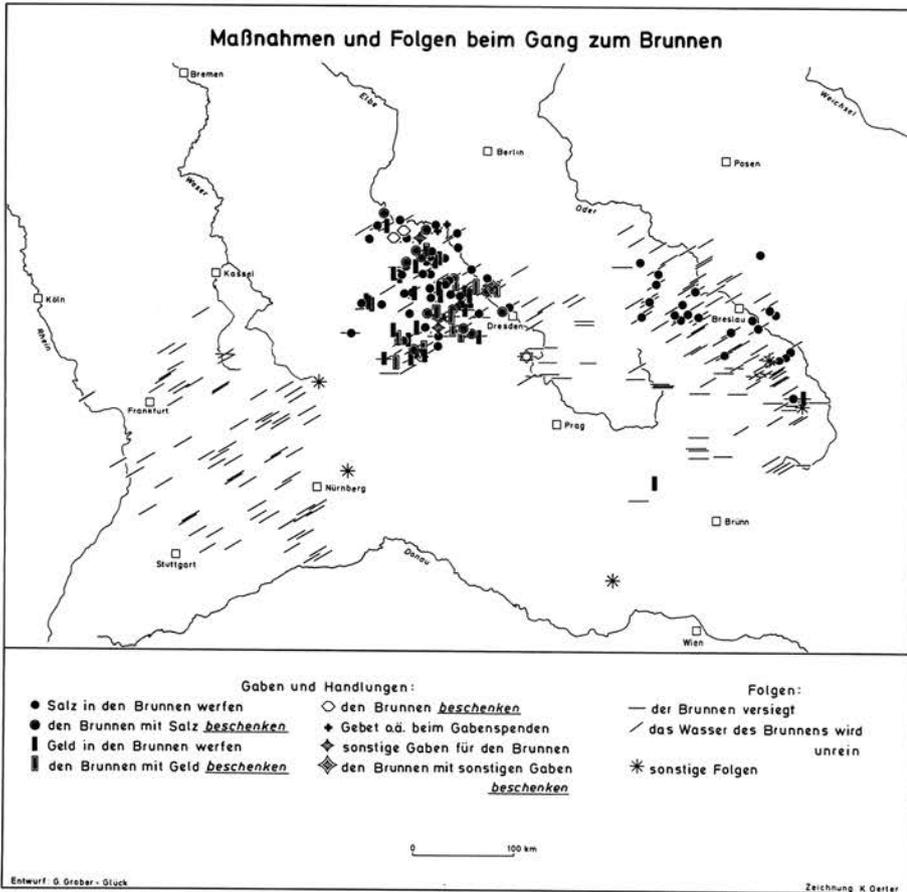


Karte 7



Karte 8

Karte 9



nur in diesen beiden Landschaften vor. Angaben über den *Zweck* der Grabbeigaben auf Karte NF 18 bekräftigen die Aussage. Ergänzend ist diesem von der Totenmünze vermittelten Bild hinzuzufügen, daß Mitteldeutschland von der Elster bis zur Ostgrenze auch gut belegt ist mit Grabbeigaben für die tote Wöchnerin, also mit Formen, deren Bindung an Volksglaubensvorstellungen besonders evident ist.

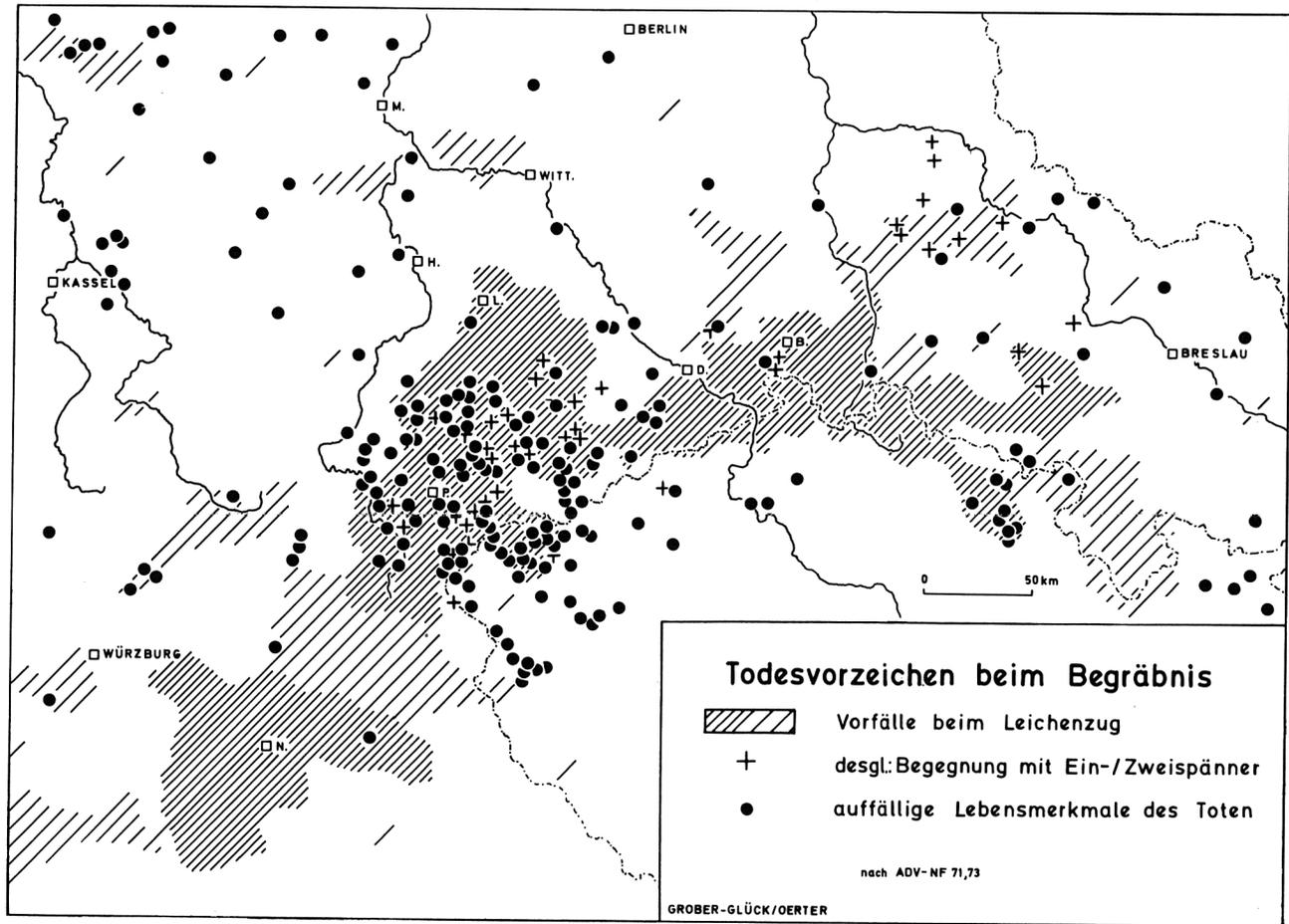
Ein zweites Beispiel (s. Karte 8) wurde gewählt aus dem Komplex der Volksglaubensvorstellungen von der Wöchnerin⁷. Eine große Zahl der ihr in den sechs Wochen nach der Geburt des Kindes auferlegten Verbote ist zurückzuführen auf den Schaden, den sie durch ihre Unreinheit anrichtet. Dazu gehört der Besuch beim Nachbarn, dessen Haus und dessen Vieh sie Unglück bringt. Sie darf auch keine Festlichkeit besuchen, weil Streit ausbricht; sie soll nicht mit empfängnisfähigen Frauen und Mädchen zusammenkommen, keinen fruchtbaren Boden berühren, nicht mit Feuer umgehen und vor allem nicht mit leichtverderblichen Nahrungsmitteln. Die Abbildung macht deutlich, daß gerade im sächsisch-ostthüringischen Raum Vielfalt und Intensität dieser Angaben groß sind. Nicht mit aufgenommen in diese Karte ist der Schaden für das Brunnenwasser. Wie Karte 9 zeigt, ist das Verbot, Wasser vom Brunnen zu holen, außerordentlich intensiv verbreitet in Main- und Oberfranken und in Mitteldeutschland zwischen Saale und Oder. In der Regel wird auf die Folgen hingewiesen: das Wasser des Brunnens wird unrein oder es versiegt. Interessanter noch sind Mitteilungen über Gaben und Handlungen. Der Brunnen wird mit Salz oder Geld beschenkt. Auf Karte 9 tritt der Raum zwischen Saale und Elbe mit einer eindrucksvollen Fülle von Angaben in Erscheinung, die von der besonderen Lebendigkeit der Glaubensvorstellungen Zeugnis ablegen. Der nur hier vorkommende Ausdruck „den Brunnen beschenken“ provoziert zudem Assoziationen zum Brunnenopfer und wirkt dadurch in hohem Maße altertümlich.

Ein weiteres Beispiel ist wiederum dem Totenglauben entnommen und zwar den Todesvorstellungen beim Begräbnis⁸, aus denen wir bereits die moderne Umbildung bei Kränzen vorstellten. Das war ein einzelnes Motiv. Ein Blick auf das Gesamtmaterial, das die Karten NF 70-73 darstellen, erweist den sächsisch-ostthüringischen Raum als durchgängig fest verhaftet in traditionellen Vorstellungen. Er ist gut belegt bei Motiven, die die Zahl der künftigen Todesfälle von Terminen und seriellen Ereignissen — zwei Toten folgt ein dritter — abhängig machen, und beteiligt an Vorzeichen, die an Glockenklang und Turmuhrschlag anknüpfen. Vorfälle beim Leichenzug — wie z.B. Lücken und Umsehen — werden, wie Karte 10 zeigt, im Raum zwischen Saale und Neiße besonders stark beachtet. Sie sind auch sonst in Deutschland bekannt. Dagegen haben nur Westsachsen und die Niederlausitz ein Motiv ausgebildet, das den

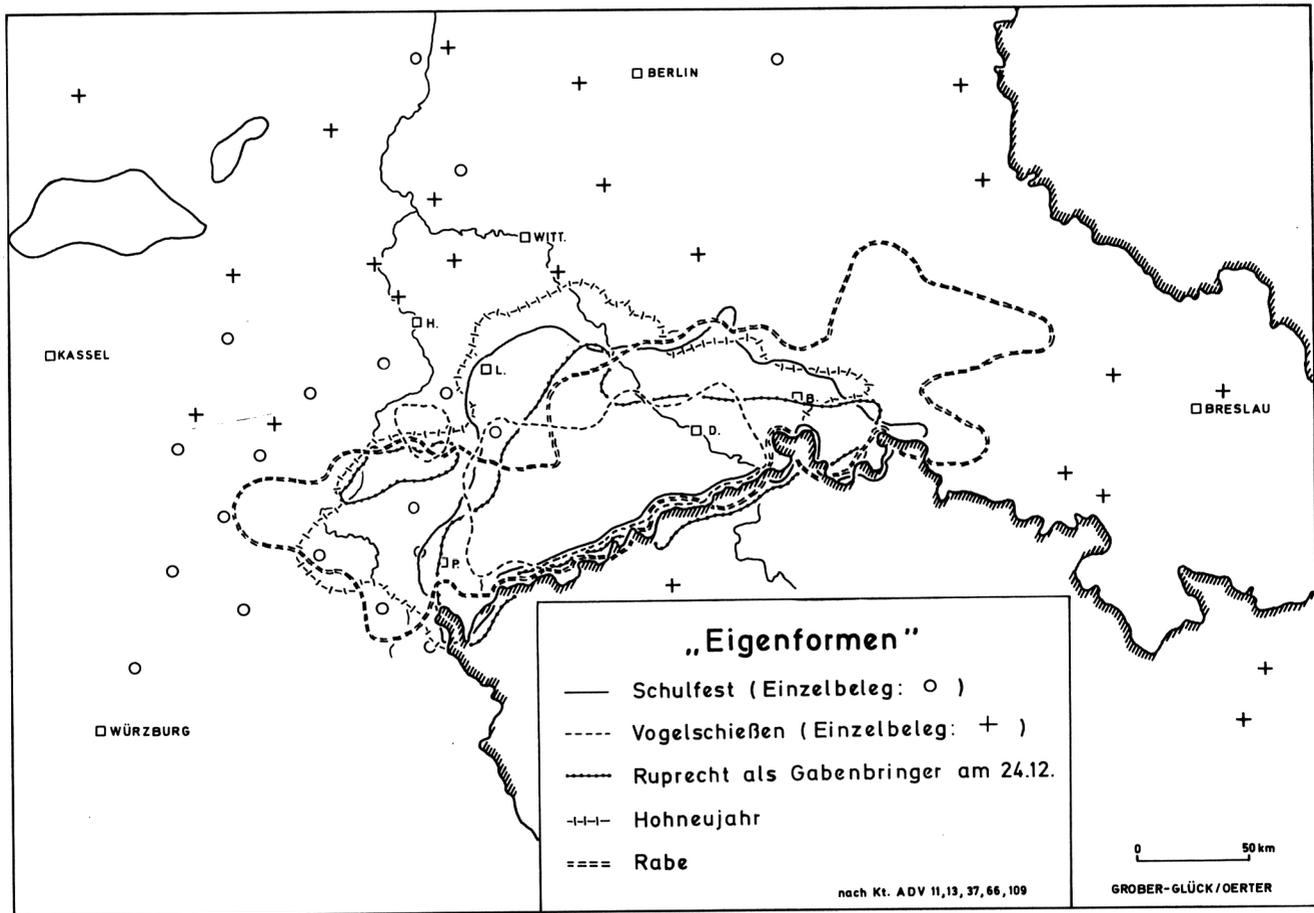
⁷ ADV-NF Karten 65-69c. — ADV-NF Erläuterungen Lief. IV, 3, XXII. Marburg 1982.

⁸ Wie Anm. 3.

Karte 10



Karte 11



Tod eines Mannes bzw. einer Frau von der Begegnung des Leichenzuges mit einem Einspänner bzw. Zweispanner abhängig macht. Sehr auffällig tritt das gleiche Teilgebiet hervor mit Merkmalen des Toten, die auf künftige Todesfälle schließen lassen. Die verbreitetsten Voraussagen dieser Art in Deutschland knüpfen an offene Augen und spät einsetzende Totenstarre an. Unter den selteneren gehören blühendes Aussehen, rote Lippen, lächelnde Miene, rote Ohren zu den Vorstellungen, die mit dem Nachzehrerglauben verbunden sind. Ihr Vorkommen, auf Karte 10 mit gefülltem Kreis dargestellt, wird sekundiert durch auffällige Dichte bei den Bezeichnungen des Nachholens durch den Toten und in der grundsätzlichen Bejahung solcher Vorstellungen. Die Intensität von Merkmalen dieser Art in Westsachsen-Ostthüringen, einem Gebiet, das im Gefälle der Industriedichte an oberster Stelle steht, ist bemerkenswert. Dieses Urteil wird bekräftigt durch die Feststellung, daß noch weitere Beispiele — ich nenne hier nur den Brauch des Walpurgisfeuers — für die Bewahrung traditionellen Gutes in diesem Teilgebiet beizubringen sind.

Eine letzte Karte (11) faßt Formen aus verschiedenen Bereichen von Glaube und Brauch zusammen, in denen sich unser Gebiet recht *deutlich von seiner Umgebung absetzt*.

Das „Schulfest“ wurde genannt auf die Frage nach der Abhaltung von Kinderfesten. Aus dem Antwortmaterial geht hervor, daß es alle vier Jahre veranstaltet wurde. Es waren aber auch Fristen von ein bis zu fünf Jahren möglich, je „nach Bequemlichkeit des Lehrers“, wie ein Gewährsmann angibt. Das Schulfest trat wahrscheinlich die Nachfolge des Gregoriusfestes an, das am 12. März beim Eintritt der Schüler in die höhere Schule abgehalten wurde und in Sachsen weit verbreitet war⁹. Es ist anzunehmen, daß nach Einführung des Schulzwangs in Kursachsen 1773 ein Fest für Schulkinder in Gestalt eines Kinderfestes das Gregoriusfest ablöste und vielleicht, wie eine Mitteilung über die Zeit von 1850 schließen läßt, sogar zunächst noch „Gregoriusfest“ genannt wurde. Auf der ADV-Karte „Kinderfest“ zeigt Sachsen in diesem Fall eine auffallend geschlossene Verbreitung.

Das trifft auch für „Vogelschießen“ als Bezeichnung des Schützenfestes zu. Das Abschießen eines Vogels, meist eines Adlers, hat in Sachsen eine alte Tradition¹⁰. Das erste größere Vogelschießen fand in Leipzig 1443 statt. Für Dresden — hier war die Bezeichnung *Vogelwiese* üblich — ist die Verwendung von Vögeln als Schießscheiben 1459 bezeugt. Der Vogel mußte in bestimmter Reihenfolge abgeschossen werden. Ab 1522 wurden die Vogelkönige aufgezeichnet. Verbindung mit Wettkämpfen z.T. derb-grotesker Art wie auch im Schützenbrauch übliche Entscheidungen durch das Los führten zur Ausgestaltung als Volksfest, wie wir es heute kennen.

⁹ Siegfried SIEBER, Die städtische Gemeinschaft. In: Grundriß der Sächsischen Volkskunde, Bd. 1 (wie Anm. 2), S. 139-197, hier: S. 187.

¹⁰ SIEBER, Die städtische Gemeinschaft (wie Anm. 9), S. 181ff.

Zwei weitere Beispiele kommen aus dem Weihnachtsbrauch. Die Bezeichnung „Ho(c)hneujahr“ für den Dreikönigstag ist eine sächsische Eigenform. Von verstreuten Belegen abgesehen tritt der Ruprecht, der auch als Gestalt der Vorweihnachtszeit in Deutschland bekannt ist, als Haupt-Gabenbringer am Heiligen Abend nur in Sachsen in Erscheinung.

Das letzte Beispiel schließlich ist der ADV-Karte „Vögel, deren Ruf den Tod eines Menschen ankündet“ entnommen. In einem Sachsen überschreitenden Gebiet begegnet hier neben Eulenvögeln der Rabe als Unglücksvogel. Auch hier also eine Besonderheit, die sich von der Umgebung abhebt. Der Rabe kommt in dieser Funktion sonst nur noch in Teilen Südwestdeutschlands und Nordmährens vor.

Unsere Aufmerksamkeit galt den in zeitlichem Ablauf sich vollziehenden Vorgängen Schwund, Wandel und Bewahrung. Die räumliche Ausdehnung der vorgestellten Beispiele war von Fall zu Fall verschieden und erstreckte sich von kleineren Teilgebieten bis zum Eingebundensein in ein großes ostmitteledeutsches Vorkommen, das im Nordwesten an der Weser, im Osten an der Oder oder darüber hinaus Halt macht und bei dem der sächsisch-ostthüringische Raum als Kern- und Strahlungsgebiet zu erkennen ist. Unsere Beispiele kamen überwiegend aus den Bereichen Volksglaube und Volksbrauch. Es lohnt sich, die dabei vorgestellten Komplexe noch kurz nach inhaltlichen Aspekten zu durchmustern.

Daß „Festzeiten“ und „Festtage“ mit mehreren Beispielen vertreten sind, ist nicht zufällig. Der 1932 erschienene „Grundriß der Sächsischen Volkskunde“ von Walter Frenzel, Fritz Karg und Adolf Spamer, eine — auch das ist bezeichnend — für ihre Zeit sehr moderne Darstellung, bringt im Anhang einen umfangreichen Festkalender¹¹, der Festfreudigkeit ebenso dokumentiert wie die barocken Festlichkeiten am Dresdner Hof, deren volkstümlichen Anteil Friedrich Sieber herausgearbeitet hat¹². Ganz oben in der Rangliste der Feste steht Weihnachten, mit der Fülle umgehender Gestalten in der Vorweihnachtszeit, mit besonderen Speisen, Christmette und erzgebirgischer Schnitzkunst, an der die Bergmannskultur einen hohen Anteil hat¹³.

Die Beispiele zu Volksglaube und -brauch könnten um viele ergänzt werden, z.B. durch den Hinweis auf den Sagenbestand, der dem Vergleich mit anderen

¹¹ Herbert BELLMANN, Jahresweiser für die Volksfeste in Sachsen. In: Grundriß der Sächsischen Volkskunde, Bd. 2 (wie Anm. 2), S. 65-103.

¹² Friedrich SIEBER, Volk und volkstümliche Motive in Festwerk des Barock. Dargestellt an Dresdner Bildquellen. Berlin 1960 (= Deutsche Akademie der Wissenschaften. Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde, 21).

¹³ Karl Ewald FRITZSCH/Bruno MARKGRAF/Marianne PANNACH/Claus PIETZSCH, Die ländliche Gemeinschaft. In: Grundriß der Sächsischen Volkskunde, Bd. 1 (wie Anm. 2), S. 79-139. — SIEBER: Die städtische Gemeinschaft (wie Anm. 9). — Friedrich SIEBER, Die bergmännische Lebenswelt als Forschungsgegenstand der Volkskunde. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 5 (1959), S. 237-242.

Landschaften mehr als standhält, oder durch die Rolle, die das Besprechen von Krankheiten hier spielt. Das nachhaltigste Erlebnis aber ist der *Tod*¹⁴. Die Karten über Grabbeigaben und Todesvorzeichen lassen das im gesamtdeutschen Rahmen besonders gut erkennen. Erwähnt sei auch die Tatsache, daß Nachbarschaftshilfe gerade bei Todesfällen in diesem Gebiet eine im Vergleich zu allen anderen Anlässen vorrangige Bedeutung hat.

Schließlich sei noch eine dritte Dominante wenigstens gestreift. Friedrich Sieber hat in seiner Beschreibung der sächsischen Volkssage¹⁵ den überreichen Bestand an Drachen-, Kobold- und Hexensagen auf die letztlich aus ethnischen Grundlagen zu erklärende *Bedeutung der zwischenmenschlichen Beziehungen* zurückgeführt. Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang an die im gesamtdeutschen Rahmen außerordentlich große Beachtung der Nachbarschaft, der die Wöchnerin Schaden zufügen kann. Licht fällt von hier aus aber auch auf die persönliche Einstellung, die im Mitgeben von Lieblingsgegenständen des Toten zum Ausdruck kommt, oder auf die herausragende Stellung des Weihnachtsfestes, das in besonderem Maße als Familienfest gelten kann.

Ich komme zum Schluß. Wir haben aus einem Material von 279 Atlaskarten für das untersuchte Gebiet volkskundlich signifikante Karten ausgesucht und diese anhand von Beispielen vorgestellt. Es ist klar, daß im Verhältnis zur gesamten Volkskultur das vom Atlas erfaßte Material nur einen kleinen und einseitigen Ausschnitt darstellt; die Zahl der Karten genügt aber, um zu einer repräsentativen Aussage zu kommen. Unser Blick war dabei nicht in erster Linie auf Grenzverläufe und ihre Bündelung zu Kulturraumgrenzen gerichtet: Das Ziel war vielmehr, für den sächsisch-ostthüringischen Raum anhand einer größeren Zahl von Einzelformen zu, wie Matthias Zender einmal formulierte, Aussagen über „typische Abwandlung, Umbildung oder Einstellung“ zu kommen, „die, da sie bei den verschiedensten Formen immer im gleichen Gebiet erscheinen“, den Rang einer — natürlich zeitgebundenen — Charakteristik erreichen¹⁶.

Wie lautet nun die Antwort auf die eingangs gestellte Frage? In volkskundlichen Veröffentlichungen über Atlasmaterial wurde stets der moderne Charakter dieser Landschaft hervorgehoben¹⁷. Diese Beurteilung bleibt be-

¹⁴ FRITZSCH u.a., Die ländliche Gemeinschaft (wie Anm. 13), S. 92.

¹⁵ Friedrich SIEBER, Sage und anderes Erzählgut. In: Grundriß der Sächsischen Volkskunde, Bd. 1 (wie Anm. 2), S. 264-299, hier: S. 291ff.

¹⁶ Matthias ZENDER, Das Brauchtum als Zeugnis für Wesensart und innere Gliederung des Mosellandes. In: Zeitschrift für Volkskunde 54 (1958), S. 12-43, hier: S.14.

¹⁷ Matthias ZENDER (Hrsg.), Erläuterungen zum Atlas der deutschen Volkskunde, Bd. 1. Marburg 1959-1964, VIII §§ 133, 165, 208, 268. — DERS., Die kulturelle Stellung Westfalens nach den Sammlungen des Atlas der deutschen Volkskunde. In: Der Raum Westfalen IV/2, Münster 1965, S. 2-69, hier: S. 27, 31, 44, 53, 66-68. — DERS., Zeiträumliche Betrachtung. Ergebnisse der Kulturraumforschung. In: Volkskunde. Eine Einführung, bearb. von Günter WIEGELMANN/Matthias ZENDER/Gerhard HEILFURTH, Berlin 1977 (= Grundlagen der Germanistik, 12), S. 198-216, hier: S. 211-213.

stehen, wenn man unter „modern“ die Fähigkeit zur Umbildung von Traditionsformen versteht in schöpferischer Aktivität. Und die ist in der Tat beachtlich, wie unsere Beispiele zeigten. Lene Voigt, die bekannte Verfasserin der „Säk'schen Balladen“ und der „Säk'schen Glassiger“¹⁸, berichtet einmal, wie sie zu ihrem Vorhaben kam. In einer Leipziger Aufführung der „Räuber“ erläuterte ihr eine neben ihr sitzende brave Kleinbürgerin den Hergang des Stücks. Wie deren durchaus ernstgemeinte und unfreiwillig komische Schilderung beschaffen war, deuten schon die Titel von Lene Voigts Bearbeitungen an: „W. Tell oder Bolidik un Familche“, „De Jungfrau von Orleans, ä resoluder Backfisch un sei Schicksal“, „Turandot oder de besiechte Emanzibierte“. Das hochdramatische Geschehen wird in großer Unbekümmertheit und mit originellen Zusätzen umgesetzt in die unmittelbare Gegenwart des alltäglichen Lebens. Es ist die gleiche Fähigkeit zur Umbildung, die wir bei Einzelformen von Glaube und Brauch konstatierten. Modernität in diesem Sinn ist aber nur die eine Seite. Die bisherige Beurteilung in der volkskundlichen Literatur ist zwar nicht zu revidieren, aber zu modifizieren durch die Feststellung, daß neben der Freude an moderner Umbildung starke bewahrende Kräfte vorhanden sind, die in einem solch durchgängig industrialisierten Land in Erstaunen versetzen. Man wird bei einer Charakteristik des sächsisch-ostthüringischen Raumes *beide* Seiten berücksichtigen müssen. Die Erklärung des Doppelverhaltens führt zu einem weiteren Ergebnis: eine industrielle Struktur, wie sie eingangs nach Alter und Betriebsform beschrieben wurde, hindert oder zerstört volkstümliches Leben nicht, sondern bewahrt es und regt es gleichzeitig an.

¹⁸ Neuerdings erschienen im: ro ro ro-Taschenbuchverlag 4242 (Balladen) und 4367 (Klassiker).

Historische Zentrum-Peripherie-Modelle und ihre Bedeutung für die Volkskunde

von

Tamás Hofer

I.

Mit dem Erscheinen der ersten Blätter des „Ethnologischen Atlas Europas und seiner Nachbarländer“ (EA) ergibt sich die Möglichkeit, im kontinentalen Maßstab und vielleicht auch unter neuen theoretischen Gesichtspunkten die Modelle der volkswissenschaftlichen Kartographie und anderer Wissenschaftszweige, unter diesen die der Geschichtswissenschaft, zu vergleichen. Die Karte der Verbreitung kultureller und sprachlicher Erscheinungen kann — nach der von Theodor Frings 1922 aufgestellten Bestimmung — als „Kinematogramm“ angesehen werden, also als räumlicher Abdruck langwieriger historischer Prozesse¹. Zum Verständnis und zur Lesart der ethnologischen Kinematogramme können einige geschichtswissenschaftliche Werke Hilfe leisten, die ihre besondere Aufmerksamkeit der durch historische Prozesse gestalteten räumlichen Struktur des ganzen Kontinents widmen. Mein Referat will einige derartige historische Raumstrukturmodelle skizzieren.

In der jüngsten Vergangenheit wurden großangelegte wirtschaftsgeschichtliche Zusammenfassungen veröffentlicht, so die Werke von Fernand Braudel und Immanuel Wallerstein, die die Wirtschaftsgeschichte des neuzeitlichen Europas als die Geschichte einer „Wirtschaftswelt“, eines „Wirtschaftssystems“ darstellen². In diesen Synthesen wird großes Gewicht auf den Warenaustausch und

¹ Gerhard HARD, Ein geographisches Simulationsmodell für die rheinische Sprachgeschichte. In: Festschrift Matthias Zender, hrsg. von Edith ENNEN und Günter WIEGELMANN, Bonn 1972, Bd. 1, S. 25-62, hier: S. 31.

² Fernand BRAUDEL, *Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XV^e-XVIII^e siècle*. Bd. 1: *Les structures du quotidien: Le possible et l'impossible*. Bd. 2: *Les jeux de l'échange*. Bd. 3: *Le temps du monde*. Paris 1979. — Immanuel WALLERSTEIN, *The modern world-system. Capitalist agriculture and the origins of the European world-economy in the sixteenth century*. New York/San Francisco/London 1974. — DERS., *The capitalist world-economy*. Cambridge/Paris 1979. — DERS., *The modern world-*

auf die Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Gebieten, ferner auf die zwischen den Regionen bestehenden hierarchischen Abhängigkeits-Beziehungen gelegt. Wenngleich die sozialen, politischen und kulturellen Strukturen von dieser wirtschaftlichen Organisation mehr oder weniger unabhängig sind, können die räumliche Gliederung des „wirtschaftlichen Weltsystems“ und die Veränderungen dieser räumlichen Strukturen zur Deutung der räumlichen Verbreitung der kulturellen Erscheinungen beitragen.

Ich versuche, die auf die räumliche Struktur der „Wirtschaftswelt“ bezogenen Begriffe der erwähnten Werke skizzenhaft herauszustellen: Ein solcher Begriff ist die „Wirtschaftswelt“, die mit dem Begriff Weltwirtschaft nicht zu verwechseln ist, sondern sich „auf ein wirtschaftlich selbständiges Stück der Erdkugel“ bezieht, „das im wesentlichen auch selbständig funktionsfähig ist und dessen innere Verhältnisse und Austauschbeziehungen irgendeine Art der organischen Einheit bilden“³. Nach den früheren „Wirtschaftswelten“ gestaltete sich neben anderen zeitgenössischen „Wirtschaftswelten“ im „langen 16. Jahrhundert“ von 1450 bis 1640 dasjenige europäische Wirtschaftssystem heraus, in dem sich der Kapitalismus entfaltete. Anfänglich umfaßte das System nicht das gesamte Wirtschaftsleben der von ihm abhängigen Gegenden, sondern erstreckte sich nur auf eine mehr oder weniger dünne „Oberschicht“ der wirtschaftlichen Transaktionen⁴. Die wirtschaftliche Aktivität überschritt die politischen Grenzen, beachtete aber die Grenzen des Weltsystems. Diese Grenzen gerieten infolge der Entdeckungen neuer Kontinente und deren Kolonisation in Bewegung. Der in der Neuzeit entstehende, ein historisches System bildende Europa-Begriff kann m.E. als Grundlage zur Bestimmung des Gegenstandsbereiches der europäischen Ethnologie dienen, er kann bei der Formulierung von spezifischen „europäischen“ Fragen als Anhaltspunkt herangezogen werden.

Innerhalb der Wirtschaftswelt besteht zwischen den Gebieten, den „Teilwirtschaften“, eine feingegliederte, sich im Verlauf lang anhaltender Prozesse ständig verändernde, dennoch aber stabile innere Hierarchie. Zentrale Bedeutung hat dabei stets eine große Metropole, in der reiche Kaufleute und Bankiers das ganze System organisieren und lenken. Diese Großstadt wird von einer Anzahl weiterer Städte umgeben, die ihr bei der Ausübung ihrer lenkenden Rolle zuarbeiten. Im Anfangsabschnitt fiel neben dem Zentrum Venedig eine derartige Aufgabe Genua, Florenz, Mailand und noch weiteren norditalienischen Städten zu. Das unmittelbare Hinterland dieser Städte ergibt den „Kern“ des Systems (Wallerstein), ihr „Zentrum“ (Braudel). Als der Mittelpunkt sich verschob nach Lissabon, Sevilla, Antwerpen, Amsterdam, London und schließlich

system II. Mercantilism and the consolidation of the European world-economy 1600-1750. New York/London u.a. 1980.

³ WALLERSTEIN, The modern world-system (wie Anm. 2), S. 8-10. — DERS., The capitalist world-economy (wie Anm. 2), S. 1-37. — BRAUDEL, Civilisation matérielle (wie Anm. 2), Bd. 3, S. 12-33.

⁴ BRAUDEL, Civilisation matérielle (wie Anm. 2), Bd. 3, S. 12.

nach New York, erfuhr das ganze Weltsystem eine Erschütterung und bedingte eine Neuordnung innerhalb der Teilgebiete⁵.

Das verhältnismäßig enge Zentrum wird von dem immer noch reichen, sich entwickelnden „strahlenden zweiten“ Gürtel (Braudel), der „semi-periphery“ (Wallerstein) umgeben; hinter dieser Zone folgt die „undicht bevölkerte, veraltete und zurückgebliebene, leicht ausbeutbare“ Peripherie. Bei der Verteilung der wirtschaftlichen Rollen beschränkt sich die Peripherie — neben der vielseitigen, differenzierten und in jedem Bereich entwickelten Wirtschaft des Zentrums — einseitig auf einzelne extensive Wirtschaftszweige neben der Selbstversorgung; sie liefert dem Zentrum Gold, Silber und Kupfer, Getreide und Schlachtvieh sowie Rohstoffe für die Industrie. Wenn Braudel von den — vom Zentrum aus gesehen — immer extensiver bewirtschafteten Zonen spricht, beruft er sich auf das Ringmodell von Thünen⁶. Der Austausch zwischen den Gürteln ist „ungleichmäßig“, die Akkumulation geht im Zentrum stürmisch vor sich, und der Unterschied zwischen den Zonen ergibt eben auch den Unterschied zwischen den reichen und armen Völkern. Besonders Wallersteins Modell stützt sich stark auf die volkswirtschaftlichen Theorien von A.G. Frank, D. Senghaas und Amir Samin, die als Kritik des Kolonialsystems entstanden.

Dieses System ist indes nicht lückenlos. Es schließt „abseits liegende Gegenden“, „isolierte Welten“ und auch kleinere oder größere regionale Zentren mit ein⁷. Der Raum selbst, in dem die unterschiedlichen wirtschaftlichen Tätigkeiten ausgeübt werden, erfährt eine ständige Umordnung vornehmlich infolge der verbesserten Verkehrs-, Transport- und Kommunikationsverhältnisse; die früher fernliegenden Gegenden kommen einander näher.

„Die Kultur schafft ihre eigene Raumeinteilung“ mit eigenen Zentren, schreibt Braudel⁸. Das mit der Organisation des Welthandels beschäftigte Venedig konnte beispielsweise Florenz die führende Rolle in der Renaissancekunst überlassen. Auch die Zeitfolge der Kultur ist anders. Wenngleich auch bei den wirtschaftlichen Verbindungen Gewohnheiten und Traditionen eine wichtige Rolle spielen können, ist die kulturelle Welt „älter“, als es die Strukturen sowohl der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Welt sind; die Kultur baut tiefer liegende historische Kontinuitäten in die sich von Zeit zu Zeit erneuernden Systeme ein. Dessen ungeachtet besteht eine enge Verbindung zwischen den „Tatsachen des täglichen Lebens“ — den Speise- und Wohn-gewohnheiten, der Verbreitung neuer Moden und Innovationen —, deren

⁵ WALLERSTEIN, *The modern world-system* (wie Anm. 2), S. 172-221. — DERS., *The capitalist world-economy* (wie Anm. 2), S. 26-31. — DERS., *The modern world-system II* (wie Anm. 2), S. 74-127 u. 244-284. — BRAUDEL, *Civilisation matérielle* (wie Anm. 2), Bd. 3, S. 21-25.

⁶ BRAUDEL, *Civilisation matérielle* (wie Anm. 2), Bd. 3, S. 26-27.

⁷ BRAUDEL, *Civilisation matérielle* (wie Anm. 2), Bd. 3, S. 30-33.

⁸ BRAUDEL, *Civilisation matérielle* (wie Anm. 2), Bd. 3, S. 51-55. — WALLERSTEIN, *The capitalist world-economy* (wie Anm. 2), S. 23.

geographischen Grenzen, den Zeiträumen ihrer Ausbreitung und der Position, die die einzelnen Gegenden innerhalb des Weltsystems einnehmen.

Auch die gesellschaftlich-wirtschaftliche Situation der Bauernschaft spiegelt diese Positionsunterschiede wider. In den Peripherien, so etwa östlich der Elbe und der Leitha oder etwa auch in Sizilien und Andalusien, setzt vom 16. Jahrhundert an eine Zeit der „Refeudalisierung“, der „zweiten Leibeigenschaft“ ein, und in den kolonialen Peripherien entsteht ein dem Feudalismus ähnliches Abhängigkeitsverhältnis bis hin zur Sklaverei. Die Arbeitskräfte werden also mit den Mitteln, die außerhalb der Mechanismen des Marktes stehen und für frühere Epochen charakteristisch sind, zur Arbeit herangezogen; sie produzieren aber auch so für die kapitalistische „Wirtschaftswelt“⁹. Der sich in Italien verbreitende Ackerbau auf Anteil (Mezzadria-System) ist andererseits — nach Meinung der Historiker — charakteristisch für Gegenden, die aus ihrer zentralen Lage in die Halbperipherie abrutschten¹⁰.

Die historischen Forschungen ergeben noch lange keine für ganz Europa gründlich ausgearbeitete „Grundkarte“, aus der man die wechselnden Positionen der einzelnen Gegenden innerhalb des Systems der europäischen „Wirtschaftswelt“ ablesen kann. Immerhin ermöglichen die in der Geschichtswissenschaft entwickelten Begriffe und die in großen Zügen verfolgbare Geschichte der einzelnen Zonen die Deutung mehrerer von der Volkskunde untersuchten Erscheinungen.

Die Kulturraumforschung hat bislang bereits von zahlreichen Begriffen Gebrauch gemacht, die eine gewisse Analogie mit dem Begriffssystem der angeführten historischen Werke aufweisen: z.B. Innovationszentrum, Novationsphase, Reliktgebiet und Kulturfixierung¹¹. Von einer hierarchischen Beziehung einzelner Siedlungen und Gegenden geht auch bereits das klassische Modell der „zentralen Orte“ aus¹².

Eine Gegenüberstellung der Ergebnisse der Geschichtswissenschaft und der ethnologischen Kartographie kann auf beiden Seiten das Verstehen der Vorgänge vertiefen. Dafür einige Beispiele: Günter Wiegelmann wies am Material

⁹ WALLERSTEIN, *The modern world-system* (wie Anm. 2), S. 112-116.

¹⁰ WALLERSTEIN, *The capitalist world-economy* (wie Anm. 2), S. 38. — DERS., *The modern world-system II* (wie Anm. 2), S. 200. — Aldo de MADDALENA, *Das ländliche Europa 1500-1700*. In: *Europäische Wirtschaftsgeschichte*, hrsg. von Carlo M. CIPOLLA/K. BORCHARDT, Bd. 2, Stuttgart/New York 1979, S. 187f.

¹¹ Günter WIEGELMANN, *Reliktgebiet und Kulturfixierung*. In: *Festschrift Matthias Zender* (wie Anm. 1), S. 59-71. — DERS., *Die Sachkultur Mitteleuropas*. In: *Volkskunde. Eine Einführung*, bearb. von Günter WIEGELMANN/Matthias ZENDER/Gerhard HEILFURTH, Berlin 1977, S. 97-131, hier: S. 115-128.

¹² Günter WIEGELMANN, *Diffusionsmodelle zur Ausbreitung städtischer Kulturformen*. In: *Stadt-Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. Deutschen Volkskundekongresses in Hamburg 1973*, hrsg. von Gerhard KAUFMANN, Göttingen 1975, S. 255-263. — Paul Ward ENGLISH/Robert C. MAYFIELD (Hrsg.), *Man, space and environment. Concepts in contemporary human geography*. 3. Aufl. Oxford 1976, S. 601-610.

des Atlas der deutschen Volkskunde nach, daß im Mittelalter Südwestdeutschland ein bedeutendes Innovationsgebiet war, in dem Elemente der entwickelten städtischen Wohnkultur jener Zeit in großem Umfang auch in die dörflichen Wohnungen Eingang fanden. In der Neuzeit dagegen verwandelte sich derselbe Raum in ein „Reliktgebiet“, das die alten Traditionen nun bewahrte¹³. All dies entspricht völlig der Tatsache, daß die blühenden Städte an den Verbindungsstraßen zwischen den norditalienischen und flandrischen Städten bzw. zwischen den Märkten der Champagne sich zurückentwickelten, als sich die Haupthandelsverbindungen auf den Atlantischen Ozean verlagerten und sich das „Zentrum“ nach Norden verschob. Das früher dem Zentrum viel näher liegende Süddeutschland geriet nach diesen Veränderungen in eine mehr periphere Lage. Nun läßt sich aber die Veränderung allein durch die lokale Entwicklung nicht erklären, sondern nur durch die Neuordnung des gesamten europäischen Wirtschaftssystems. Diese Verlagerung erklärt andererseits, daß in den nachfolgenden Zeiten Norddeutschland bei der Einführung landwirtschaftlicher Neuerungen voranging, da doch die stürmisch entwickelte Landwirtschaft dieser nördlichen Gegenden entscheidenden Einfluß auf die Fundierung der kapitalistischen Weltwirtschaft hatte¹⁴.

Für den späteren Verfall bzw. die Isolierung der für die kulturellen Innovationen früher offenen Gebiete lassen sich viele Beispiele auch aus anderen Gegenden anführen. Ich weise auf Siebenbürgen hin, wo aus den sächsischen und ungarischen Städten im 16. und 17. Jahrhundert zahlreiche Elemente der zeitgenössischen Kunst und Kultur in den dörflichen Umkreis ausstrahlten, sich aber später abkapselten. Die früheren Kulturelemente bewahren sich nun in einer neuen peripheren Lage. Es gab aber auch Ausnahmefälle. Die Umgebung von Hermannstadt (Sibiu, Nagyszeben) und manche Städte Südostsiebenbürgens spielten noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Rolle eines regionalen Zentrums, indem sie Textilien, Artikel der Eisenindustrie, gemalte Truhen zu den Märkten auf dem damals unter türkischer Hoheit regierten Balkan lieferten und sie dort als städtisch und bürgerlich geltende Neuerungen verbreiteten. Zugleich aber lieferte dasselbe Zentrum in die ungarische Tiefebene und nach Kroatien ausgesprochen „bäuerliche“ Artikel, wie grobes Wolltuch, woraus die reich bestickten *Szür*-Mäntel geschneidert wurden, und befriedigte damit die Ansprüche der damals dort blühenden Volkskunst und Volkstracht¹⁵.

¹³ Günter WIEGELMANN, Innovationszentren in der ländlichen Sachkultur Mitteleuropas. In: *Volkskultur und Geschichte*. Festgabe für Josef Dünninger, hrsg. von Dieter HARMENING u.a., Berlin 1970, S. 110-136. — DERS., *Die Sachkultur Mitteleuropas* (wie Anm. 11), S. 116f. — WALLERSTEIN, *The modern world-system II* (wie Anm. 2), S. 197.

¹⁴ Günter WIEGELMANN, *Novationsphasen der ländlichen Sachkultur Nordwestdeutschlands seit 1500*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 72 (1976), S. 177-200.

¹⁵ Ambrus MISKOLCZY, *A dél-és dél-kelet-erdélyi kézműves ipar a kelet-európai regionális munkamegosztásban a múlt század derekán* (The handicraft industry of South and South-East Transylvania in the East European regional division of labour in the middle of the last century). In: *Ethnographia* 93 (1982), S. 390-422.

Das wirtschaftsgeschichtliche Modell bietet auch Möglichkeiten, die Erscheinungen der Volkskunst, die sich kartographisch nur schwer erfassen lassen, in kontinentalem Maßstab zu überblicken und regionale Typen zu unterscheiden. Für die Volkskunst gilt in sehr hohem Maße das von Braudel erwähnte „Alter“ der Kultur; einzelne Formen von Gegenständen, dekorative Motive lassen sich viele hundert, wenn nicht tausend Jahre zurückverfolgen. Wenn wir aber die Elemente und Motive nicht gesondert betrachten, erkennen wir in der Geschichte der einzelnen Gegenden besonders aktive, produktive Perioden. Die skandinavischen Forscher zum Beispiel bezeichnen als „goldenes Bauernzeitalter“ die hundert Jahre von 1770 bis 1870, in denen zum überwiegenden Teil jene Ziergegenstände, Melodien und Festbräuche geschaffen und ausgeformt wurden, die dann von der bald einsetzenden volkskundlichen Forschung als „Volkskultur“ kanonisiert wurden¹⁶. In Ungarn begann dieses goldene Zeitalter mindestens eine Generation später und hielt auch länger an¹⁷. Die Blütezeit der deutschen Volkskunst datieren E. Meyer-Heisig und A. Hauser in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts; L. Schmidt dehnt diese Epoche in Österreich auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts aus, was neuerdings durch die wirtschaftshistorischen Analysen über den Anstieg des bäuerlichen Konsums und die Entfaltung des bäuerlichen Luxus von R. Sandgruber bestätigt wird¹⁸. Diese Periode stimmt allem Anschein nach überall mit jener Zeit überein, in der sich die Bauernwirtschaften intensiv in die Marktwirtschaft einschalteten, die Menschen jedoch bäuerliche Lebensformen noch nicht aufgaben. In den einzelnen halb- oder ganz-peripheren Gebieten stellte sich je nach ihrer Position die Blüte der Volkskunst früher oder später ein. Dabei war die Entwicklung der Volkskunst davon abhängig, wie reich oder arm, verstädtert oder ohne städtischen Einfluß die Gegend war, in der sie aufblühte, und in welchem Maße die vermehrten festlichen Gegenstände von gelernten Handwerkern oder von den Bauern selbst bzw. von bäuerlichen Spezialisten hergestellt wurden.

Die Zusammenhänge zwischen der blühenden Volkskunst und der ver-

¹⁶ Orvar LÖFGREN, Historical perspectives on Scandinavian peasantries. In: *Annual Review of Anthropology* 9 (1980), S. 187-215, hier: S. 205f.

¹⁷ Tamás HOFER, Phasen des Wandels im östlichen Mitteleuropa im Lichte kultur-anthropologischer Theorien. In: *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert*, hrsg. von Günter WIEGELMANN, Göttingen 1973, S. 251-264. — DERS., Stilperioden der ungarischen Volkskunst. Über einige Möglichkeiten des Vergleichs der Volkskunst in Ungarn und Österreich. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 78 (1975), S. 325-338. — Tamás HOFER/Edit FÉL, *Ungarische Volkskunst*. Berlin 1978. — Klára K. CSILLÉRY, Statistische Untersuchungen zur Geschichte der volkstümlichen Möbel Ungarns. In: *Ethnologia Europaea* 11, 1 (1979/80), S. 55-75.

¹⁸ HOFER, Stilperioden (wie Anm. 17), S. 336f. — Roman SANDGRUBER, Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert. Wien 1982, S. 312-323 u. 328-393. — Bernward DENEKE, *Europäische Volkskunst*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1980 (= *Propyläen Kunstgeschichte*, Supplementbd. 5), S. 25f.

änderten wirtschaftlich-gesellschaftlichen Struktur lassen sich auch auf anderen Spuren verfolgen. Neben dem gesteigerten Umsatz der materiellen Güter veranlaßt auch ihre größere politische Rolle die Bauern dazu, ihre besonderen dörflichen (z.B. repräsentativen) Formen, Trachten und Gebäude von der Kleidung und den Häusern anderer Schichten zu unterscheiden. Um diese Zeit wurde die Leibeigenschaft abgeschafft. Der gesteigerte Warenumsatz vertiefte die Schichtung innerhalb der Bauernschaft. Die schwedischen Forscher wiesen nach, welchen Einfluß auf das Aufkommen des neuen bäuerlichen Luxus die Strategie der wohlhabenden Schichten mit Landsitz ausübte, sich von den Armen zu unterscheiden¹⁹.

Aus diesen Mosaiksteinen der regionalen Angaben wird man hoffentlich das Bild von größeren Zonen zusammenstellen können, deren Ausgestaltung wiederum wenigstens zum Teil durch die Zonen des europäischen Wirtschaftssystems und die Zyklen der wirtschaftlichen Prosperität erklärt werden kann. Der Schichtungsprozeß hängt ebenfalls mit der Position innerhalb des kontinentalen Systems zusammen²⁰ und mit dem Umstand, wie lange in den einzelnen Gegenden eine umfassende, gemeinsame „bäuerliche Kultur“ oder das, was man als solche ansieht, trotz der verschärften Schichtenunterschiede zu bestehen vermag²¹.

Blicken wir in die fernere Vergangenheit zurück, so können wir auch den in Norddeutschland und im Rheinland in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufkommenden künstlerischen Aufschwung, den Hang zur Erneuerung, zum Luxus — natürlich über vielerlei Verlagerungen — mit dem regen wirtschaftlichen Leben der in Bewegung geratenen Bevölkerung einer Landschaft in der Nähe des Zentrums in Verbindung bringen²². Abwechselnd mit den Zeiten der Innovation, der Verschwendung, der Investition lassen sich auch die langen Zeiten der Stagnation, der „Kulturfixierung“ deutlich erkennen, die mehr oder weniger mit den Perioden der Stagnation, der Flauten des gesamten Weltsystems zusammenhängen. Wallerstein behauptet, während der langen Depression von 1640 bis 1750 habe sich das europäische Wirtschaftssystem endgültig gefestigt²³. Es gab aber auch räumlich begrenzte Prozesse: Einzelne Gegenden verloren ihre Position, wurden abgedrängt, als die spezifische ortsgebundene Möglichkeit einer besonderen Prosperität nicht mehr gegeben war.

¹⁹ LÖFGREN, Historical perspectives (wie Anm. 16), S. 208-211.

²⁰ Péter GUNST, Az agrárfejlődés és a parasztság regionális típusai Európában, különös tekintettel Kelet-Európára (Die Agrarentwicklung und die regionalen Typen des Bauerntums in Europa mit besonderer Hinsicht auf Ost-Europa). In: Ethnographia 86 (1975), S. 380-398, hier: S. 380-383.

²¹ Tamás HOFER, Changes in the style of folk art and various branches of folklore in Hungary during the 19th century. An interpretation. In: Acta Ethnographica 29 (1980), S. 149-165, hier: s. 154-157.

²² WIEGELMANN, Die Sachkultur Mitteleuropas (wie Anm. 11), S. 112-114.

²³ WALLERSTEIN, The modern world-system II (wie Anm. 2).

II.

Die neuen Zentrum-Peripherie-Modelle können ebenfalls ein Beispiel für die spiralförmige Entwicklung der Wissenschaft geben, die auf höherer Ebene zu früheren Vorhaben zurückkehrt. F. Braudel beruft sich auf J.H. von Thünen als seinen Vorgänger, aber wir können das Bild nach dem Intensitätsgrad unterschiedlicher Zonen auch in der wirtschaftsgeographischen Literatur der 1920er Jahre ebenso finden wie in den Lokationstheorien der theoretischen Geographie der letzten Jahrzehnte²⁴.

Dieses Zonenmodell ist jedoch nur ein Bestandteil der Synthese Braudels und Wallersteins; in ihren Arbeiten liegt der Akzent auf der Aufklärung der Gestaltung der komplizierten Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Zentrum, den Mittelzonen und Peripherien auf lange Sicht. Diese Werke ergeben eigentlich eine neugeschriebene Geschichte des neuzeitlichen Europas in der Form der Geschichte dieser hierarchisch-räumlichen Struktur. Viele Details dieses Gesamtbildes sind noch nicht ausgearbeitet, und eben darum kann man sie oft schwer mit den regionalen Ergebnissen der ethnologischen Kulturraumforschung vergleichen. Dennoch erhalten wir Hinweise auf gewisse wirtschaftliche und soziale Bewegungen, die einzelne kulturelle Erscheinungen getragen haben, wird uns die Deutung der Richtungen, der zeitlichen Bestimmungen und Hindernisse der Diffusion erleichtert. Von noch größerer Bedeutung ist vielleicht das, womit diese historischen Modelle — über die Bewegungen der Zeichen auf den volkskundlichen Atlanten hinaus — die Veränderungen der „Grundkarte“ beleuchten. Auf der Karte hängen die Begriffe „nah“ und „fern“ offenbar nicht nur von der Lage der Meere, der Ebenen, der Berge und Flüsse ab, sondern auch von der wechselnden Art und Weise der Strömung der Menschen, der Waren und Informationen, von den technischen Bedingungen und Triebkräften dieser Strömung, von der anziehenden Wirkung der reichen und mächtigen Zentren. In den erwähnten Werken zeigt sich „die Sozialgeschichte des Raumes“ selbst nach früheren Teilstudien²⁵ in zusammenhängendem Bild.

²⁴ Eugen WIRTH, *Theoretische Geographie. Grundzüge einer theoretischen Kulturgeographie*. Stuttgart 1979. — ENGLISH/MAYFIELD (Hrsg.), *Man, space and environment* (wie Anm. 12), S. 545-610.

²⁵ Über französische Arbeiten: Michael ERBE, *Zur neueren französischen Sozialgeschichtsforschung*. Darmstadt 1979. — Über die Entwicklung der „géohistoire“ bei Braudel: DERS., S. 75-82.

Die Ermittlung regionaler Verhaltensweisen als Aufgabe der Geschichte kollektiver Mentalitäten

von

Arthur E. Imhof

Seit einiger Zeit wird viel *über* Mentalitätsgeschichte geredet und geschrieben, innerhalb wie außerhalb der Historikerzunft, innerhalb wie außerhalb Deutschlands¹. Dies kann nicht darüber hinwegtäuschen oder ist vielmehr ein Anzeichen dafür, daß eine „Geschichte kollektiver Mentalitäten“ als eigene historische Subdisziplin erst im Entstehen begriffen ist. Methodisches wie theoretisches Rüstzeug sind, soweit überhaupt vorhanden, weder einheitlich noch allgemein akzeptiert. Immerhin haben sich inzwischen einige Schlüsselbegriffe durchgesetzt, und zwar in ihrer französischen Version, da die kräftigsten Impulse nach wie vor von unserem Nachbarland im Westen ausgehen². So beschäftigt sich diese Geschichtsrichtung vor allem mit den Äußerungen von „non-conscient collectif“ (gerade dieser Kernbegriff sollte möglichst nicht unbesehen in deutscher Übersetzung verwendet werden, da „kollektives Unbewußtsein“ zu sehr an das Werk von C.G. Jung erinnern würde). Weniger interessiert man sich dagegen für das, was sich auf die komplementäre „Pensée claire“ zurückführen läßt. Im Zentrum der Forschung stehen somit die nicht dauernd reflektierten Einstellungen und Verhaltensweisen des überwiegend lese- und schreibunkundigen „einfachen Volkes“, zum Beispiel gegenüber Leib und Leben, Gesundheitseinbußen, Sterben und Tod, und nicht, was von kirchlich-offizieller Seite darüber verkündet, von der Schulmedizin gelehrt oder von einer „aufgeklärten“ Elite geschrieben und diskutiert wurde. Man spricht von zwei Kulturen, die allerdings nicht völlig ohne Berührung nebeneinanderher lebten. Gegenüber der Vorstellung von „abgesunkenem Kulturgut“, sozusagen in Einbahnrichtung von einer elitären Spitze oben zu jedermann unten ist man allerdings sehr vorsichtig.

¹ Ethnologia Europaea 11 (1979/80), S. 208-241: Drei Beiträge zum Thema Mentalitätsgeschichte von Jean-Michael THIRIET, Ernst HINRICHS und Ralf REICHARDT.

² Philippe ARIÈS, L'histoire des mentalités. In: La nouvelle histoire, hrsg. v. Jacques LE GOFF, Paris 1978, S. 402-423.

Schwierigkeiten bereitet die Quellenlage. Im allgemeinen gelangt man nur auf Umwegen zum Ziel. Wünschenswert wären Äußerungen, Hinterlassenschaften, Spuren von möglichst vielen unserer Vorfahren, im Idealfall von allen Individuen eines Kollektivs. So ist es kein Zufall, daß enge Verbindungen zu einer anderen, inzwischen allerdings fest etablierten neuen sozialgeschichtlichen Subdisziplin bestehen, nämlich zur Historischen Demographie. Bei den Hunderttausenden von erhaltenen Eintragungen in den Tauf-, Heirats- und Sterberegistern handelt es sich oft genug um die einzigen Überbleibsel, die von praktisch *allen* unseren Vorfahren seit einer kontinuierlichen Kirchenbuchführung im 16., 17. oder 18. Jahrhundert auf uns gekommen sind. Im übrigen bleiben sie für uns stumm, hätten vieles von dem, was uns heute interessiert, wohl auch nie dem Papier anvertraut, selbst wenn sie dazu in der Lage gewesen wären. Und überdies weist der erwähnte Gegensatz zu „Pensée claire“ ja gerade darauf hin, daß die Trennlinie unterhalb des klaren Bewußten, Durchreflektierten, explizit Ausgesprochenen, Aufgeschriebenen, Gedruckten verlief.

Diese einleitenden Hinweise mögen genügen, um deutlich zu machen, daß im Umgang mit mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen allergrößte Vorsicht geboten ist. Vor diesem selben Hintergrund muß ich denn auch gestehen, den vorliegenden Beitrag nur mit etlichem Unbehagen zum Druck freigegeben zu haben. Es ist eine Sache, auf einem Symposium einen Diskussionsbeitrag in freier Rede und Gegenrede vor namentlich bekannten Kollegen zu halten; eine ganz andere dagegen, die dort vorsichtig und mit Vorbehalten geäußerten, weil forschungsmäßig noch nicht genügend abgesicherten und ausgereiften Gedanken einer unbekanntenen Leserschaft schwarz auf weiß und unverrücklich fixiert vorzulegen. Wenn ich diesen Schritt hier trotzdem tue, so aus demselben Grund, weshalb ich seinerzeit als Sozialhistoriker der Einladung von volkskundlicher Seite zum erwähnten Symposium gerne folgte. Bei den eigenen Forschungen hatte sich in den letzten Jahren nämlich immer wieder gezeigt, daß das Fachwissen eines einzelnen Historikers bei vielen Problemstellungen einfach nicht ausreichte. Mit einer Reihe von Vertretern anderer Disziplinen war das Gespräch und zum Teil sogar eine fruchtbare Zusammenarbeit daraufhin in Gang gekommen, so vor allem mit Medizinern, Medizinhistorikern, Soziologen oder Theologen. Mit Volkskundlern (im deutschen Sprachraum) fehlte der Kontakt dagegen noch weitgehend. So wie es meine Hoffnung war, daß sich dies mit der aktiven Teilnahme am Symposium ändern würde, so *ist* es nun meine Hoffnung, daß durch diese Publikation vielleicht ein Gespräch auf noch breiterer Ebene zwischen Volkskundlern und (Mentalitäts-) Historikern eingeleitet wird.

Angesichts der eingangs skizzierten Schwierigkeiten einer im Werden begriffenen Geschichte kollektiver Mentalitäten wird hier niemand ein fest umrissenes Forschungsprogramm oder auch nur eine ausgereifte mentalitätsgeschichtliche Fallstudie erwarten. Vielmehr gehe ich bei den anschließenden Ausführungen in derselben Weise vor, wie ich dies seinerzeit im Rahmen des Symposiums auch tat. Dort hatte ich mir vorgenommen, eine Reihe von neueren Forschungsergebnissen aus der eigenen Werkstatt in Form von Figuren vor-

zulegen und sie aus meiner Sicht kurz zu kommentieren. Die Auswahl dieser Figuren erfolgte nach zwei Kriterien. Zum einen sollte ihr Inhalt einen Bezug zum vorgegebenen Rahmenthema „Volkskundliche Kulturraumforschung heute“ haben. Zum anderen mußten sich die Bilder nicht „nur“ für eine mentalitätsgeschichtliche, sondern — und hier vor allem — auch für eine volkskundliche Interpretation eignen, ja sich geradezu aufdrängen. Nur auf diese Weise konnte, so schien es mir, ein gemeinsames fächerübergreifendes Gespräch auf der Grundlage „harter Fakten“ mit Aussicht auf Erfolg zustande kommen.

In beiderlei Hinsicht machte ich mir selbst große Hoffnungen. Zum einen zeichnete sich in der Historischen Demographie schon seit längerem ab, daß die dortigen Mikrostudien, die sich wegen des außerordentlich hohen Arbeits- und Zeitaufwandes allermeist auf den Umkreis einer einzigen Kirchengemeinde beschränkten, für eine umfassendere Interpretation der erarbeiteten Resultate, also auch der zutage getretenen Verhaltensweisen, räumlich viel zu wenig weit greifen. Von daher stellte sich die Frage nach größeren „Kultur-Räumen“ immer wieder. Zum anderen war ich auf der Suche nach Erklärungen für kollektive Verhaltensmuster nicht selten auf aktuelle oder historische volkskundliche Literatur und Quellen gestoßen, denen gegenüber ich mich als fachfremder Dilettant aber oft recht hilflos fühlte. Fachkompetente Erläuterungen waren und sind somit äußerst erwünscht. — Was hier folgt, kann somit — im besten Falle — höchstens die eine Seite der Medaille sein. Die andere Seite, wie auch Ergänzungen und Korrekturen, mußten nun von Volkskundlern angebracht werden.

Um die Figuren nicht völlig beliebig und bezugslos aufeinander folgen zu lassen, ordne ich sie nach zwei Gesichtspunkten, betone aber noch einmal, daß es sich bei dieser Einteilung und allen meinen Kommentaren um erste tastende Versuche von sozialgeschichtlicher Seite handelt. Die Formulierungen sollten deshalb nicht auf die Goldwaage gelegt werden. Da es hier ferner nicht um einen historisch-demographischen Aufsatz geht, sondern darum, einige auf dieser Basis gewonnene Überlegungen im Hinblick auf eine gemeinsame Diskussion vorzubringen, verzichte ich weitestgehend auf einen beschwerenden wissenschaftlichen Apparat mit Dutzenden von quellenkritischen, methodologischen, thematischen Fußnoten. Wer sich in die einzelnen Problembereiche vertiefen und die dort aktuellen Erörterungen verfolgen möchte, findet den Zugang leicht über zwei ausgezeichnete laufende Spezialbibliographien, die sowohl Monographien wie Aufsätze weltweit berücksichtigen und kurz kommentieren. Es handelt sich einerseits um *Population Index* (Princeton, vierteljährlich); andererseits um die *Bibliographie Internationale de la Démographie Historique* (Liège, jährlich).

1. Rhythmisierend-stabilisierende Normen

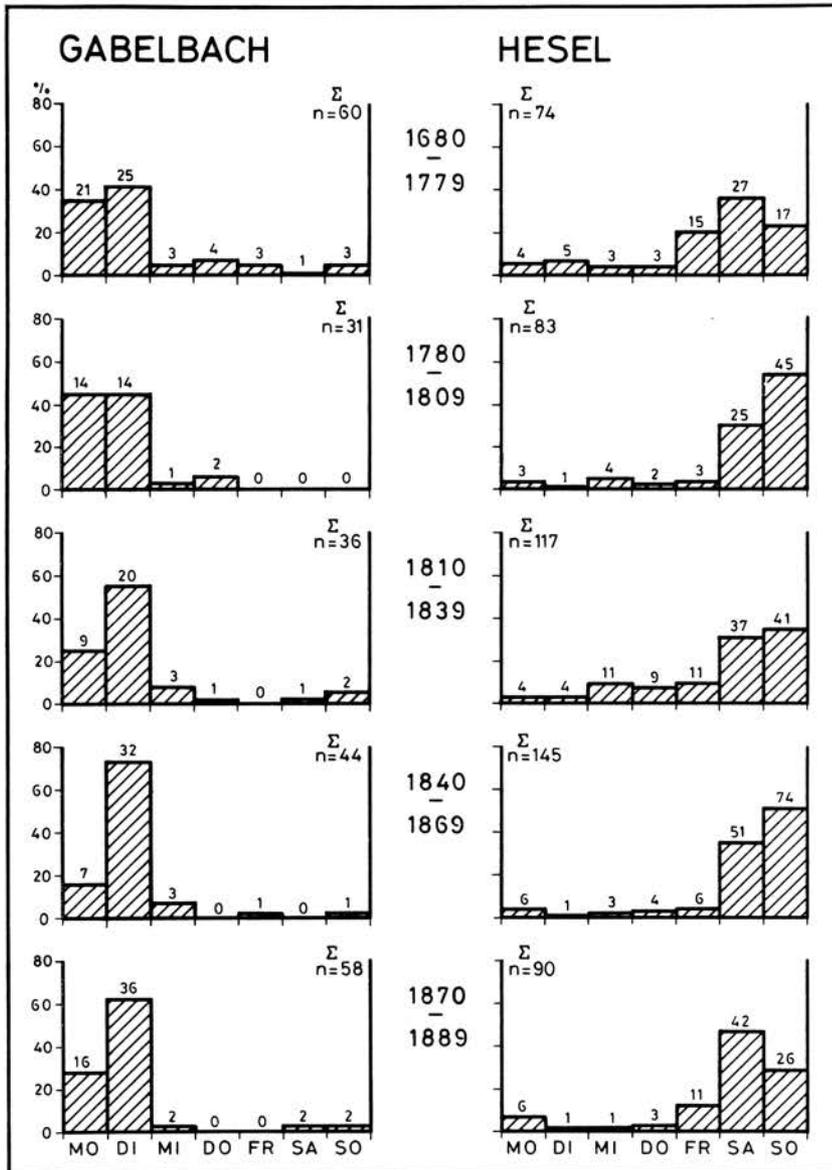
Die bislang in Berlin durchgeführten historisch-demographischen Parochialstudien — ein rundes Dutzend, das sich über ganz Deutschland verstreut — förderten immer wieder generationenüberdauernde Strukturen, sogenannte „*éléments de longue durée*“ zutage, die sich vielfach erst in unserem Jahrhundert auflösten oder sich inzwischen auf einen so kleinen Bevölkerungskreis beschränken, daß sie praktisch aus unserem allgemeinen Bewußtsein verschwunden sind. Ich greife hier unter dem ersten Punkt einige solche Strukturen heraus, die ich als rhythmisierend-stabilisierende Normen bezeichnen möchte, so die Wochentags-Rhythmik bei Eheschließungen, die Saison-Rhythmik in der Sexualität (rückgeschlossen von der unterschiedlichen monatlichen Häufigkeitsverteilung bei den Geburten und damit den Zeugungen/Empfängnissen) oder die Jahres-Rhythmik bei der Festlegung von Heiratsterminen.

Beginnen wir mit dem Beispiel einer Wochentags-Rhythmik. Aus der Abbildung 1 geht hervor, daß man über Generationen hinweg (im vorliegenden Fall von 1680 bis 1899) in den untersuchten Kirchengemeinden Gabelbach (25 km westlich von Augsburg in Schwaben) fast ausnahmslos an Dienstagen oder Montagen heiratete, in Hesel (90 km nordwestlich von Bremen in Ostfriesland) dagegen fast ebenso ausschließlich an Sonnabenden oder Sonntagen, allenfalls an Freitagen. — Warum das so war? Weil es sich eben so gehörte. Dies ist (für uns Heutige) zwar keine „Erklärung“, war aber für diese Generationen von Vorfahren offensichtlich Grund genug, sich bei der Wahl ihres Heiratstages recht streng danach auszurichten. — Angesichts des Umstandes, daß Verstöße im empfindlichen Bereich bäuerlich-dörflicher Heiratsnormen vielerorts in Europa einen bevorzugten Anlaß für durchaus handfeste Sanktionen gegen die Abweichler bildeten, wäre es allerdings ebenfalls von Interesse, zu erfahren, aus welchem Personenkreis sich die wenigen Ausnahmen rekrutierten, wer sie waren und weshalb sie sich anormal verhielten: Zugezogene, Ortsfremde, Andersgläubige, Wiederheiratende, sozial nicht Angepaßte, Ausgestoßene, still Heiratende³.

Gewiß ist es kein Zufall, daß im katholischen Gabelbach nicht ausgerechnet am fleischlosen und mit Fasten verbundenen Freitag und auch nicht am geheiligten Sonntag geheiratet wurde, wo der Pfarrer überdies durch andere Pflichten in Anspruch genommen sein mochte, während diese Gründe im lutherisch-reformierten Hesel entweder entfielen oder jedenfalls weniger zählten. Aber weshalb heiratete man in diesen bäuerlichen dörflichen Bevölkerungen, wo man auf eine arbeitsbedingte Wahl des Wochentages kaum Rücksicht zu nehmen brauchte, nicht am Mittwoch oder am Donnerstag, oder in Hesel nicht

³ Jacques DUPAQUIER u.a. (Hrsg.), *Marriage and Remarriage in Populations of the Past*. New York 1981. — Jacques LE GOFF/Jean-Claude SCHMITT (Hrsg.), *Le charivari. Actes de la table ronde organisée à Paris (25-27 avril 1977)*. Paris/Den Haag/New York 1981.

Abbildung 1



Häufigkeitsverteilung von Eheschließungen (Erst-Ehen und Wiederverheiratungen) auf die Wochentage im schwäbischen Gabelbach und im ostfriesischen Hesel 1680-1899 (zur Lage dieser sowie der weiteren historisch-demographischen Mikrostudien siehe Abb. 7 unten).
 Quelle: Laufende eigene Forschungen in Berlin; rekonstituierte Familien vom Typ I.

auch am Montag oder am Dienstag? Befragen wir die volkskundliche Literatur danach, so ist der Sachverhalt — wenn ich dies als Außenstehender richtig überblicke — tel quel zwar gut dokumentiert. In den deutschen, österreichischen und schweizerischen Atlanten für Volkskunde zeichnen sich jeweils großräumige Regionen (Kulturräume?) mit recht eindeutigen Präferenzen für Dienstag und Montag (Süddeutschland, Österreich, katholische Schweiz) oder vor allem für Freitag ab (Norddeutschland). „Erklärt“ wird uns dies jedoch, abgesehen von den erwähnten kirchlich-konfessionellen Einflüssen — und nicht ganz unabhängig vom Erscheinungszeitraum der Studien —, je nachdem vorwiegend mit germanisierenden (Dienstag/Ziischdig und Freitag als Ehrentage der germanischen Götter Ziu und Frija), antikisierenden (Freitag nach den griechisch/römischen Göttinnen Aphrodite/Venus als Tagesregentinnen für eben diesen Wochentag) oder schließlich mit Hinweisen auf einen tiefverwurzelten Volks-(aber)glauben an glück- und segen- beziehungsweise unglück- und unheilbringende Wochentage. Insgesamt scheint man sich heute vorsichtig zu äußern und auf einen vielschichtigen Volksglauben zu rekurrieren. „Der weite Hintergrund für die Wahl des Heiratstages, der hier (für den österreichischen und angrenzenden Raum) aufgeschlossen werden konnte, zeigte sich allenthalben als glaubensbestimmt“⁴. Und für die Schweiz heißt es: „Hätte sich früher jemand an einem anderen Tag [hier: als dem Montag] trauen lassen, so hätte man Verdacht geschöpft, es sei etwas nicht in Ordnung“⁵.

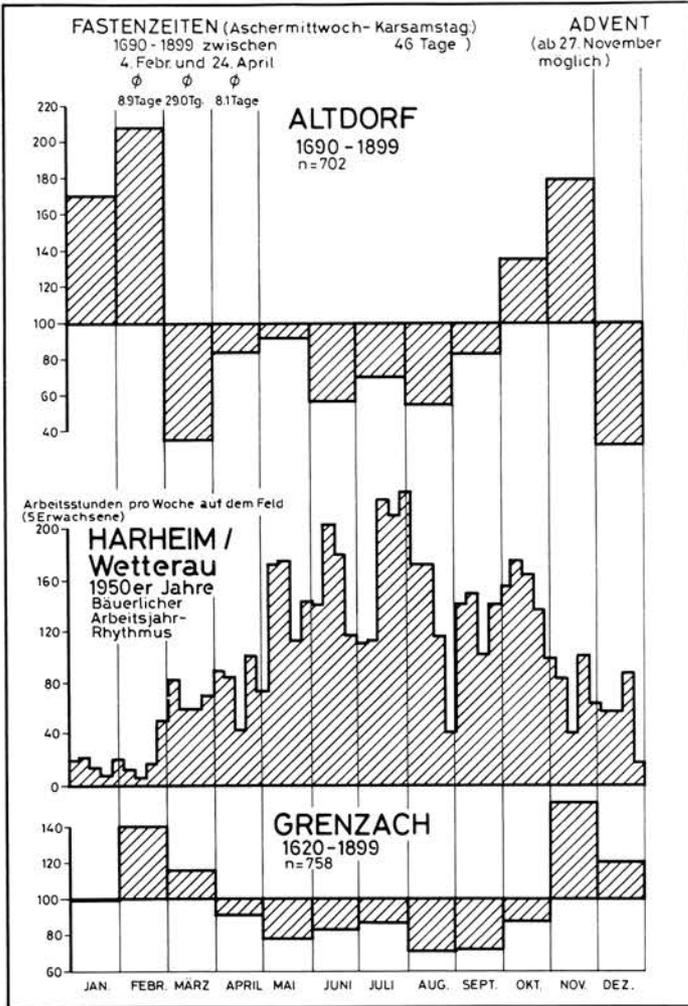
Zweites Beispiel: Zu den traditionellen bäuerlichen Rhythmen, die auch heute noch weitgehend Gültigkeit haben und die selbst dem „modernen“ Menschen mit einer zeitmonotonen 40-Stunden-Woche leicht einsichtig sind, gehört der Jahresrhythmus der Feldarbeiten. Die Tätigkeiten Bodenvorbereitung, Säen, Pflegen, Ernten werden nach wie vor durch den Rhythmus der Vegetationsperiode bestimmt und folgen einander somit in ähnlicher Weise und in denselben Jahreszeiten wie vor Jahrhunderten. So bezieht sich die Abbildung 2 (in der Mitte) zwar auf die Verhältnisse Anfang der 1950er Jahre auf einem Hof in Harheim in der südlichen Wetterau (heute ein Stadtteil von Frankfurt am Main), da mir erst für diesen Zeitraum exakte Arbeitsaufwand-Messungen vorlagen⁶. Doch können wir meines Erachtens von hier aus mit Vorsicht auf die Situation auch in früheren Zeiten zurückschließen. — Den Arbeitsjahrrhythmus in Harheim bezeichne ich als „Normal-Rhythmus“, weil hier die Feldarbeitskurve

⁴ Richard WOLFRAM, Brauchtümlich bevorzugte Wochentage für die Abhaltung bäuerlicher Hochzeiten. In: Österreichischer Volkskundeatlas, 2. Lief. Graz/Köln 1965, Bl. 1-19, 32, hier: Bl. 19.

⁵ Walter ESCHER, Hochzeitsbräuche. Welche Wochentage bevorzugt man für die Hochzeit? Welche Wochentage und Jahreszeiten meidet man für die Hochzeit? In: Atlas der schweizerischen Volkskunde. Kommentar, 2. Teil 5. Lief. (hrsg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde) 1959, S. 418-421 u. S. 422-424, hier: S. 418; Teil II Karten 219 u. 220.

⁶ Georg JENSCH, Das ländliche Jahr in deutschen Agrarlandschaften. Berlin 1957.

Abbildung 2



Häufigkeitsverteilung von Eheschließungen (Erst-Ehen und Wiederverheiratungen) auf die Monate im katholischen Altdorf 1690-1899 und im lutherisch-reformierten Grenzach 1620-1899 (beide am Oberrhein gelegen). Standardisierte Umrechnung auf eine gleiche Monatslänge sowie 1200 Fälle pro Jahr. — Vergleich zwischen dem „Normal“-Jahresrhythmus der Feldarbeiten (in etwa entsprechend der Tageslichtmenge; Verhältnisse auf einem Hof in Harheim, Nähe Frankfurt am Main, zu Beginn der 1950er Jahre) und dem Jahresrhythmus der Eheschließungen: im reformierten Grenzach agrarisch, im katholischen Altdorf agro-liturgisch geprägt.

Quellen: JENSCH 1957, S. 16-43, 59-71 und Diagramme 1, 4, 5; sowie laufende eigene Forschungen in Berlin; rekonstituierte Familien vom Typ I.

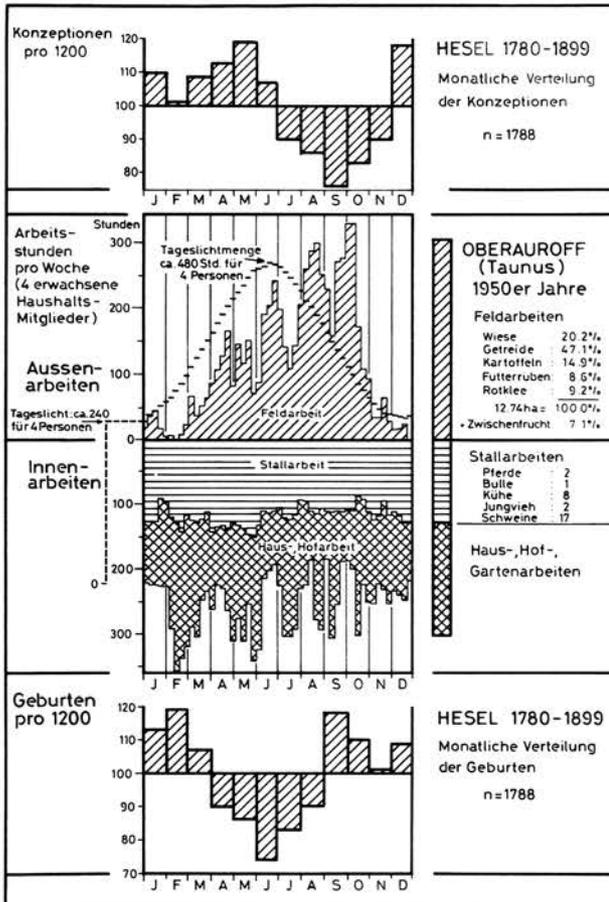
in etwa mit der natürlichen Tageslichtkurve übereinstimmt, dies im Gegensatz zu den später einzuführenden Begriffen „Kartoffel-“ und „Zuckerrüben-Rhythmus“ (siehe Abb. 3 und Abb. 4).

In der Abbildung 2 werden dem Normal-Rhythmus bäuerlicher Feldarbeiten die Jahresrhythmen der Eheschließungen einerseits im katholischen Altdorf 1690-1899 und andererseits im lutherisch-reformierten Grenzach 1620-1899, beide am Oberrhein gelegen, gegenübergestellt. Anders als im protestantischen Grenzach, wo wir eine gute spiegelbildliche Übereinstimmung zwischen Jahresrhythmus in den Feldarbeiten und Jahresrhythmus in der Häufigkeit von Eheschließungen vorfinden — geheiratet wurde vor allem in den arbeitsflauen Monaten —, zeichnen sich im katholischen Altdorf besonders im März und Dezember „Störungen“ in diesem „natürlichen“ Kurvenverlauf ab. Obwohl es sich arbeitsmäßig um ruhige Monate handelte, wurde außerordentlich wenig geheiratet, da sie in die kirchlich „geschlossenen“ Fasten- und Adventszeiten fielen. Zwischen 1690 und 1899 konnten die 46 Tage von Aschermittwoch bis Karsamstag zwar frühestens schon am 4. Februar einsetzen und spätestens am 24. April enden, doch lagen im Durchschnitt nur 8,9 Tage davon im Februar und 8,1 Tage im April, während 29,0 auf den März entfielen. Die Adventszeit andererseits setzte frühestens am 27. November ein. Da auch in diesem Bauerndorf ein Hochzeitstermin während der arbeitsintensivsten Sommermonate wenig günstig war und März wie Dezember gemieden werden sollten, entwickelten sich die Spätherbstmonate Oktober und November (nach eingebrachter Ernte) sowie Januar und Februar zu den „beliebtesten“ Heiratszeiten: ein meines Erachtens durch und durch agro-liturgisch geprägter Jahresrhythmus. — Auch hier wäre natürlich wiederum die Frage nach den Abweichlern zu stellen sowie — in einem noch weiteren Rahmen — nach anderen Konfliktsituationen im agro-liturgischen Bereich. Man denke an die Sonntagsheiligung oder die Einhaltung von damals zahlreicheren Fest- und Feiertagen auch während der Erntezeit.

Beim dritten Beispiel greife ich den Jahresrhythmus der bäuerlichen Feldarbeiten nochmals auf und setze ihn in Beziehung zu einem anderen, inzwischen gut dokumentierten Jahresrhythmus traditioneller europäischer Gesellschaften, nämlich zur Häufigkeitsverteilung der Geburten (siehe Abb. 3 und Abb. 4). Ohne mich hier näher auf ein delikates und unter Historiker-Demographen, Soziobiologen, Human-, Sozial- und Kulturanthropologen umstrittenes Thema einlassen zu wollen, so scheint es doch — wie aus vielen Tierpopulationen hinlänglich bekannt — so gewesen zu sein, daß sich im Verlauf von Jahrhunderten ein spiegelbildlich ausgewogenes Verhältnis zwischen den beiden Rhythmen zum Besten der Säuglinge wie ihrer Mütter herausgebildet hatte. Überdurchschnittlich viele Kinder kamen zu Beginn und gegen Ende des Jahres zur Welt; unterdurchschnittlich wenige im Sommer (siehe besonders in Abb. 4 Mitte links).

Dieses ausgewogene Verhältnis geriet aus dem Gleichgewicht, als sich in den durch die „agrare Revolution“ besonders erfaßten Kulturräumen der Arbeitsjahrrhythmus im 18. und 19. Jahrhundert grundlegend veränderte. So brachten

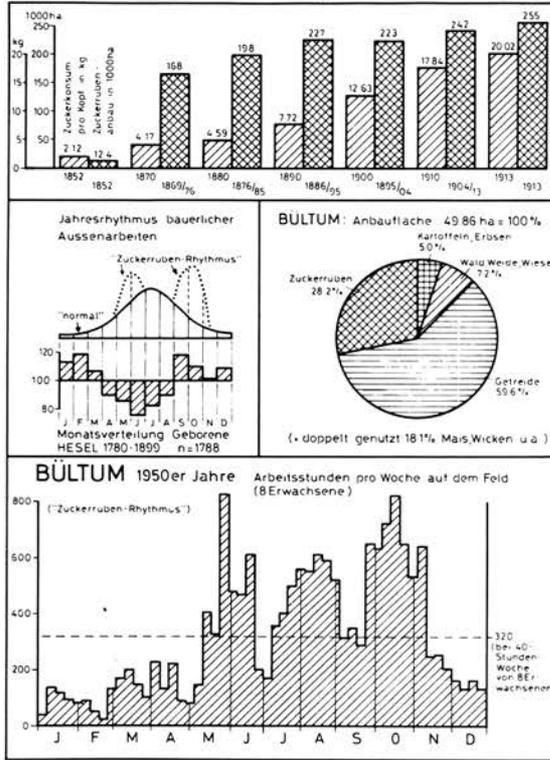
Abbildung 3



Häufigkeitsverteilung von Geburten (und von da zurückberechnet der Mindestanzahl von Zeugungen/Empfängnissen) in Hesel 1780-1899. Standardisierte Umrechnung auf eine gleiche Monatslänge sowie 1200 Fälle pro Jahr. — Vergleich zwischen der Normalverteilung von Geburten in traditionellen europäischen Gesellschaften und einem neuen Jahresrhythmus der Feldarbeiten (hier: „Kartoffel-Rhythmus“; Verhältnisse auf einem Hof in Oberauruff bei Idstein im Taunus, zu Beginn der 1950er Jahre). Die Spitzenbelastungen auf dem Feld trachtete man durch eine Reduzierung der übrigen Arbeiten in Stall, Haus und Hof zu kompensieren, was jedoch nicht uneingeschränkt möglich war. Insbesondere ein großer Teil von „Frauenarbeiten“ mußte täglich verrichtet werden. Das Resultat war eine Kollision zwischen dem alten Geburten- und dem neuen Arbeitsrhythmus mit einem Ansteigen der Mütter- und Säuglingssterblichkeit sowie der Totgeborenen-Rate vor allem im 19. Jahrhundert (vgl. Abb. 5).

Quellen: JENSCH 1957, S. 16-43 und Diagramm 1; sowie laufende eigene Forschungen in Berlin.

Abbildung 4



„Zuckerrüben-Rhythmus“ bei den Feldarbeiten, hier am Beispiel eines landwirtschaftlichen Betriebes in Bültem (Kreis Hildesheim), wo Anfang der 1950er Jahre mehr als ein Viertel der Gesamtanbaufläche für Zuckerrüben genutzt wurde. Hervorgerufen durch deren hohen und intensiven (und in historischer Zeit überwiegend von Frauen geleisteten) Pflege- und Ernteeinsatz besonders im Frühjahr und Herbst lag das Wochenpensum der acht erwachsenen Arbeitskräfte im Mai-Juni sowie von Ende September bis Anfang November wiederholt bei durchschnittlich mehr als achtzig Stunden allein auf dem Feld. Die im Kommentar zu Abb. 3 bereits umschriebene Kollision zwischen dem traditionellen Geburtenrhythmus und dem neuen Arbeitsrhythmus wirkte sich hier noch verheerender auf die hochschwangeren oder kaum entbundenen Frauen aus.

In Deutschland hatte sich der Zuckerkonsum pro Person und Jahr zwischen 1852 und 1913 verzehnfacht (von 2,12 kg auf 20,02 kg; vgl. die schräg schraffierten Stapel ganz oben), in Österreich die Anbaufläche für Zuckerrüben im gleichen Zeitraum verzwanzigfacht (Stapel mit Kreuzschraffur ganz oben).

Quellen: JENSCH 1957, S. 60-71 und Diagramm 4; H.-J. TEUTEBERG, Der Verzehr von Nahrungsmitteln in Deutschland pro Kopf und Jahr seit Beginn der Industrialisierung (1850-1975). Versuch einer quantitativen Langzeitanalyse. In: Archiv für Sozialgeschichte 19 (1979), S. 344-349. R. SANDGRUBER, Österreichische Agrarstatistik 1750-1918. München 1978, S. 156 u. 170. Sowie Ergebnisse laufender eigener Forschungen in Berlin.

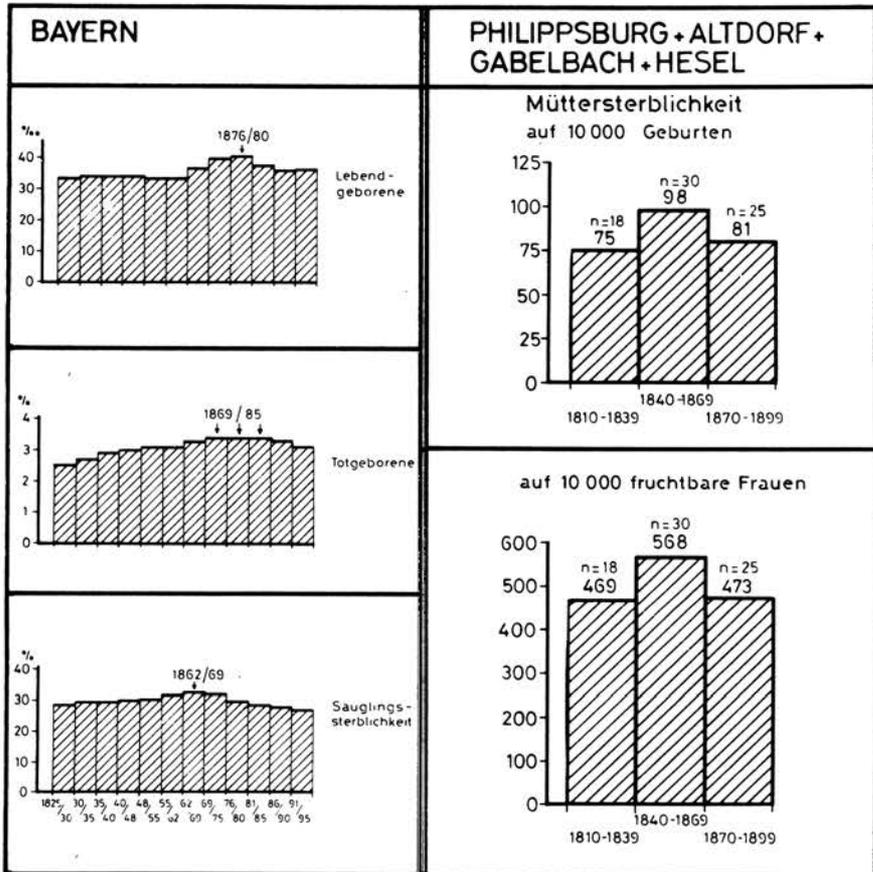
etwa die neuen Kartoffelkulturen zusätzliche Spitzenbelastungen weit in die Herbstmonate hinein mit sich (siehe Abb. 3), oder der handarbeitsaufwendige Anbau von Zuckerrüben — angesichts der Verzehnfachung des Zuckerkonsums — solche im Frühjahr *und* Herbst (siehe Abb. 4). In der Abb. 3 habe ich mitberücksichtigt, wie man versuchte, den Spitzen-Überlastungen auf dem Feld durch eine Reduktion der Arbeiten in Stall, Haus und Hof entgegenzuwirken. Dies war jedoch nicht unbeschränkt möglich, denn eine Reihe von Tätigkeiten waren unaufschiebbar und mußten selbst während der strengsten Kartoffel- (Zuckerrüben- usw.) Ernte Tag für Tag weiter verrichtet werden: Füttern, Melken, Misten, Milchverarbeiten, Kleinviehbesorgen, Kochen, Kartoffeln für die Schweine garen, erkrankte Familienmitglieder pflegen, Säuglinge stillen usw. Fazit: In den „agrar-revolutionärsten“ Kulturräumen waren es — bei der damaligen arbeitsteiligen Welt nach Geschlechtern — vor allem die Frauen, und zwar in ihren „besten“ (= arbeitsfähigsten, reproduktivsten) Jahren, die von der Überbelastung betroffen wurden, denn ihnen oblag zur Hauptsache das Füttern, Melken ... Der Historischen Demographie sind die äußerst schädlichen Auswirkungen schon vor längerer Zeit aufgefallen, zeichnete sich in ihren Studien doch ein Boom von Übersterblichkeit verheirateter Frauen zwischen etwa 20 und 50 Jahren, durch die Kollision zwischen den Jahresrhythmen in der Feldarbeit und bei den Geburten zudem in der Rate der Totgeborenen sowie in der Säuglings- und speziell der Müttersterblichkeit vor allem für die Mitte und die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ab (siehe Abb. 5). Denn je weiter sich die Spitzenbelastungen auf dem Feld in Richtung Jahresanfang und -ende ausdehnten, um so mehr schrumpfte die frühere Schonzeit für hochschwangere und/oder kaum niedergekommene Frauen.

Da sich die „agrare Revolution“ zeitlich und räumlich je nach Nähe oder Ferne zu städtischen Ballungsgebieten, nach Anbaumöglichkeiten, nach Einbeziehung in Marktgebiete usw. sehr unterschiedlich abspielte, sind detaillierte kleinräumige Untersuchungen sowie die Einbettung dieser Mikrostudien in ihre jeweiligen land- und marktwirtschaftlichen Kulturräume unerlässlich.

Als Illustration füge ich die Abbildung 6 an. Aus ihr geht hervor, daß zu Beginn unseres Jahrhunderts in zwei nahe beieinander gelegenen württembergischen Gemeinden die durchschnittlichen jährlichen Feldarbeitszeiten von Bäuerinnen und damit ihre körperliche Be- und Überlastung mit 2.294 beziehungsweise „nur“ 1.637 Stunden erheblich voneinander abwichen. Während Lauffen im Neckartal durch eine Eisenbahnlinie mit den beiden aufstrebenden Städten Heilbronn und Stuttgart verbunden war und somit gute und leichte Absatzmöglichkeiten für alle seine landwirtschaftlichen Produkte hatte, so befand sich Kleinaspach abseits in hügeligem Gelände und produzierte nur für den Eigenbedarf und überdies eine rückläufige Bevölkerung. Am ersten Ort wurden 56 Prozent des Bodens (pro Durchschnittshof) intensiv bewirtschaftet und 13 Prozent ein zweites Mal bestellt, am letzteren dagegen nur 23 Prozent⁷.

⁷ Maria BIDLINGMAIER, Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs. Stuttgart 1918.

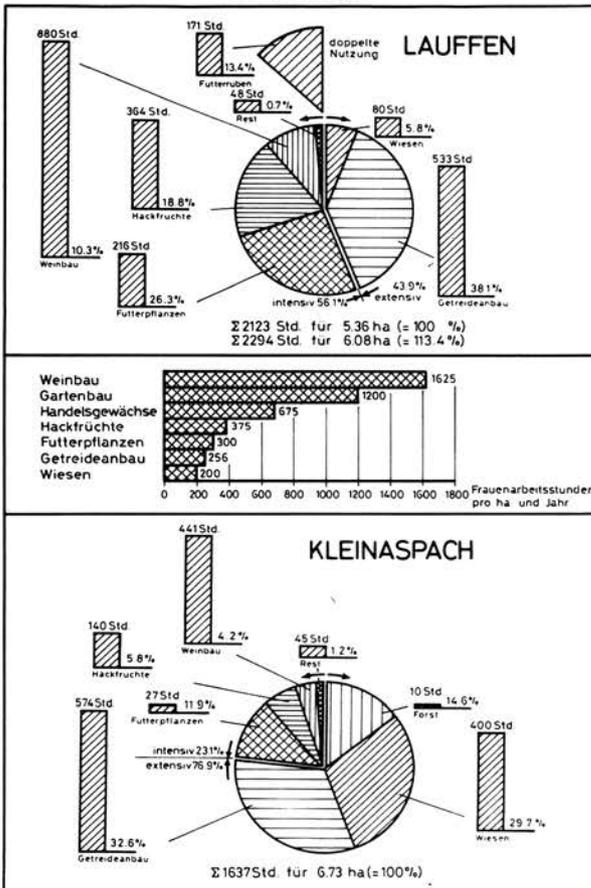
Abbildung 5



Ein gleichzeitiger Boom in der Säuglings- und Müttersterblichkeit (Todesfälle 0-41 Tage nach der letzten Geburt) sowie in der Rate der Totgeborenen um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, hier am Beispiel von Bayern (links) sowie aufgrund einer Reihe von Mikrostudien in Philippsburg, Altdorf, Gabelbach und Hesel (zu deren Lage siehe Abb. 7).

Quelle: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 7 (1981), S. 355-356.

Abbildung 6



Mikroregional unterschiedliche körperliche Arbeitsbelastung von Bäuerinnen je nach Nutzung des Kulturreals (mentalitätsgeschichtlich ausgedrückt: kulturräumlich unterschiedliches Aufsichnehmen einer kleineren oder größeren Arbeitsbürde). — Hier: durchschnittliche Anzahl von Arbeitsstunden pro Frau und Jahr einerseits in Lauffen (8 km südwestlich von Heilbronn im Neckartal) und andererseits in Kleinaspach (28 km südöstlich von Heilbronn in abseitigem hügeligem Gelände, beide in Württemberg); Verhältnisse Anfang der 1910er Jahre aufgrund von Befragungen vor Ort.

Eine starke Markteinbindung mit guten Absatzmöglichkeiten für alle landwirtschaftlichen Produkte hatte in Lauffen dazu geführt, daß 56 Prozent des Bodens intensiv und 13 Prozent jährlich sogar doppelt genutzt wurden, während eine rückläufige und nur für den Eigenbedarf produzierende Bevölkerung in Kleinaspach 77 Prozent der Anbaufläche extensiv bewirtschaftete. Vergleichbar große Höfe erforderten am einen Ort somit 2294, am anderen dagegen „nur“ 1637 Frauenarbeitsstunden pro Jahr auf dem Feld.

Quelle: BIDLINGMAIER 1918, S. 1-18, 206-207.

Ich breche die Kurzkomentierung der Abbildungen, die alle in einem anderen Forschungszusammenhang entstanden und deshalb hier nicht in ihren Einzelheiten zu besprechen sind, an dieser Stelle ab und skizziere in aller Kürze die dahinter steckende Problematik. Die Ursachen für die festgestellten Rhythmen, ihren Wandel oder ihre schließliche Auflösung scheinen mir im wesentlichen (agrar-)wirtschaftlichen, kirchlich-institutionellen, religiös-konfessionellen, gesellschaftlichen oder anthropologisch-biologischen Ursprungs zu sein. Wir stellen Spiegelungen zeitgenössischer oder längst vergangener staatlich/kirchlich-obrigkeitlicher Einflüsse ebenso fest wie allmählich gewachsene, ausgewogene Ergebnisse von Anpassungsprozessen, die sich zu maßgeblichen Strukturen des „non-conscient collectif“ verkrustet hatten oder die zwischen dem Mentalen und dem Biologischen angesiedelt waren und somit von unseren Vorfahren nicht dauernd reflektiert wurden. Leergewordene Formen konnten sich über Jahrhunderte halten, solange sie nicht gegen neue Erfordernisse oder Zwänge stießen (zum Beispiel die Wochentags-Rhythmik beim Heiraten). Wo es jedoch zu Kollisionen kam (wie zwischen den Jahresrhythmen in der weiblichen Feldarbeit und dem Geburtenrhythmus), gingen die notwendigen Adjustierungen oft nicht nur sehr zähflüssig vor sich („non-conscient!“), sondern es ergaben sich in den Zwischenzeiten auch immer wieder kritische Situationen für Leib und Leben unserer Vorfahren mit manchmal schwerwiegendsten Auswirkungen für die besonders Betroffenen.

Zwei Fragen tun sich hier im Hinblick auf die angestrebte gemeinsame Diskussion auf. Bei der ersten scheinen mir die Interessen von Volkskundlern und Historikern möglicherweise auseinander zu gehen. Sehe ich es falsch, daß die Volkskundler in erster Linie danach fragen, weshalb es zu einer gerade so und nicht anders gearteten Ausformung von diesem oder jenem Rhythmus gekommen war; weshalb also da oder dort der Dienstag, oder der Montag, oder der Sonnabend ein bevorzugter oder gemiedener Wochentag für eine Eheschließung war und in welchen Räumen sich dies mit welcher Intensität so verhielt? Der Historiker fragt dagegen weniger nach solchen einzelnen Ursachen für eine unterschiedliche Ausformung von Rhythmisierungen, sondern ihn interessieren vor allem die Gründe, weshalb es überhaupt zu Rhythmisierungen kam und weshalb sie sich als nicht (mehr) reflektierte, verkrustete „éléments de longue durée“ über Generationen hielten. Eine Antwort hierauf möchte ich an dieser Stelle (noch) nicht geben, doch scheint mir das Bedürfnis unserer bäuerlichen Vorfahren in einer Welt voller Unsicherheiten, voller Angst und konkreter Furcht nach stabilisierenden Elementen im Tagesablauf, im Wochenablauf, im Jahres- und Lebenslauf hierbei eine nicht erhebliche Rolle gespielt zu haben. Zu diesen Elementen würde ich die Rhythmen zählen.

Bei der zweiten Frage handelt es sich um eine der Kernfragen dieses Symposiums schlechthin: Was sind „Kulturräume“? Mir scheint, daß jeder unserer Vorfahren — wie jeder von uns Heutigen auch noch — einer ganzen Reihe von verschiedenen und keineswegs notwendigerweise deckungsgleichen Kulturräumen angehört(e), je nachdem, welche Perspektive ich anlege, ob eine

wirtschaftliche, gesellschaftliche, verwandtschaftlich-genealogische, sozialanthropologische, obrigkeitlich-administrative, konfessionelle, ökologische, geographische, bio- oder pathozönotische, linguistische oder noch eine andere⁸. Daß die Historiker kollektiver Mentalitäten beim Recherchieren regional unterschiedlicher Verhaltensweisen intensive „Kulturraumforschung“ zu betreiben haben, wurde im Hinblick auf ein kleinräumig unterschiedliches Aufsitzen weiblicher Arbeitsüberlastung — mit all ihren Folgen für den Alltag und die betreffende Mikropopulation — am Beispiel von Lauffen und Kleinspach eben unterstrichen. Ob sie damit aber dasselbe meinen und anstreben wie die Volkskundler und wie es ihr Etikett für diese Tagung zum Ausdruck bringt? — Um diesbezüglich eine bessere Diskussionsgrundlage zu schaffen, will ich im zweiten Teil nun noch etwas näher auf regional unterschiedliche Verhaltensweisen als Ausdruck umfassender kollektiver Mentalitäten eingehen.

2. Systemkonforme Verhaltensweisen

Die Abbildung 7 zeigt makroregional die Säuglingssterblichkeits-Landschaft im Deutschen Reich 1875-1977, mikroregional darin eingebettet und sich vorzüglich anpassend die Werte für eine Reihe von Kirchengemeinden 1780-1899. Die Struktur ist unverkennbar und eindeutig: ein starkes Ansteigen der Säuglingssterblichkeit von West nach Ost und ein noch stärkeres von Nord nach Süd. — Unterschiedliche Kulturräume? Ganz gewiß — doch nach welchen Kriterien?

Auf der Suche nach „Erklärungen“ für die enormen und so klar zutage tretenden Unterschiede in der Säuglingssterblichkeit kann man zwei Wege gehen. Der eine — und er dürfte wahrscheinlich von den meisten Wissenschaftlern zuerst beschritten werden — führt über Analysen. Zur Illustration zeige ich die Abbildung 8. Sie bringt mit jeder nur wünschbaren Klarheit den Zusammenhang zwischen den regional (kulturräumlich) unterschiedlichen Stillgewohnheiten in bayerischen Regierungsbezirken und der Höhe der Säuglingssterblichkeit zu Beginn unseres Jahrhunderts zum Ausdruck. Dutzende von weiteren Detailanalysen bieten sich an und wurden auch bereits ausgeführt⁹, so: unterschiedliche Säuglingssterblichkeit nach dem Geschlecht oder nach der Legitimität bei der Geburt, nach dem Geburtsrang und dem Alter der Mütter, nach der städtischen oder ländlichen Ansässigkeit der Eltern, nach ihrer sozio-ökonomischen Zugehörigkeit, nach dem Stand des Hebammenwesens und der perinatalen Medizin usw. Stets — und schließlich irritierenderweise — führen derartige aspektbezogene Untersuchungen tatsächlich zu gewissen

⁸ Alan MACFARLANE in Zusammenarbeit mit Sarah HARRISON und Charles JARDINE, *Reconstructing Historical Communities*. Cambridge 1977, besonders Karte S. 12.

⁹ *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 7 (1981), S. 343-382.

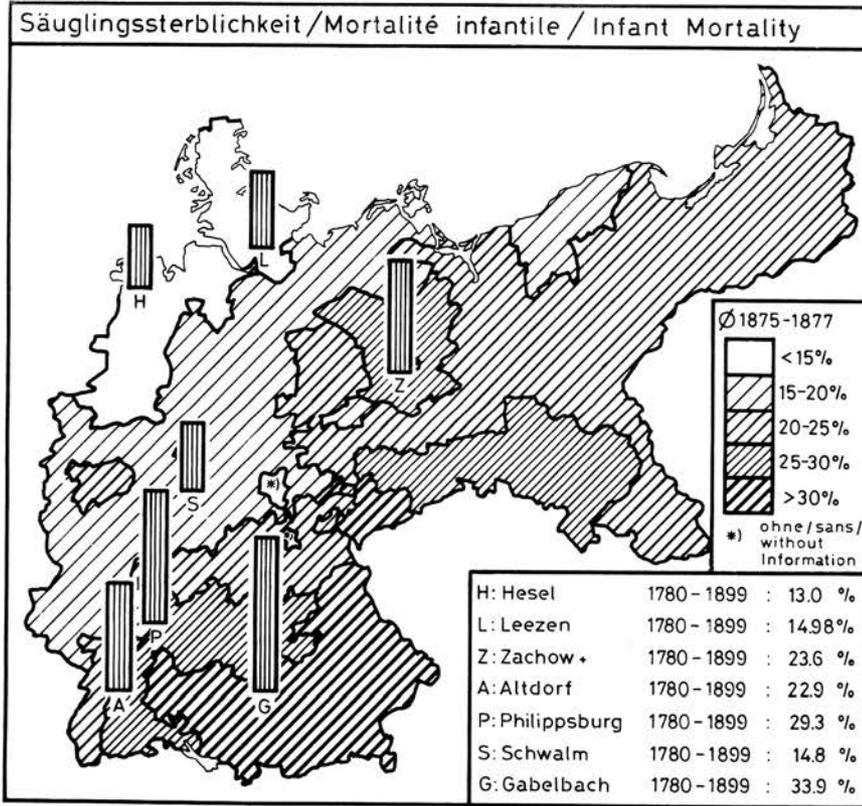
Ergebnissen. Insgesamt läßt dieses analytische Vorgehen somit sehr unbefriedigt, da häufig über dem jeweils im Zentrum stehenden Aspekt die übrigen nicht oder kaum berücksichtigt werden. Gefragt sind somit — und hierin besteht der zweite Weg — weiter greifende Synthesen.

Lassen wir uns bei einem Versuch hierzu von der kartographischen Darstellung in Abbildung 7 leiten. Wem fiel beim Betrachten nicht sogleich die große Ähnlichkeit mit einer physikalischen Karte Deutschlands auf? Und sicher kommen jedermann rasch ein paar Gründe für mögliche Zusammenhänge in den Sinn. So dürfte zum Beispiel in den bayerischen Alpen das rauhere Klima mit längeren und härteren Wintern für zahlreiche Säuglinge abträglicher gewesen sein als ein ausgeglicheneres milderes Seeklima im Norden oder Nordwesten. Dort mußte es auch leichter gefallen sein, für nicht gestillte oder früh entwöhnte Kleinstkinder geeignete Ersatznahrung zu beschaffen. Ebenso sicher aber ist, daß derlei vordergründige simple „Erklärungen“ kaum jemanden zufriedenstellen werden. Dennoch scheint mir, daß diese großräumige kartographische Darstellung uns einen gangbaren Weg zur weiteren „synthetisierenden“ Hinterfragung weist. Dem Historiker zumindest drängen sich nämlich sogleich noch mehrere weitere Karten mit ebenso augenfälligen Übereinstimmungen auf. Zwei besonders relevante möchte ich anführen (s. Abb. 7 und Abb. 8).

Bei der ersten versuche ich, „Traumatisation“ als weiteren mentalitätsgeschichtlichen Kernbegriff ins Spiel zu bringen und mit grundsätzlich unterschiedlichen regionalen Verhaltensweisen zu verbinden. Nach französischen Mentalitätshistorikern können spezifische Ausprägungen des „non-conscient collectif“ in dieser oder jener Mikropopulation dadurch zustande kommen, daß sich dort bestimmte Traumatisierungen in Generationenabständen wiederholen und sich damit unauslöschlich in deren kollektivem Gedächtnis festsetzen und unreflektierte Bestandteile der „lokalen Weltanschauung“ werden. Man vergegenwärtige sich nun eine Karte Deutschlands mit den hauptsächlichsten Kriegszügen und lokalen -verwüstungen zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert: Dreißigjähriger Krieg 1618-48, Krieg Ludwigs XIV. gegen die Pfalz 1688-97, Spanischer Erfolgkrieg 1701-14, Siebenjähriger Krieg 1756-63, Koalitions-, Napoleonische und Freiheits-Kriege 1792-1814. Besonders intensiv wurden immer und immer wieder süd- und mitteldeutsche Regionen heimgesucht, während andere Gebiete eher im Windschatten lagen, so der Nordwesten. Man kann sich, angeregt durch unsere französischen Kollegen, zumindest vorstellen, daß diese perpetuierten kriegerischen Ereignisse mit ihren Bevölkerungseinbußen im Gefolge, ihren Kontributionen an Hab und Gut und Mannschaft, ihrer Vertreibung des Viehs, vor allem der Zugtiere, ihrem Abbrennen ganzer Dörfer und ihrer Vernichtung der Ernährungsgrundlage durch Verwüstung der Felder die heimgesuchten Bevölkerungen traumatisch geprägt und sich wegen der Auffrischung des Traumas in kurzen Abständen tief und nachhaltig in die „mémoire longue“¹⁰ eingegraben und die regionspe-

¹⁰ Françoise ZONABEND, *La mémoire longue. Temps et histoire au village*. Paris 1980.

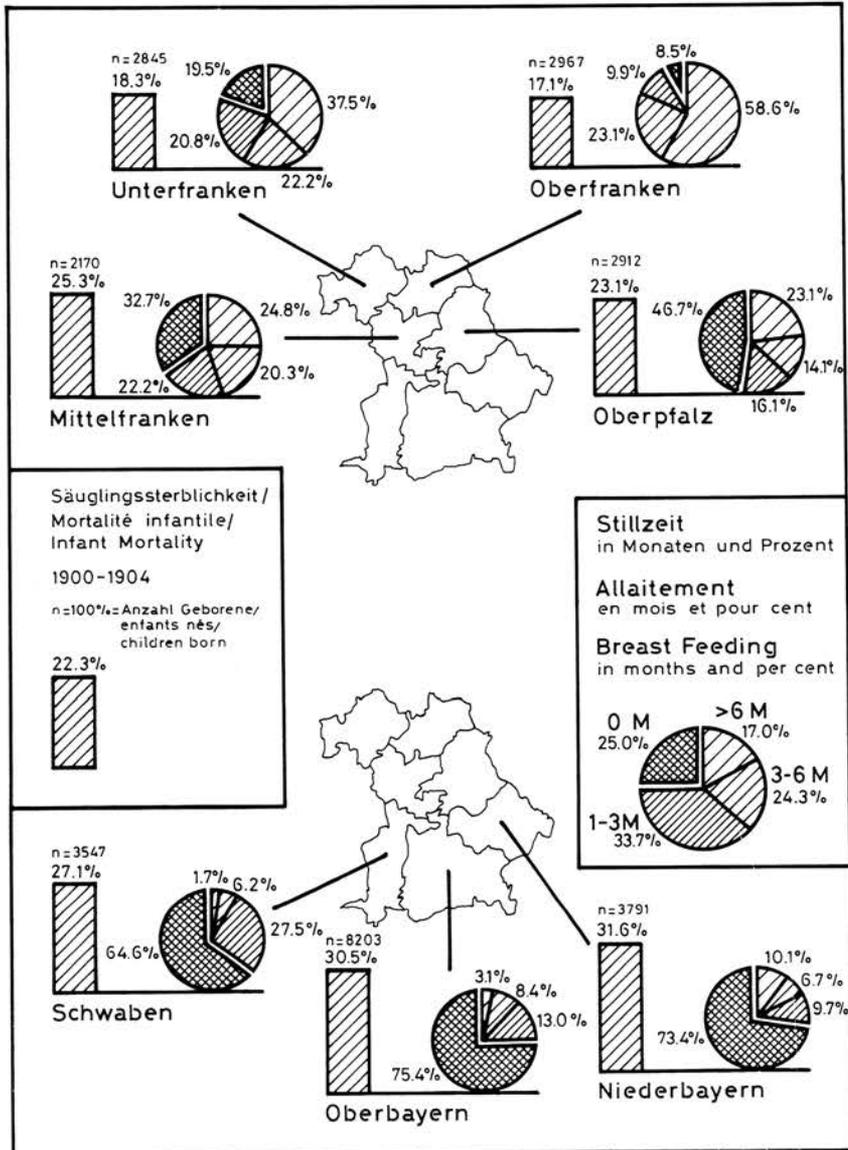
Abbildung 7



Regional unterschiedliche Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reich 1875-1877 sowie in den für eine Mikrostudie ausgewählten Orten Hesel, Leezen, Zachow, Altdorf, Philippsburg, Schwalm und Gabelbach 1780-1899. Obwohl die Mikrostudien einen Zeitraum von 120 Jahren umfassen, fügen sich die Werte perfekt in ihre jeweilige Säuglingssterblichkeits-Landschaft der nur dreijährigen Makrostudien-Periode ein.

Quelle: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 7 (1981), S. 363.

Abbildung 8



Unterschiedliche Säuuglingssterblichkeit in sieben bayerischen Regierungsbezirken 1900-1904 und unterschiedliche Häufigkeit und Dauer des Stillens um 1900 (aufgrund von Befragungen der Mütter vor Ort durch Ärzte bei den vorgeschriebenen Impfterminen).
 Quelle: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 7 (1981), S. 348.

zifische Mentalität grundlegend geformt haben.

Es ist von hier aus zu kühn zu folgern, daß sich im besonders exponierten süddeutschen Raum schließlich eine ganz andere Einstellung zu allem Irdischen, zu Besitztum, Armut, Reichtum, aber auch zu Leib und Leben und deren Verlust, nämlich eine größere Indifferenz, ja eine Gleichgültigkeit gegenüber all diesen gebrechlichen und faktisch immer und immer wieder brutal zerbrochenen Dingen herausgebildet hat, als dies zum Beispiel im Nordwesten der Fall war, wo stellenweise während des gesamten Dreißigjährigen Krieges kein einziger Soldat je seinen Fuß hingesezt hat, und wo sich auch anschließend kriegerische Ereignisse nicht ständig wiederholten und die irdische Existenz so sicht- und spürbar permanent bedroht haben?

Auch wenn die sogenannten Medizinischen Topographien von Angehörigen der „aufgeklärten“ Elite geschrieben wurden und wir die kritischen Äußerungen dieser Ärzte-Autoren, die Zutritt bis in die Küchen und Schlafzimmer ihrer „unaufgeklärten“ Klientel hatten — mit entsprechender Vorsicht als Negativquellen interpretieren, so ist doch beeindruckend, wie sich in ihnen, sowie sie sich auf den süddeutschen Raum und die zweite Hälfte des 18. und des 19. Jahrhunderts beziehen, der Tenor von der „Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben“ als tief verwurzelte Grundhaltung der dortigen Bevölkerung wie ein roter Faden durchzieht: „Schwangere Frauen werden nicht geschont. Sie arbeiten bis kurz vor der Niederkunft sehr hart und nehmen gleich danach die Arbeiten wieder auf. Das Stillen wird vernachlässigt. Kinder bekommen aus verdrecktem Geschirr zu essen. Die Reinlichkeit ist mangelhaft. Die Kleinen müssen in schmutzigen Wohnungen heranwachsen. Der Familienzuwachs ist den Eltern egal“¹¹.

Die zweite historische Karte, die ich zu bedenken geben möchte, hat die Verteilung der Bevölkerung nach Konfessionen zum Inhalt, so wie sie sich nach dem Dreißigjährigen Krieg in etwa stabilisiert hatte. Stellt man sich auch hier erst einmal die Frage nach den möglichen Zusammenhängen, welche für die sich dabei abzeichnenden Übereinstimmungen zwischen einer niedrigeren Säuglingssterblichkeit in lutherisch-calvinistisch-reformierten Gebieten Nord- und Ostdeutschlands und einer höheren in vorwiegend katholischen Regionen Süddeutschlands (stark schematisiert; Monokausalität liegt mir fern!) verantwortlich gewesen sein könnten, so braucht man nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, daß je nach Konfessionszugehörigkeit der Eltern regional unterschiedliche, vorwiegend religiös geprägte Einstellungen gegenüber der Prokreation, gegenüber Familienplanung und Geburtenbeschränkung, gegenüber Leben, Sterben und Tod dominierten. Wo die (Mit-)Verantwortung für die Nachkommenschaft, in unserem Zusammenhang konkret für das Überleben von

¹¹ Jan BRÜGELMANN, Der Blick des Arztes auf die Krankheit im Alltag 1779-1850. Medizinische Topographien als Quelle für die Sozialgeschichte des Gesundheitswesens. Diss. phil. Berlin 1982.

einmal gezeugten und geborenen Kindern zu einem frühen Zeitpunkt, das heißt schon im 16. und 17. Jahrhundert auf die Eltern übergegangen war, wie besonders ausgeprägt im Calvinismus, konnte diese grundlegend andere Einstellung, die mitverantwortliche Haltung zu einer deutlichen Abnahme der Säuglingssterblichkeit geführt haben. Wo man sich in katholischen Bevölkerungen dagegen nach wie vor an das Motto hielt: „Der Herr hat es [das Leben der Neugeborenen] gegeben; der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gepriesen!“, oder auch, wo man mehr von der Fürbitte früh verstorbener und dadurch um so gewisser in den Himmel eingegangener Säuglinge hielt als von deren Existenz auf Erden, mochte deren Sterblichkeit gleichzeitig noch wesentlich höher liegen.

Gerade in dieser Beziehung haben die Historiker von den Volkskundlern und aus ihrer Literatur über die „Rites de passages“ seit langem gelernt, sehr sorgfältig auf die strikteste Einhaltung in der richtigen Reihenfolge dieser Passagen zu achten. Und für katholische Gebiete hieß diese ausnahmslos: „Leben — Taufe — Tod“. Kam es einmal, etwa durch eine Totgeburt oder einen Sterbefall vor der Taufe, zu einer gestörten Sequenz, so hatte sich das „gewöhnliche Volk“¹² zur nachträglichen, unbedingt erforderlichen Richtigstellung die „sanctuaires à répit“ geschaffen, sei dies nun im katholischen Frankreich¹³, im katholischen Wallis¹⁴ oder — wie aus Motivtafeln hervorgeht — im katholischen Südtirol oder in Schwaben¹⁵. Die ungetauften Leichname gaben an heiliger Stätte kurz Lebenszeichen von sich, wurden daraufhin getauft und dann begraben. Die richtige Reihenfolge war wieder hergestellt. Die Eltern hatten das, wofür sie in diesen Kulturräumen die Verantwortung trugen, getan, nämlich dem Kind das Tor zur ewigen Glückseligkeit aufgestoßen und ihm die Aufnahme unter die himmlischen Heerscharen ermöglicht und gesichert.

Vor diesem Hintergrund warne ich eindringlich davor, die Beschreibungen etwa aus den erwähnten Medizinischen Topographien über die Vernachlässigung von Säuglingen als Ausdruck mangelnder mütterlicher oder väterlicher Liebe zu interpretieren. Selbst dann nicht, wenn sie uns Heutigen, ebenfalls „Aufgeklärten“, jedoch mit der Mentalität unserer Vorfahren nicht Vertrauten, noch so schockieren mögen wie die folgende aus der württembergischen Region Sigmaringen 1822: „Viele Eltern machen sich nichts aus den Krankheiten und dem Tod ihrer Kinder. Im Gegenteil, sie wünschen ihnen diesen sogar oft“¹⁶.

¹² Fintan Michael PHAYER, Religion und das Gewöhnliche Volk in Bayern in der Zeit von 1750 bis 1850. München 1970.

¹³ Jacques GÉLIS, De la mort à la vie. Les 'sanctuaires à répit'. In: Ethnologie française 11 (1981), S. 211-224.

¹⁴ Robert McC NETTING, Balancing the Alp. Ecological change and continuity in a Swiss mountain community. Cambridge 1981, S. 244, Anm. 5 und S. 115.

¹⁵ Wilhelm THEOPOLD, Das Kind in der Votivmalerei. München 1981, S. 36f. — DERS., Votivmalerei und Medizin. Kulturgeschichte und Heilkunst im Spiegel der Votivmalerei. 2. durchges. u. erw. Aufl. München 1981, S. 79.

¹⁶ Franz Xaver MEZLER, Versuch einer medizinischen Topographie der Stadt Sigma-

Ich möchte diesem Punkt noch etwas weiter nachgehen, da uns eine günstige Quellenlage erlaubt, ihn aus quantitativer wie qualitativer Sicht näher zu beleuchten. Die Abbildung 9 zeigt die geburtsrangspezifische Säuglingssterblichkeit für fünf Mikroregionen, deren Lage der Abbildung 7 zu entnehmen ist. Darunter befinden sich wiederum Gabelbach und Hesel mit den beiden extremsten Werten: 33,9% und 13,0%. Am einen Ort starb im Durchschnitt also jedes dritte Neugeborene vor Vollendung seines ersten Lebensjahres, am anderen nicht einmal jedes siebte. Aus der Abbildung geht nun hervor, daß in vier von fünf Gemeinden die Schwelle zwischen einer relativ moderaten und einer exzessiven Säuglingssterblichkeit zwischen den Geburtsrängen 7 und 8 lag und somit wohl in einen Zusammenhang mit dem dann verhältnismäßig fortgeschrittenen Alter der Mütter in relativ großen Familien gebracht werden dürfte. Die signifikative Ausnahme bildet Gabelbach. Hier erfolgte der Sprung in Richtung auf eine weit über dem eigenen Durchschnitt liegende Mortalität bereits nach der vierten Geburt. Dies dürfte meines Erachtens auf ganz andere als die eben ins Feld geführten Überlastungs- und biologischen Ursachen zurückzuführen sein.

Gabelbach lag in einer katholischen Gegend, in der man das sogenannte „Himmeln“ kannte. 1801 beschrieb der zeitgenössische bayerische Autor *Joseph von Hazzi* diese „Sitte“ wie folgt: „Der Bauer freuet sich, wenn sein Weib ihm das erste Pfand der Liebe bringt, er freut sich auch noch beim zweiten und dritten, aber nicht auch so beim vierten. Da treten schon Sorgen an die Stelle der Freude. Er bedauert es, ein Vater vieler Kinder zu seyn, er hat für so viele keine gute Aussicht mehr, sein Vermögen ist zu klein. Er sieht alle nachkommenden Kinder für feindliche Geschöpfe an, die ihm und seiner vorhandenen Familie das Brod vor dem Munde wegnehmen. Sogar das zärtlichste Mutterherz wird schon für das fünfte Kind gleichgültig, und dem sechsten wünscht sie schon laut den Tod, daß das Kind (wie man sich hier ausdrückt) himmeln sollte. ... Mancher Beichtvater, der einige tausend Beichten den Landleuten abgenommen, und anbei ein fleißiger Beobachter ist, könnte der Regierung ziemlich zuverlässig anzeigen, wie viel hundert eheliche Kinder in einem gewissen Bezirke weniger geboren und wie viel geborne frühzeitig verwarloset werden, daß sie um 50 oder 60 Jahre zu früh himmeln müssen“¹⁷.

Noch ein halbes Jahrhundert später liegen uns für den schwäbisch-bayerischen Lechraim um Augsburg (Gabelbach befindet sich 25 km westlich dieser Stadt) ganz ähnliche Zeugnisse vor, in denen die Schwelle für das Himmeln ebenfalls zwischen dem vierten und den folgenden Kindern angesetzt wird: „Im Durchschnitt werden viele Kinder erzeugt. Das erste und zweite Kind, besonders wenn ein Knabe darunter, sehen die Eltern gerne, alle aber, welche nach diesen kommen, werden nicht mehr freudig bewillkommnet. Übrigens bleiben von

ringen. Freiburg 1822, S. 157f.

¹⁷ Zitiert nach PHAYER, Religion (wie Anm. 12), S. 97.

diesen vielen Kindern wenige, man darf ihrer höchstens vier auf das Dutzend annehmen, die andern himmeln meist schon sehr früh. Bei kleinen Kindern, die sterben, hat man selten großes Leid, ist ein schöner Engel im Himmel, wir haben noch genug an den übrigen. ... So sterben denn ihrer gar viele jungerheit dahin!“¹⁸.

Was für uns heute wie eine nachgeburtliche Familienplanung aussieht und als schlecht verhüllter Infantizid in Form einer bewußten Vernachlässigung von Säuglingen ab einem bestimmten Geburtsrang zum ausgesprochenen Zweck eines frühzeitigen Ablebens erscheint, nahm sich in den Augen der damals an einem solchen „Himmeln“ beteiligten Eltern wesentlich anders aus und dürfte, jedenfalls nach deren eigener Auffassung, wenig mit einer pönalisierbaren Handlung durch Staat oder Kirche zu tun gehabt haben. „Dies [das Himmeln] liegt weder in einer Rohheit noch in der minderen Liebe der Eltern gegen ihre Kinder“¹⁹. Den himmelnden Kindern blieb — in den Augen ihrer Eltern — nicht nur ein oft elendes Leben hienieden erspart, sondern mit ihrem Eingehen vom irdischen Jammertal in himmlische Gefilde konnte um so sicherer gerechnet werden, je früher sie als unschuldige Wesen verstarben und „himmelten“. Was eben einzig unabdingbar war, und wofür die Eltern unter allen Umständen Sorge zu tragen hatten, war die Taufe zwischen Geburt und Tod.

Wer von uns will sich vor diesem Hintergrund nun anmaßen zu beurteilen, für welche ihrer Kinder die Eltern seinerzeit eigentlich besser gesorgt hatten: für die zuerst Geborenen, damit diese überlebten, oder für die späteren, damit sie möglichst bald und gewiß in den Himmel gelangten? Bei der einen wie der anderen Verhaltensweise scheinen elterlicher Egoismus *und* Altruismus eine wesentliche Rolle gespielt zu haben. Einerseits waren ihnen (einige) lebende Kinder wichtig im Hinblick auf die spätere Übernahme von Hof oder Handwerkerstelle, allenfalls als „Sicherheit“ für das Alter (sollten sie so lange leben), sowie nicht zuletzt als Objekte elterlicher Zuneigung und Liebe. Frühzeitig verstorbene und sich ganz gewiß im Himmel befindliche Kinder andererseits konnten als mächtige Fürbitter bei Gott und den Heiligen wirken und ihre Dienste für die Irdischen leisten. Eine Redewendung, die wiederum für den damaligen bayerischen Raum belegt ist, sagt deutlich: „Drei verstorbene Kinder haben im Himmel eine solche Macht, daß das Seelenheil auch von Vater und Mutter gesichert ist“²⁰. Sehr anders dürfte sich dies alles in jenen Kulturräumen verhalten haben, wo — wie besonders ausgeprägt und bereits erwähnt im Calvinismus — eine Mitverantwortung am Überleben der Kinder schon früh-

¹⁸ Karl Freiherr von LEOPRECHTING, Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. München 1855 (Reprint: Hildesheim 1978), S.235 u. 238. — Siehe auch die illustrative Abbildung eines als „Aengelti“ (Engelchen) aufgebahrten toten Kindes im katholischen schweizerischen Lötschental noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts; siehe Katrin BUCHMANN, Das Kind im Lötschental. Zürich 1981, S. 47.

¹⁹ LEOPRECHTING, Aus dem Lechrain (wie Anm. 19), S. 238.

²⁰ Frank BAER, Votivtafel-Geschichten. Rosenheim 1976, S. 48.

Abbildung 9

	Säuglingssterblichkeit / Mortalité infantile/ Infant Mortality 1780 - 1899	Geburt / Naissance / Birth			
		1	2-4	5-7	8+
Philippsburg	n (=100%) = 5118 29.3% n = 1499	n = 861 23.9% n = 206	n = 2145 27.0% n = 580	n = 1270 30.1% n = 382	n (=100%) = 842 39.1% n = 331
Altdorf	n (=100%) = 2573 22.9% n = 588	n = 385 23.1% n = 89	n = 1026 19.7% n = 202	n = 723 23.2% n = 168	n (=100%) = 439 29.4% n = 129
Gabelbach	n (=100%) = 703 33.9% n = 238	n = 105 24.8% n = 26	n = 272 29.4% n = 80	n = 190 41.6% n = 79	n (=100%) = 136 39.0% n = 53
Hesel	n (=100%) = 1802 13.0% n = 234	n = 343 14.3% n = 49	n = 843 12.3% n = 104	n = 457 11.6% n = 55	n (=100%) = 141 18.4% n = 26
Zachow	n (=100%) = 518 23.6% n = 122	n = 93 26.9% n = 25	n = 242 21.5% n = 52	n = 133 23.3% n = 31	n (=100%) = 50 28.0% n = 14

Unterschiedliche Säuglingssterblichkeit nach dem Geburtsrang, vor allem unterschiedliche Zunahme der Sterblichkeit bei höheren Geburtsrängen in Philippsburg, Altdorf, Gabelbach, Hesel und Zachow 1780-1899.

Quelle: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 7 (1981), S. 377.

zeitig auf die Eltern übergegangen war.

Es fällt uns heute, angesichts einer völlig gewandelten Mentalität diesen Dingen gegenüber (Leben, Sterben, Gesundheitseinbußen, Säuglingstod, Volksfrömmigkeit) nicht leicht, die auf uns gekommenen und unter Zuhilfenahme zeitraubender Methoden herausgearbeiteten Bruchstücke zu interpretieren und zu einem kohärenten und unseren Vorfahren gerecht werdenden Ganzen zusammenzufügen. Und doch muß gerade der Historiker immer wieder versuchen, das, was sie uns hinterlassen haben an qualitativen und quantitativen Quellen, wie auch an kaum hörbaren Tönen aus ihrer eigenen Zeit heraus zu begreifen, vor allem dort, wo es uns heute auf Anhieb oft völlig unverständlich, fremd oder gar abwegig erscheint.

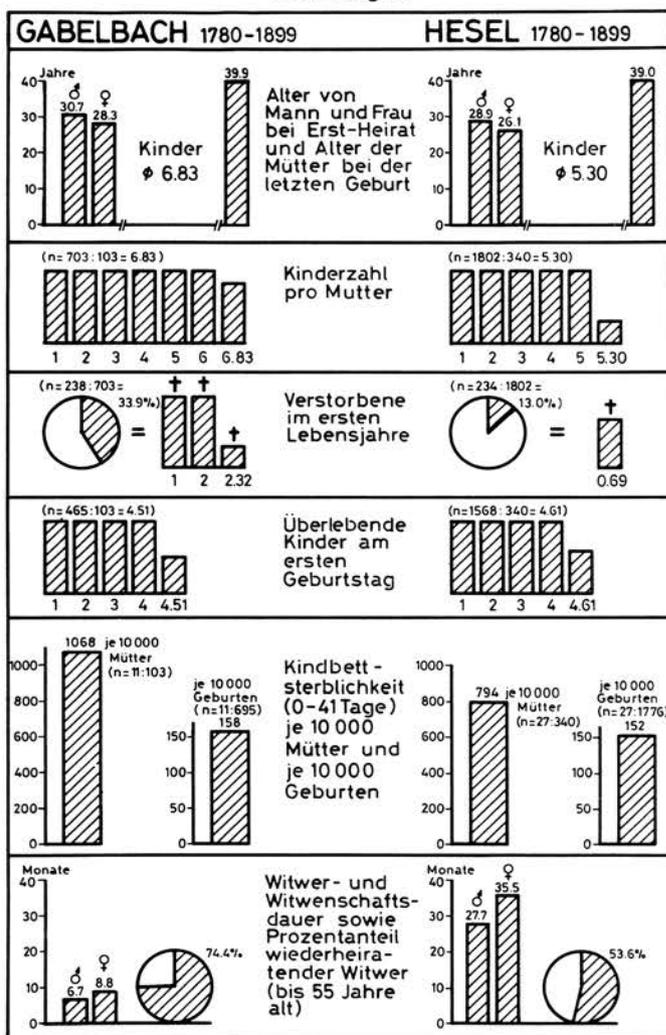
Auch wenn der Raum hier für detaillierte Ausführungen nicht mehr ausreicht, so möchte ich abschließend doch mit Nachdruck darauf hinweisen, daß die unterschiedliche Säuglingssterblichkeit nur *ein* Ausdruck von grundsätzlich verschiedenen Verhaltensweisen gegenüber Leib und Leben, Sterben und Tod war, eingebettet in ein jeweils umfassendes kohärentes System. Eine knappe Skizzierung kann von der abschließenden Abbildung 10 ausgehen. Etwas erstaunlich scheint mir dort, daß trotz aller demographischer Ungleichheiten zwischen den beiden untersuchten Gemeinden die „Reproduktionsleistung“, gemessen in Anzahl Kindern pro Familie am ersten Geburtstag, praktisch identisch war, nämlich 4,51 in Gabelbach und 4,61 in Hesel. Um dieses Ziel zu erreichen, mußten die Frauen im schwäbischen Dorf jedoch wegen der hohen Säuglingssterblichkeit durchschnittlich 6,83 Kinder zur Welt bringen, in Ostfriesland genügte 5.30.

Dem plakativen Titel einer Studie von Helmut Muhsam²¹ folgend, bezeichnete ich das in Gabelbach sich insgesamt herauskristallisierende demographische Muster als ein „system of wastage“, während es in Hesel einem „system of conservation of human life“ entsprach. Allerdings wollte Muhsam mit seiner Formulierung „from wastage to conservation of human life“ gerade auf den *Wandel* hinweisen, der sich im Verlauf der demographischen Transition abspielte. In bezug auf die Abbildung 10 möchte ich dagegen unterstreichen, daß wir es hier mit zwei grundlegend unterschiedlichen Systemen zu tun haben, die in verschiedenen Regionen Deutschlands *gleichzeitig nebeneinander* existierten. („Wastage“ in unseren Augen wohlverstanden, nicht in denjenigen der damaligen Gabelbacher).

Ein wichtiger Mechanismus für das Funktionieren dieser stark voneinander abweichenden Systeme lief über die unterschiedlichen Stillgewohnheiten. Wir können diesbezüglich davon ausgehen, daß unsere Vorfahren, und insbesondere die betroffenen Mütter, Eltern, Ammen auch schon vor 200 Jahren und erst recht

²¹ Helmut V. MUHSAM, The demographic transition. From wastage to conservation of human life. In: Population Science in the Service of Mankind. Conference of Science in the Service of Life, Vienna/Liège 1979, S. 143-163.

Abbildung 10



Die beiden Extreme: Gabelbach in Schwaben und Hesel in Ostfriesland, 1780-1899. Zwei grundsätzlich unterschiedliche „Systeme“ zeichnen sich ab. Einem „System der Verschwendung menschlichen Lebens“ in Gabelbach (nach unserer Auffassung wohlverstanden, nicht in den Augen der damaligen Gabelbacher) steht ein „System der Erhaltung menschlichen Lebens“ in Hesel gegenüber; dargestellt und „gemessen“ an der Kinderzahl pro Mutter, an der Säuglingssterblichkeit, an den Überlebenden bis zum ersten Geburtstag, an der Müttersterblichkeit sowie am Wiederverheiratungs-Verhalten.

Quelle: Laufende eigene Forschungen in Berlin.

im 19. Jahrhundert im hintersten und letzten Dorf Bescheid wußten über die Auswirkungen von Stillen und Nichtstillen. Bereits 1761 lesen wir im Opus Magnum des Königlich-Preußischen Oberkonsistorialrats Johann Peter Süßmilch (1707-67), dem eigentlichen Begründer der Bevölkerungswissenschaft in Deutschland: „Einen Beweiß von der Furcht bey der Geburt giebt das unter den Landleuten sehr gewöhnliche lange Säugen der Kinder. In der That halte ich es zur Stärke des Körpers sehr zuträglich, wenn Kinder nicht nur ein Jahr, sondern noch drüber des besten Nahrungsmittels, der Muttermilch, genießen können. Allein es muß auch hier die Mittelstraße beobachtet werden und es ist meiner Einsicht nach genug, wenn Kinder so weit gekommen, daß sie stärkere und härtere Nahrungsmittel ohne Gefahr der Gesundheit vertragen können. Wozu also die Milch der Mutter, wenn Kinder schon alle andre Speisen genießen? Unterdessen giebt es doch viele auf dem Lande, die es 2 ja 3 Jahre fortsetzen. Es haben mir Prediger vom Lande versichert, daß es bloß aus Furcht vor neuer Gefahr und vor vielen Kindern geschehe. Da nun die Erfahrung lehret, daß die Frauens nur selten, während der Säugung, wieder schwanger werden, so läßt sich solches wol begreifen, zugleich aber sieht man, daß das lange Säugen den Ursachen beyzuzehlen sey durch welche die eheliche Fruchtbarkeit vermindert wird“²².

Analoge Hinweise auf ein solches „exzessives Säugen“ von zwei bis drei Jahren Dauer zwecks Verlängerung der Laktationsamenorrhöe und dadurch Erlangung eines relativen Schutzes vor einer neuen Schwangerschaft häufen sich, als in der zweiten Hälfte des 18. und vor allem in der ersten des 19. Jahrhunderts mehr und mehr Ärzte sich dieser Problematik in ihren Medizinischen Topographien annahmen, besonders ausgeprägt etwa für den Raum Danzig oder die Region Erfurt. Zwei Punkte werden dabei immer wieder hervorgehoben. Zum einen sei das Stillen der Gesundheit und damit dem Überleben der Säuglinge förderlich (Muttermilch als „bestes Nahrungsmittel“). Zum anderen aber und dieser zweite Aspekt wird meist stärker herausgestrichen, handelt es sich bei langem Stillen damals offensichtlich um einen wesentlichen, bewußt eingesetzten Bestandteil der von jenen Müttern entwickelten Überlebensstrategie. Sie stillten ihre Kinder nicht oder nicht in erster Linie deswegen übermäßig lange, damit viele Säuglinge am Leben blieben, sondern zum Schutz ihres *eigenen* Lebens, aus „Furcht vor der Gefahr bey der Geburt“ in einem neuen Kindbett.

Betrachten wir vor diesem Hintergrund die Abbildung 10, so stellen wir fest, daß die Kindbettsterbefälle („Müttersterblichkeit“ gemäß der heutigen WHO-Definition: 0-41 Tage nach der letzten Geburt) nur dann in beiden Dörfern 1780-1899 praktisch identisch waren, wenn wir sie je 10.000 Geburten rechnen, nämlich 152 in Hesel und 158 in Gabelbach, daß sich jedoch ein markanter

²² Johann Peter SÜSSMILCH, Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen. Zwote und ganz umgearbeitete Auflage, Berlin 1761, S. 194.

Unterschied abzeichnet, sobald wir sie je 10.000 Mütter angeben: 794 im ostfriesischen gegenüber 1.068 im schwäbischen Dorf. Angesichts der damaligen unvoreilhaftesten medizinisch-hygienischen Verhältnisse auf dem Lande — in Ostfriesland genauso wie in Schwaben — war dieses günstigere Resultat in Hesel eben nur dadurch zu erzielen, daß die verheirateten Frauen dort, wie aufgezeigt, weniger Kinder zur Welt brachten und dadurch weniger der Gefahr ausgesetzt waren, im Kindbett zu sterben.

Das „system of conservation of human life“ bezog sich in Hesel also keineswegs nur auf die Erhaltung des Lebens von Säuglingen, sondern ebenso auf die Erhaltung des Lebens von Erwachsenen, des Lebens von Müttern. Genauso betrifft das „system of wastage“ in Gabelbach eine Verschwendung von Säuglings- wie von Erwachsenenleben. Die beiden „Systeme“ scheinen mir kohärenter Ausdruck grundsätzlich unterschiedlicher Einstellungen der beiden Mikropopulationen gegenüber dem Leben überhaupt, dem Weiterleben wie dem Ableben zu sein: der Eltern gegenüber Leben und Tod ihrer Nachkommen, der verheirateten Männer und Frauen gegenüber Leben und Tod ihrer Gattinnen und Gatten, und der Mütter schließlich gegenüber sich selbst. So zitiere ich als Beispiel für eine Bevölkerung, deren demographisches Verhalten einem „system of wastage“ entsprach — und somit komplementär zu dem oben aus Süßmilch angeführten Beleg für ein „system of conservation of human life“ — wiederum aus der Topographie über die württembergische Region Sigmaringen 1822: „Die schwangeren Frauen führen bis zur letzten Minute vor der Geburt die schwersten Aufgaben aus, und fast unmittelbar danach nehmen sie diese wieder auf. Der Beischlaf erfolgt bis zum Ende der Schwangerschaft und gleich anschließend erneut. Die Gleichgültigkeit der Mütter für die Ernährung ihrer Kinder ist groß, insbesondere was das Stillen betrifft. Sie verkaufen die beste Kuhmilch, während sie sich und ihre Kinder mit einer elenden Wassersuppe ernähren. Die Vernachlässigung der Neugeborenen ist von einer Art, daß sie jedes philanthropische Auge beleidigt. Die Mütter lassen ihre Kinder schon in den ersten Tagen nach der Geburt zu Hause liegen und schreien, während sie den größten Teil des Tages der Feldarbeit nachgehen. Die Resistenz der Bevölkerung gegen medizinische Maßnahmen, vor allem gegen die Pockenschutzimpfung, ist groß. Ein Arzt wird kaum je zu einem kranken Kind gerufen“²³.

Ist es vor diesem Hintergrund der skizzierten „Systeme“ nicht zumindest sehr auffällig, wenn sich in der Abbildung 10 ganz unten für die beiden Dörfer völlig verschiedene Wiederverheiratungsmuster abzeichnen? Nicht nur übersteigt die Wiederverheichelungsquote der (bis 55 Jahre alten „attraktiven“) Witwer in Gabelbach mit 74,7% diejenige in Hesel mit 53,6% bei weitem, sondern man zögert im schwäbischen Dorf vor allem auch wesentlich weniger lang, ein zweites Mal vor den Traualter zu treten. Die Gabelbacher Witwer taten dies im Durchschnitt schon 6,7 Monate nach dem Tod ihrer ersten Frau; die Witwen

²³ MEZLER, Versuch (wie Anm. 16), S. 154-161.

warteten nicht einmal neun Monate ab (8.8). In Hesel betrug Witwer- wie Witwenschaftsdauern in der Regel zwei bis drei *Jahre* (27,7 und 35,5 Monate). — Können wir diese unterschiedlichen Wiederverheiratumuster nicht *auch* als Ausdruck von unterschiedlichen Haltungen (der überlebenden Partner) gegenüber Leben und Tod (ihrer verstorbenen Lebensgefährten) interpretieren? Wessen *Leben* eine größere Wertschätzung erfahren hatte, dessen *Tod* und *Andenken* dürften es womöglich ebenso.

Ob wir nun, wie im ersten Teil, nur einzelne Aspekte im Auge haben, oder wie im zweiten ganze umfassende Systeme: mit historischer Kulturraumforschung haben wir es in der Mentalitätsgeschichte allemal zu tun, mit Menschen, die eingebettet waren in kleinere oder größere Welten, die uns inzwischen verloren gegangen sind und die es — wollen wir das Verhalten unserer Vorfahren verstehen — wieder aufzudecken gilt.

Volkskundliche Karten und das Rekonstruieren kultureller Prozesse

**am Beispiel einer Karte des Brotkonsums
in den Niederlanden um 1910**

von

J.J. Voskuil

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist der Kommentar von Matthias Zender zur Karte der Jahresfeuer um 1900 im Europäischen Atlas¹. Seine Deutung zielt im wesentlichen darauf hin, daß in Westeuropa im frühen Mittelalter ein vorchristliches Frühlingsfeuer durch christianisierte oder christliche Feuer (insbesondere das Osterfeuer, die Fastenfeuer und das Johannisfeuer) verdrängt worden ist. Von diesen Feuern sei das Osterfeuer das älteste. Die Fastenfeuer seien über das Rhönetal in dieses Gebiet eingedrungen. Den Ursprung des Johannisfeuers sucht er, mit Liungman, im Südosten, mit einer westlichen und einer östlichen Verbreitung.

Eine solche Deutung ist verlockend insofern, als sie die über Westeuropa verstreuten Mai- und Osterfeuer miteinander verbindet. Die Karte läßt sich so lesen wie eine Bodenkarte. Die aufeinanderfolgenden Phasen eines historischen Prozesses liegen an unterschiedlichen Stellen frei zu Tage. Damit erfüllt die Karte die Anforderungen Zenders, denn für ihn soll die Karte in erster Linie Forschungsinstrument für eine Periode sein, in der schriftliche Daten selten sind. Er verneint nicht, daß das Verbreitungsbild von jüngeren Entwicklungen beeinflusst sein kann, er bewertet diese aber als lokal oder sekundär. Der Kern seines Gedankenganges ist, daß die kulturelle Morphologie Europas, wie sie mit Daten aus der vorindustriellen Zeit rekonstruiert werden kann, in der Zeit der Christianisierung fixiert worden ist.

Dieser Gedankengang beinhaltet aber, daß es schwer (oder sogar unmöglich) ist, die Deutung Zenders mit historischen Daten zu überprüfen. Für unsere

¹ Matthias ZENDER (Red.), Die Termine der Jahresfeuer in Europa. Erläuterungen zur Verbreitungskarte. Göttingen 1980 (= Forschungen zum Ethnologischen Atlas Europas und seiner Nachbarländer 1).

Themen gibt es fast keine historische Daten, jedenfalls nicht aus der Zeit vor dem 16. Jahrhundert. Darin liegt auch der Grund, daß Zender für seine „Räume und Schichten“ historisch belegbare Erscheinungen als Parallele heranzog². Für die Rekonstruktion der Verbreitung der Jahresfeuer verwertet er sie aber nur vereinzelt³. Ausgangspunkt ist das Verbreitungsbild — und das bringt Probleme mit sich. Wie schwer es ist, ein Verbreitungsbild zu deuten, wenn man weder den Ursprung noch die Richtung der Verbreitung kennt, wissen wir alle⁴. Ohne Voraussetzungen kommt man eben nicht aus.

Die Deutung Zenders stützt sich auf zwei solcher Voraussetzungen: Er nimmt an, daß es zwischen den verstreut vorkommenden, am selben Zeitpunkt oder auch in derselben Jahreszeit brennenden Feuern einen historischen Zusammenhang gibt. Und er geht ferner davon aus, daß im allgemeinen an einem Ort nur ein Jahresfeuertermin üblich war, wiewohl er diese letzte Aussage einigermaßen relativiert⁵. Letztere Voraussetzung bildet eines seiner Argumente in der Diskussion mit Wolfram. Zender operiert mit einem ursprünglichen Frühjahrsfeuer, Wolfram mit einem Sonnenwendfeuer. Sie stimmen insoweit überein, als sie in der Verbreitung der Feuer um 1900 das Resultat eines Verdrängungsprozesses sehen. Ihre Interpretationen stehen sich aber diametral gegenüber.

Die Annahme, daß im allgemeinen in Westeuropa an einem Ort nur ein Jahresfeuertermin üblich war, wird vom Verbreitungsbild um 1900 stark suggeriert. Das Vorkommen zweier Feuer an einem Ort erscheint als eine Seltenheit. Die wenigen historischen Daten, die mir aus meinem Land bekannt sind, ergeben aber ein anderes Bild⁶. Aus diesen Daten (die meisten stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert) läßt sich vielmehr entnehmen, daß während längerer Zeit mehrere Jahresfeuertermine gleichzeitig üblich waren. Hinweise auf einen Verdrängungsprozeß gibt es nicht. Man kann höchstens sagen, daß die Behörden für das eine Fest mehr Interesse zeigten als für das andere. Dies hängt

² Matthias ZENDER, Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde. Die Heiligen des mittleren Maaslandes und der Rheinlande in Kultgeschichte und Kultverbreitung. Düsseldorf 1959, bes. S. 13-22.

³ ZENDER, Die Termine der Jahresfeuer (wie Anm. 1), S. 109: „In jedem Falle machen in der Lagerung [in Schweden] genau datierbare Parallelen wie die Gertrudenverehrung wahrscheinlich, daß sich Oster- und Maifeuer im Ostseekreis wohl im 14./15. Jahrhundert von den Festlandküsten verbreitet haben.“

⁴ J.J. VOSKUIL, Die Wiege in den Niederlanden. In: *Ethnologia Europaea* 8 (1975), S. 156-167.

⁵ ZENDER, Die Termine der Jahresfeuer (wie Anm. 1), S. 112. Zender führt zwar Gegenargumente auf, stützt sich jedoch bei seiner Interpretation auf diese Hypothese. Im gleichen Sinne äußert er sich kritisch über die allzu monokausale Interpretation Liungmans (S. 106), dennoch läßt er diese grundsätzlich gelten.

⁶ Für eine detailliertere Kritik siehe meine Besprechung: J.J. VOSKUIL, De eerste aflevering van de Europese Atlas. En de laatste. In: *Volkskundig Bulletin* 8,2 (1982), S. 180-194.

aber nicht von dem vermeintlichen heidnischen Charakter der Feste ab, sondern steht im Zusammenhang mit dem jeweiligen Unfug, zu dem sie Anlaß gaben. Zugegeben, man kann eine Übergangszeit voraussetzen oder auch in den Absichten der Behörde einen Doppelboden vermuten. Aber man kann auch auf diesen Daten eine ganz andere Theorie aufbauen. Nehmen wir an, daß das Abbrennen eines Feuers ursprünglich ein beliebter Bestandteil aller möglichen Feste war und daß das uniforme Verbreitungsbild um 1900 das Ergebnis einer relativ jungen (für das 19. Jahrhundert charakteristischen) Uniformierung ist. In diesem Falle ist das Verbreitungsbild nicht das Resultat eines komplizierten Verdrängungsprozesses, sondern einer großen Menge unterschiedlicher lokaler oder regionaler Selektionsprozesse, die einerseits durch die sich ändernden Ansichten über das Abbrennen eines Feuers als Festelement, andererseits durch den Funktionswandel der verschiedenen Feste in der Gesellschaft bedingt sind.

Meine Daten reichen nicht aus, um eine solche alternative Theorie überzeugend unterstützen zu können. Sie dienen nur als Warnung für das Rückprojizieren von Verbreitungsmustern aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert. Auf dieser Vorsicht beruht auch meine Vorliebe für genaue Rekonstruktionen von Verbreitungsprozessen. Sie kennzeichnet — glaube ich — die Generation, die nach dem Kriege antrat. Während die Generation Zenders fasziniert war von dem Gedanken, daß in den Daten von heute oder lieber noch in denen von gestern die Daten von vorgestern zu finden seien, brachte meine Generation den Wandlungsprozessen selbst ein wachsendes Interesse entgegen. Wiegelmann war der erste, der diesen Unterschied in der Einleitung zu seinen „Alltags- und Festspeisen“ klar formulierte⁷. Das erste Mal, daß darüber im Europäischen Atlas diskutiert wurde, war 1970 in Helsinki, als Klees und Wiegelmann für die Inkorporation von Innovationsforschungen plädierten⁸. In Stockholm schloß sich unter anderen Bringéus diesem Plädoyer an. Daß man damals nicht auf sie gehört hat, hat die Weiterentwicklung nicht nur des Europäischen Atlases, sondern überhaupt der geographischen Methode meines Erachtens sehr beeinträchtigt. Ein Unternehmen, dessen Ziele nicht rechtzeitig korrigiert werden, damit eine neue Generation sich darin zu Hause fühlt, verliert seine Stoßkraft und muß unvermeidlich untergehen.

Daß die ersten Versuche innerhalb des Europäischen Atlases, Prozesse mittels konkreter Daten zu rekonstruieren, aus der nächsten Umgebung Zenders kommen, ist wohl kein Zufall. Zender hat uns mit seinen „Räumen und Schichten“ den Weg gewiesen. „Räume und Schichten“ und spätere Aufsätze wie „Das kölnische Niederland“ und „Volksbrauch und Politik“ leiten zu einem

⁷ Günter WIEGELMANN, Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung. Marburg 1967, S. 9-12.

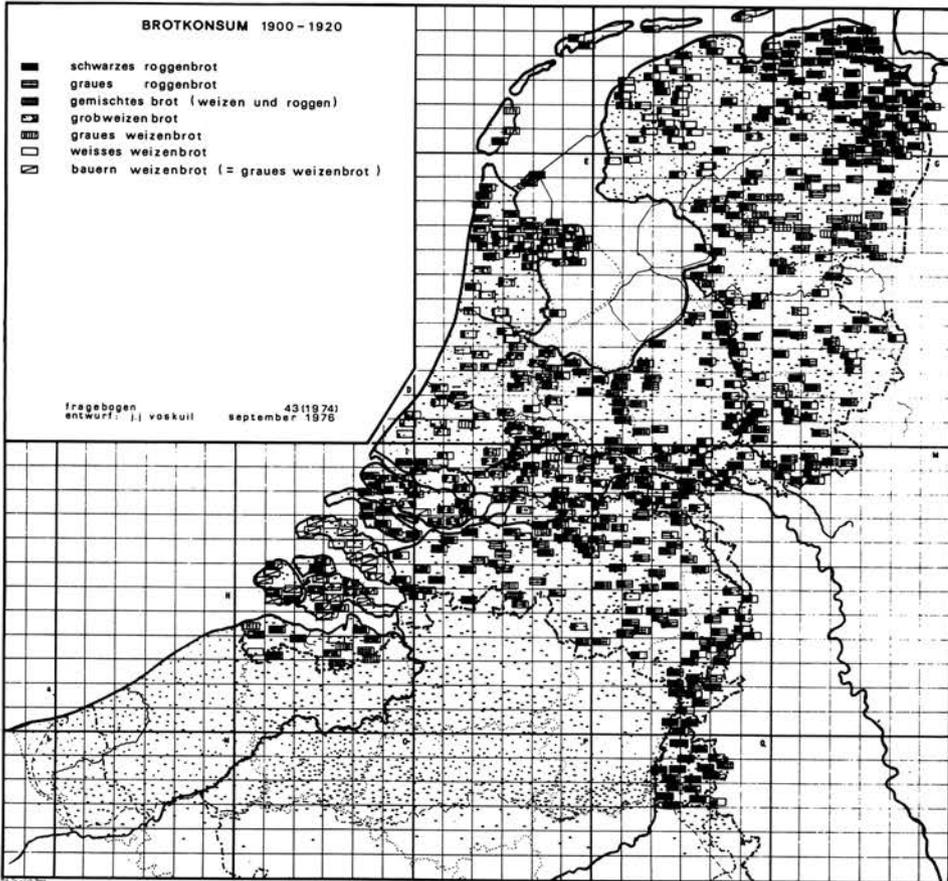
⁸ Josef FELLEBERG gen. REINOLD (Red.), Dritte Arbeitskonferenz der Organisationskommission für den Volkskundeatlas Europas und seiner Nachbarländer. 11.-14. Mai 1970 in Helsinki, hrsg. i.A.d. Ständigen Internationalen Atlaskommission. Bonn 1972, S. 39-40.

anderen Umgang mit der geographischen Methode über. Man hat sie Innovationsforschung genannt, möglicherweise um an verwandte Untersuchungen in der Kommunikationswissenschaft anzuschließen. Innovations- und Traditionsforschung wäre vielleicht besser gewesen. Innovationsforschung suggeriert, daß wir uns ganz besonders für den Weg, den Innovationen durch Zeit und Raum nehmen, interessieren; unser Interesse muß vielmehr aber auch auf die Ursachen für Innovationen und Traditionen gerichtet sein. Diese Faktoren sind verantwortlich für die Zeitunterschiede im Entstehen und Verschwinden von Innovationen und Traditionen und für die oft bizarren Abläufe dieser Prozesse. Die Karte ist ein Hilfsmittel, um ihnen auf die Spur zu kommen. Damit ich nicht zu abstrakt werde, will ich das an einem Bereich illustrieren, mit dem ich mich vor einiger Zeit beschäftigt habe.

Die Karte zeigt den Brotkonsum um 1910 in den Niederlanden aufgrund der Erinnerungen von etwa 700 Gewährsleuten (s. Karte 1). Die Genauigkeit dieser Erinnerungen überrascht. In den meisten Familien wurde anscheinend das Brot genau abgemessen; auch das Verhältnis zwischen den verschiedenen Brotarten lag, wenn man sich auf die Antworten verlassen darf, fest. Das Kartenbild verstärkt diesen Eindruck. Die verschiedenen Antworten ergeben mehrere geschlossene Verbreitungsgebiete. Auch die Grenzen zwischen den Brotarten sind scharf. Das gilt vor allem für die Grenze zwischen grobem (ungebeuteltem) Weizenbrot und Roggenbrot. Überraschend ist das wieder nicht, wenn man zum Vergleich eine Landwirtschaftskarte betrachtet. Im Südwesten der Niederlande, wo man das grobe Weizenbrot ißt, wird Weizen produziert, in den anderen Gebieten jedoch nur Roggen und Hafer. Die Verbreitung einer leichten Art von Weizenbrot innerhalb des Weizengebietes und einer leichten Art von Roggenbrot innerhalb des Roggengebietes vertieft diesen Kontrast weiter. Wo diese leichten Brotarten gegessen werden, liegen die eigentlichen Produktionskerne von Weizen und Roggen. In diesen Kernen wurde das Mehl von den Bauern selbst gesiebt. Im Brotkonsum nimmt ihr eigenes Brot die Stelle des Feinbrotes aus gebeuteltem Weizenmehl ein, das man in anderen Gebieten beim Bäcker kaufte.

Kann man in einem solchen Fall von einer Tradition reden? Nicht, wenn der Gegensatz so rational ist, wie er aussieht. Es gibt jedoch auch irrationale Elemente im Verbreitungsbild, zum Beispiel im Nordosten. Das Marschland dort kannte um 1910 eine beträchtliche Weizenproduktion. Dennoch aß man auch dort fast nur Roggenbrot. So etwas läßt sich nur begreifen, wenn man weiß, daß die Bauern dort bis zum Ende des 18. Jahrhunderts von der Viehzucht und dem Export von Getreide, vor allem von Hafer und weniger von Gerste lebten. Daneben hatten sie für den eigenen Bedarf etwas Roggen. Die Mehrheit des Brotgetreides kam jedoch von dem nahegelegenen Sandboden und aus den Ostseeländern. Als man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts infolge der Viehseuchen und einer besseren Entwässerung die Grasländer aufriß und mit dem Anbau von Weizen begann, hielt man an den alten Nahrungsgewohnheiten fest. Mehr als hundert Jahre später verspürt man noch einige Zurückhaltung gegenüber Weizenbrot. Auch bei den reichen Bauern wird es meistens nur am

Karte 1



Sonntag gegessen, mit der Begründung, daß es teurer und weniger gesund sei. Einige kennen Grobweizenbrot aus ihrer Soldatenzeit. Sie nehmen es dann und wann auch aus der Kaserne mit, aber dennoch mißlingt jeder Versuch der Bäcker, es einzuführen — ein makellooses Beispiel einer Tradition.

Es gibt noch einen zweiten Grund, weshalb die Unterschiede auf der Karte nicht so rational sind, wie sie scheinen. Im Anfang dieses Jahrhunderts war die Infrastruktur so weit entwickelt, daß man an jeder beliebigen Stelle in den Niederlanden dasselbe Brotgetreide zu etwa demselben Preis bekommen konnte. Sogar in den Gebieten mit Getreideproduktion wird nach dem Sturz der Getreidepreise um 1880 (infolge der Einfuhr amerikanischer Getreide) ein verschwindender Teil des Brotes aus einheimischem Mehl gebacken.

Das Kartenbild um 1910 spiegelt folglich eine ältere Situation wider. Das gilt insbesondere für die Viehzuchtgebiete. Man findet sie entlang der Küste und der Flüsse. Brotgetreide wurde dort schon im ausgehenden Mittelalter (und vielleicht auch schon früher) importiert. Insgesamt kann man sagen, daß die Viehzuchtgebiete im Norden ihr Brotgetreide außer von dem nahegelegenen Sandboden aus den Ostseeländern bekamen. Amsterdam, das sich in jener Zeit rasch zur Kornscheune Europas entwickelte, bildete für sie das Zwischenglied. Die große Menge dieses Getreides war Roggen. Demgegenüber bekam der Süden, wo um 1910 Grobweizenbrot gegessen wurde, sein Brotgetreide aus dem Südwesten und über seine Häfen im Süden, in denen die Ware aus dem Rheinland und den Mittelmeerländern umgeschlagen wurde⁹. Die Grenze auf unserer Karte liegt also dort, wo im Mittelalter die Grenze zwischen Weizen- und Roggenanbau verlief. Wo kein Getreide angebaut wurde, waren die Handelswege entscheidend. Augenscheinlich sind die Unterschiede um 1910, die dann nicht länger rationale sind, glänzende Beispiele eben der vermeintlichen hundertjährigen Traditionen, worauf die ältere volkskundliche Geographie ihre Theorien gründete. Würde man jedoch daraus folgern, daß sich die Verbreitung von Weizen- und Roggenbrot seit dem Mittelalter nicht geändert hat, dann stimmt das nicht mit den historischen Angaben des Brotkonsums überein.

Wenn die Vorschriften bezüglich Qualität und Preis von Roggenbrot in den Stadtverordnungen als Beweis für einen beträchtlichen Verbrauch von Roggen gelten dürfen, dann wird zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert in nahezu dem gesamten späteren Weizenbrotgebiet auch Roggenbrot gegessen. Detailliertere Steuerzahlen zeigen, daß im ausgehenden 18. Jahrhundert im Süden von Holland (Amsterdam eingeschlossen) etwa ein Viertel der Getreidenahrung aus Roggen und etwa die Hälfte aus Weizen bestand¹⁰. 1840 war dieses Verhältnis noch dasselbe. Im Südwesten, im Zentrum des Weizenbaus, war es damals eins zu

⁹ W.S. UNGER, *De levensmiddelenvoorziening der Hollandsche steden in de Middeleeuwen*. Amsterdam 1916, S. 27-32, 43-44 u. 46.

¹⁰ A.M. VAN DER WOUDE, *De consumptie van graan, vlees en boter in Holland op het einde van de achttiende eeuw*. In: A.A.G. Bijdragen 9 (1963), S. 127-146.

fünf¹¹. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Arbeiter und Armen die Hauptkonsumenten von Roggenbrot waren. Roggenbrot war im 16. und 17. Jahrhundert in den westlichen Industriestädten Volksnahrung. Es blieb dies bis ins 19. Jahrhundert, nicht zuletzt wegen der hohen Steuern, mit denen der Weizen belegt war¹². Wenn also seit dem Mittelalter in diesem Gebiet Weizenbrot gegessen wird, dann gilt das nicht für die Mehrheit des Volkes. Das ändert sich erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, als sich die Preise von Weizen und Roggen infolge der Abschaffung der Getreidesteuer und der Einfuhr amerikanischen Getreides angleichen. Im Südwesten wird 1877 nahezu kein Roggenbrot mehr gegessen¹³. 1888 ist Roggenbrotkonsum auch im benachbarten Gebiet bis in die Nähe Amsterdams nicht mehr üblich und auch weiter im Norden im Rückzug befindlich¹⁴. Folglich ist das Verbreitungsbild auf unserer Karte im Westen um 1910 nicht älter als etwa zwanzig Jahre.

Vom europäischen Gesichtspunkt scheint der Wert einer solchen Korrektur marginal. Es handelt sich um einen Landstrich von kaum 5.000 Quadratkilometern, und außerdem läßt sich das skizzierte Bild ohne Schwierigkeiten in eine gesamteuropäische Entwicklung einfügen¹⁵. In großen Teilen Europas nimmt der Weizenkonsum mit dem Anstieg des Wohlstandes zu. Eine Umfrage unseres Instituts nach dem Brotkonsum im Jahre 1955 zeigt das für die Niederlande (s. Karte 2). Grobweizenbrot wird zu diesem Zeitpunkt nahezu überall gegessen, der Konsum von weißem Weizenbrot ist erheblich angewachsen. Wie große Teile Europas sind auch die Niederlande auf dem Weg ins Schlaraffenland, wo jeder nur Weizenbrot ißt. Sogar die Vorbehalte gegen eine

¹¹ L. BUREMA, *De voeding in Nederland van de middeleeuwen tot de twintigste eeuw*. Amsterdam 1953, S. 228-229.

¹² N.W. POSTHUMUS, *Nederlandsche prijsgeschiedenis*, Teil I. Leiden 1943, S. 570. — I.J. BRUGMANS, *De arbeidende klasse in Nederland in de 19e eeuw*. Utrecht/Antwerpen 1971, S. 154-155.

¹³ A.P. FOKKER, *De volksvoeding in Zeeland*. In: *Ned. Tijdschrift voor geneeskunde* 1877, S. 195-240.

¹⁴ *Uitkomsten van het onderzoek naar den toestand van den landbouw in Nederland, ingesteld door de Landbouwcommissie [usw.] Bd.4, 's-Gravenhage 1890, S. 86.*

¹⁵ W. ASHLEY, *The bread of our forefathers. An inquiry in economic history*. Oxford 1928. — Hans DEUTSCH-RENNER, *Ernährungsbräuche. Ursprung und Wandel*. Wien 1947, S. 169-171. — John BURNETT, *Plenty and want. A social history of diet in England from 1815 to the present day*. Middlesex 1968 [1. Aufl. 1966]. — Hans J. TEUTEBERG/Günter WIEGELMANN, *Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung*. Göttingen 1972, S. 66-68. — Günter WIEGELMANN, *Die westfälische Diagonale. Thesen zur kulturräumlichen Gliederung Nordwestdeutschlands*. In: *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde* 20 (1973), S. 83-91, hier: S. 85-86. — R. BONNAIN-MOERDIJK, *L'alimentation paysanne en France entre 1850-1936*. In: *Etudes rurales* 58 (1975), S. 29-49. — E.J.T. COLLINS, *Dietary change and cereal consumption in Britain in the nineteenth century*. In: *The agricultural history review* 23 (1975), S. 97-115. — Fernand BRAUDEL, *Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XV^e—XVIII^e siècle*, Bd. 1, Paris 1979, S. 81-118.

solche Vermutung stören kaum. Davon gibt es zwei:

Es mag sein, daß wir uns schon seit Jahrhunderten auf dem Weg ins Schlaraffenland befinden, der Weg ist aber nicht gerade. Im Gegenteil: Sowohl der Weizenkonsum als auch der Brotkonsum im allgemeinen zeigen solch große Schwankungen, daß es manchmal aussieht, als nehme die Geschichte eine andere Wendung. Derartige Schwankungen treten auf, wenn die Zufuhr von Getreide stagniert, oder wenn die Wirtschaftslage sich ändert. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Nachfrage bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts außerordentlich stark variiert. Die Masse der Konsumenten lebt so nahe am Existenzminimum, daß sie nicht die Gelegenheit hat, ein festes Verbrauchsmuster zu bilden.

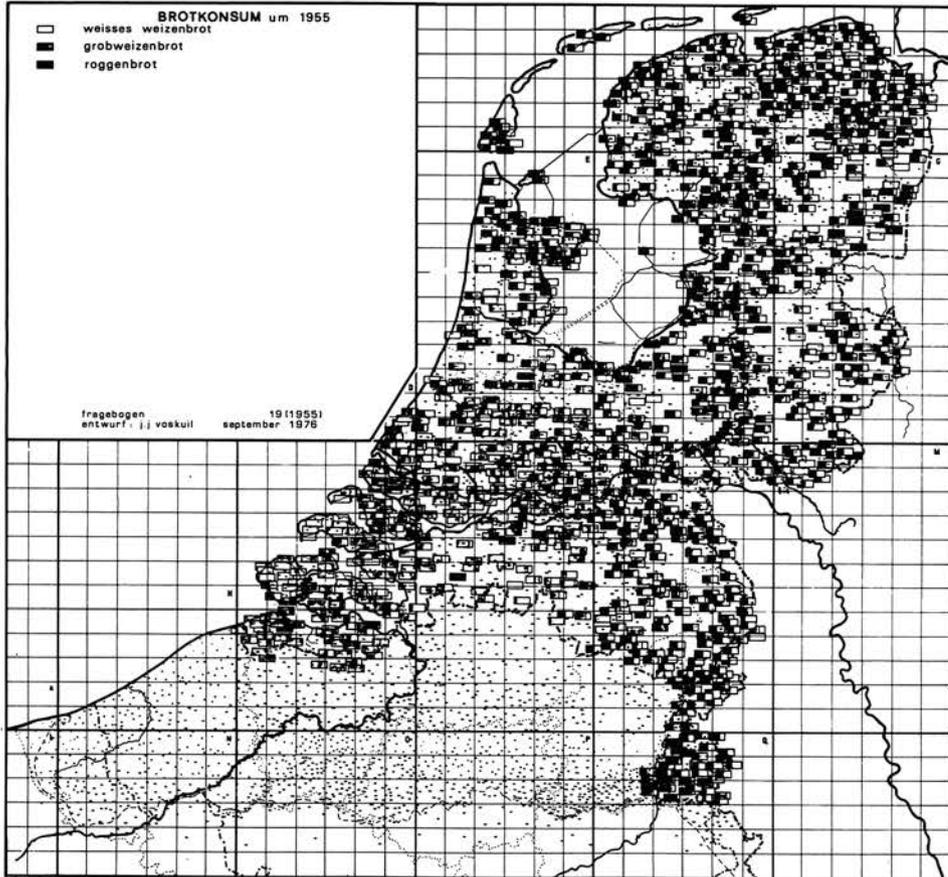
Der zweite Vorbehalt betrifft die Abwicklung des Prozesses. Der Marsch ins Schlaraffenland beginnt nicht überall im selben Augenblick, auch nicht wenn der Wohlstand überall gleich ist. Das zeigt sich auf den Verbreitungskarten von 1910 und 1955 (s. Karte 1 u. 2). Im Osten erfolgt die Zunahme des Weizenkonsums ein halbes Jahrhundert später.

Solch eine Skizze der Entwicklung auf europäischer Ebene ist anziehend wegen ihrer Einfachheit. Sie ist auch nicht falsch, aber sie verhüllt die Nuancen und nimmt uns die Sicht auf die Mannigfaltigkeit der Faktoren, die in einem solchen Prozeß tätig sind. Und gerade diese Faktoren interessieren uns. Ihre Mannigfaltigkeit läßt sich schon aufgrund der eben genannten Daten vermuten. Der Übergang auf Weizenbrot findet freilich zuerst in der Nähe der Weizengrenze statt. Der Weizen kommt dann aber nicht aus diesem Gebiet, sondern aus dem Westen der Vereinigten Staaten. Hinzu kommt, daß die Prozesse im Westen und im Osten unterschiedlich rasch verlaufen, sobald sie in Gang gesetzt sind. Im Vergleich zum Westen, wo man in kurzer Zeit allgemein auf Weizenbrot übergeht, vollzieht sich der Prozeß im Osten nur langsam. Daraus darf man schließen, daß die Masse des Volkes im Westen, auch wenn sie sich bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nach keinem festen Konsummuster verhielt, eine ausgesprochene Vorliebe für Weizenbrot hatte, ganz im Gegensatz zur Bevölkerung im Osten. Diese beiden unterschiedlichen Prozesse haben außerdem noch mehrere Varianten. Die vier wichtigsten will ich ganz kurz skizzieren: im Westen die Entwicklungen in den Städten und auf dem Lande, im Osten die Entwicklungen in den Viehzuchtgebieten und in den Gebieten mit eigenem Roggenbau.

In den Städten im Westen wird um 1910 überwiegend weißes Weizenbrot gegessen. Als Beispiel hierzu der Brotkonsum in Amsterdam: Um 1850 besteht er zur Hälfte aus weißem Weizenbrot, zur Hälfte aus Roggenbrot. Grobweizenbrot ist nahezu unbekannt¹⁶. Um 1910 ist das Roggenbrot fast verschwunden. 30% des Brotkonsums bestehen um diese Zeit aus Grobweizenbrot, 70% aus weißem

¹⁶ E.C. BÜCHNER, Over de voornaamste voedingsmiddelen, te Amsterdam verbruikt in het jaar 1851. In: De economist 2 (1853), S. 175.

Karte 2



Weizenbrot. Nach dem ersten Weltkrieg liegt der Anteil des weißen Weizenbrotes bereits bei 92%¹⁷. Ursache dieser raschen Steigerung ist die Vorliebe, die die Amsterdamer Arbeiter frischem, warmem Weißbrot entgegenbringen, obwohl davor aus dem Blickwinkel rationeller Ernährung gewarnt wird¹⁸. Ohne Zweifel orientieren sie sich mit der Bevorzugung des Weißbrotes am Konsumverhalten der wohlhabenden Bürger. Schon im 17. Jahrhundert wird der übermäßige Feinbrot-Konsum der Bürger verspottet¹⁹. Die Ärzte führen eine ungesunde weiße Gesichtsfarbe auf den Konsum von frischem Weißbrot zurück²⁰. Was damals noch als ein Exzeß betrachtet wird, wird im 19. Jahrhundert zu einer festen Gewohnheit, nicht nur der Bürger in der Stadt, sondern auch der Honoratioren auf dem Dorfe. Stereotyp ist das Bild des Dorfbäckers, der, neben dem Grobweizen- oder Roggenbrot für die Masse der Dörfler, für die Honoratioren am frühen Morgen weißes Weizenbrot gebacken hat, das vom Dienstmädchen oder sogar vom Hund abgeholt wird.

Das letzte Beispiel kennzeichnet auch den Unterschied zwischen Stadt und Land. Während die Arbeiterfrau in der Stadt bei einem Bäcker kaufte, der morgens früh, bevor ihr Mann in die Fabrik ging, frisches Feinbrot lieferte²¹, würde sich eine Arbeiterfrau auf dem Dorfe damit unmöglich gemacht haben. Auf dem Lande war nicht der Brotkonsum der Honoratioren, sondern der der Bauern maßgebend. Ein Bauer wünschte sich solides, nahrhaftes Brot, während für den Bürger das Brot fein sein sollte. Frisches Brot war für den Bauern unwichtig. Der Unterschied zwischen dem Bauern im Westen und im Osten war nur, daß jener eine Vorliebe für Weizenbrot hatte, wenn möglich, von eigenem Weizen. Diese Vorliebe spiegelt sich im Ekel der westlichen Landbevölkerung vor Roggenbrot wider, sobald sie sich Weizenbrot leisten konnte. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß Roggenbrot in diesem Gebiet stigmatisiert war, weil die sozial höheren Gruppen, die Bürger und Bauern, Weizenbrot aßen. Als durch die Einfuhr amerikanischen Getreides das Weizenbrot für Arbeiter und weniger Bemittelte erschwinglich wurde, wurde Roggenbrot Armenbrot.

Beispiele für einen solchen Ekel vor Roggenbrot kenne ich aus dem Gebiet, das auf der Karte als Roggenbrotgebiet sichtbar wird, kaum. Der Übergang auf Weizenbrot, zuerst zu weißem Weizenbrot, nachher auch zu Grobweizenbrot, verläuft hier langsam und wählt auch andere Wege. Das gilt insbesondere für das Land. In den Städten kannte man schon früher, wie im Westen, Feinbrot für die

¹⁷ S.R. DE MIRANDA, Amsterdam en zijne bevolking in de negentiende eeuw. Amsterdam [1921], S. 111-119.

¹⁸ Departement van Landbouw, Nijverheid en Handel (Hrsg.), Onderzoek naar de bedrijfstoestanden in de Nederlandsche broodbakkerijen, 's-Gravenhage 1911, S. 77-84.

¹⁹ u.Ä. Jacob CATS, In: Schat der gesontheidt, hrsg. von Joh. VAN BEVERWIJCK, Amsterdam 1652, S. 91.

²⁰ Stephanus BLANKAART, De Kartesiaanse Academie ofte Institutie der Medicynne. Amsterdam 1691 [1. Aufl. 1683], S. 154.

²¹ MIRANDA, Amsterdam (wie Anm. 17), S. 116.

Bürger, wobei zwar die Variation geringer und der durchschnittliche Weizenkonsum im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beträchtlich niedriger war. Grobweizenbrot ist hier bis zum zweiten Weltkrieg fast unbekannt. 1825 konstatiert ein Schriftsteller sogar eine gewisse Abneigung gegenüber Weizenbrot in den sogenannten Landprovinzen, wobei ungewiß bleibt, ob die Stadt oder das Land gemeint ist²².

Auf dem Lande wird in diesen sogenannten Landprovinzen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fast nur grobes Roggenbrot gegessen, wenn es überhaupt Brot gibt. Denn die Masse der Bevölkerung muß sich regelmäßig nach anderen Nahrungsmitteln wie Buchweizen, Kartoffeln, Rüben, Bohnen und Erbsen umsehen. Wenn die Getreidepreise steigen, neigen sogar die größeren Bauern dazu, ihr eigenes Brotgetreide zu verkaufen. So versteht man, weshalb die Marschbauern, als sie im 18. Jahrhundert mit dem Weizenanbau beginnen, diesen Weizen nicht selbst konsumieren. Ihr Weizen ist für den Markt bestimmt. Zwischen dem Marktgetreide und dem Getreide für den eigenen Bedarf gibt es einen strengen Unterschied.

In einem solchen geistigen Klima setzte sich der Konsum von Feinbrot nur langsam durch, zuerst an Festtagen, später (in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) auch an Sonntagen, aber auch dann noch lange Zeit genau reglementiert und scharf unterschieden vom alltäglichen Brotkonsum. Das gilt vor allem für die Marktgebiete mit Viehzucht und Handelsgewächsen, wo man keinen eigenen Roggen hatte, sondern sich das Brot beim Bäcker holte. Bis zum zweiten Weltkrieg bremst diese Einstellung den Konsum von Weizenbrot, nicht nur aus Sparsamkeit, sondern auch aus Rücksicht auf das Urteil der Gemeinschaft. Wer vom allgemein anerkannten Nahrungsmuster abwich, setzte sich dem Vorwurf aus, städtische Manieren zu haben oder den eigenen Sitten untreu geworden zu sein. In solchen Vorwürfen spiegelt sich die Besorgnis der Bauern um die eigene Identität den Städtern gegenüber wider.

Solange der Bauer sich seiner Identität bewußt ist, ist er Vorbild für die übrige Landbevölkerung. Sobald dieses Bewußtsein schwächer wird, nimmt der Konsum von weißem Weizenbrot zu. Dieser Prozeß fängt bei den Bauern selbst an. In den Gebieten mit Marktwirtschaftsorientierung nimmt der Konsum von weißem Weizenbrot unter den Bauern zu, als sie sich von ihrem Gesinde absondern und sich in ihr eigenes Eßzimmer zurückziehen²³. Von diesem Augenblick an richten sie sich nach dem Vorbild der Bürger. Dieser Prozeß der Verbürgerlichung setzt sich in den folgenden hundert Jahren, zuerst langsam, dann immer schneller durch. Als nach dem zweiten Weltkrieg die Bauern nicht mehr als abgesonderte soziale Gruppe gelten, übersteigt der Feinbrotkonsum der Landbevölkerung im

²² Jacob SCHELTEMA, *Geschied- en letterkundig mengelwerk*. Bd. 4, Amsterdam 1817-1834, S. 198.

²³ S. CORONEL SR., *De volksvoeding in Friesland*. In: *Ned. tijdschrift voor geneeskunde* (1876), 2. Lfg., S. 103-129, hier: S. 105.

ursprünglichen Roggenbrotgebiet sogar den des Westens. Die Karte des Brotkonsums um 1955 veranschaulicht das (s. Karte 2). Verbürgerlichung ist in diesem Prozeß nicht der einzige Faktor. Daneben spielen die Bäcker und das Aufkommen des süßen Brotaufstriches eine Rolle. Sobald das Hausbacken abnimmt und man auch selbst immer weniger Teig und Mehl zum Bäcker bringt, um sein Brot von ihm backen zu lassen, nimmt der Einfluß der Bäcker auf diesen Prozeß zu. In den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen versuchen sie fortwährend, sowohl aus technischen wie aus wirtschaftlichen Gründen, den Konsum von Weizenbrot zu stimulieren. Hierauf üben vor allem die Mehlfabriken Einfluß aus. Den Zusammenhang von Feinbrot und süßem Brotaufstrich hat Wiegelmann für den Nordwesten Deutschlands nachgewiesen²⁴. Die Situation in den Niederlanden läßt sich damit vergleichen. Nur ist der Weg des Weizenbrot zum Eßtisch nicht immer derselbe. Die Entwicklung im Gebiet, in dem man seinen eigenen Roggen anbaut, mag das verdeutlichen.

Wo man selber Roggen anbaut, dringt das Feinbrot aus Weizenmehl viel langsamer ein als anderswo im Roggenbrotgebiet. Die meisten backen ihr Brot von eigenem oder gekauftem Roggen, manchmal sogar bis zum zweiten Weltkrieg. Im Norden, wo man eine Art Pumpernickel ißt, ist der Bäcker (wenn es einen gibt) an erster Stelle Roggenbrotbäcker. Er bleibt es lange Zeit, auch nachdem das amerikanische Getreide den Preis des Weizens gedrückt hat. Man hat auch Feinbrot, zuerst (wie anderswo) nur an Festtagen, später auch am Sonntag und schließlich sogar in der Woche. Nur wird dieses Feinbrot von der Bäuerin aus selbst gesiebttem Roggenmehl gebacken. Manchmal gelingt es dem Bäcker nur, sich einen Marktanteil zu sichern, indem er dieses Bauernbrot nachbildet, mit derselben Form und derselben Zusammensetzung. Da man allmählich mehr und mehr Weizenmehl hinzufügt, findet ein schleichender Übergang zum Weizenbrot statt, der bis in die sechziger Jahre dieses Jahrhunderts an einer Vorliebe für grob gebeuteltes Weizenmehl (das sogenannte Regierungsmehl) spürbar ist²⁵. Das Brot aus diesem Mehl hat eine dem hausgebackenen Brot ähnliche Struktur.

Die vier Prozesse, die ich kurz skizziert habe, verlaufen im Spannungsfeld zwischen zwei Polen: einerseits dem Trieb zur Abwechslung, andererseits dem Verlangen, alles beim alten zu lassen. Der Ablauf dieser Prozesse wird bedingt durch die Faktoren, die auf diese elementaren menschlichen Bedürfnisse einwirken, und durch ihre unterschiedliche Stärke. Der Trieb zur Abwechslung führt in extremer Form zu kurzlebenden, modischen Formen. Das Verlangen, alles beim alten zu lassen, führt in extremer Form ebenfalls zu kurzlebigen

²⁴ TEUTEBERG/WIEGELMANN, Nahrungsgewohnheiten (wie Anm. 15), S. 299-301. — Ulrich TOLKSDORF, Essen und Trinken in Ost- und West-Preußen. Bd. 1, Marburg 1975, S. 263-270.

²⁵ Het broodverbruik in Nederland. Een enquête naar de broodconsumptie in Nederland, gevolgd door een econometrisch onderzoek [usw.]. 's-Gravenhage 1963, S. 48b (Tab. 29-s).

Traditionen, zum Beispiel innerhalb einer Familie, wozu insbesondere die Festtage sich eignen. Trieb und Verlangen können einander sogar verstärken. Die Geschichte des Brotes zeigt viele Beispiele von Experimenten mit herkömmlichen Brotarten, mit denen man über den Wunsch hinaus, alles beim alten zu lassen, dem Trieb zur Abwechslung entgegenkommt.

Kennzeichnend für die meisten dieser Innovationen und Traditionen ist ihre geringe Intensität. Diese wird größer, sobald sie von anderen, sozial-psychologischen oder sozial-biologischen Faktoren unterstützt werden. Faktoren sozial-psychologischer Art sind bei Innovationen das Verlangen nach Status, bei Traditionen der Wunsch, die eigene Identität zu wahren. Auch hier gibt es Zwischenformen, zum Beispiel wenn eine Gruppe ihre Identität nur behalten kann, indem sie ihre Gebräuche fortwährend ändert. In Situationen, in denen nur die Oberschicht sich schnelle Veränderungen leisten kann, kann man so etwas erwarten.

Ich habe soeben an Hand einiger Beispiele gezeigt, welche Rolle das Bedürfnis nach Status und Identität im Brotkonsum spielt. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß diese Bedürfnisse nur bei Gruppen, die über dem Existenzminimum leben, auftreten, daß die Richtung, die sie den Innovationen und das Gewicht, das sie den Traditionen geben, vom Kräfteverhältnis zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen und von der sozialen Mobilität abhängig sind. Sobald ein Gebrauch seine soziale Basis verloren hat oder eine Gruppe aus der Unterschicht mehr Raum bekommt, kann eine Veränderung sich innerhalb von ein oder zwei Generationen vollziehen. Insofern ist es notwendig, daß man die sozialen Funktionen kennt, aus denen heraus sich die große Mannigfaltigkeit der Prozesse ergibt.

Man kann sich fragen, inwieweit in diesen Prozessen auch sozial-biologische Faktoren wirksam sind. Sind die Vorliebe für Feinbrot mit einer feinen, homogenen Struktur und die Vorliebe für das leicht verdauliche Weizenbrot allgemein menschlich, oder sind sie spezifisch für unsere Kultur? Und wenn sie unsere Kultur kennzeichnen, müssen wir dann an eine in unserer Kultur verankerte Geschmacksveränderung denken, oder hat das kulturelle Übergewicht der Römer und später der lateinischen Länder mit ihren einflußreichen medizinischen Handbüchern die Vorliebe für weißes Weizenbrot dermaßen verstärkt, daß dies durch die Jahrhunderte hindurch das Ziel der Änderungen geblieben ist?

Diese Fragen werden aktuell angesichts der jüngsten Entwicklung des Brotkonsums. 1877 stellt man einen geringen Verbrauch von Roggenbrot unter den wohlhabenden Bürgern in den kleinen Städten im Südwesten fest, wo die große Masse der Bevölkerung in dieser Zeit nur Weizenbrot ißt. Derartige Daten lassen sich auch aus späterer Zeit beibringen. Statistische Daten aus den letzten zwanzig Jahren und die Unterschiede im Brotangebot der Bäcker im Westen

bestätigen sie²⁶. Weißes Weizenbrot und die leichteren Arten von Grobweizenbrot findet man vor allem auf dem Lande und in den Arbeitervierteln, Roggenbrot und Grobweizenbrot (in mehreren Variationen) in den wohlhabenden Stadtvierteln. Obgleich die Unterschiede prozentual nicht groß sind, manifestieren sie sich auf der Karte des Brotkonsums um 1955 schon als ein höherer Weißbrotkonsum auf dem Lande und ein geringer Roggenbrotkonsum in den Städten im Westen. Wie soll man eine solche Umkehr der Werte erklären? Oder sind die wohlhabenden Bürger dabei, das Schlaraffenland wieder zu verlassen, weil es dort zu voll wird?

Wenn ich zwischen diesen beiden Möglichkeiten wählen muß, so habe ich eine Vorliebe für die letztere. Meines Erachtens ist ein Teil der (intellektuellen) Elite dabei, Schlaraffenland von neuem zu definieren. Schmackhaft ist für sie nicht länger, was gut schmeckt, sondern was gesund ist. Und was gesund ist, schmeckt gut. Dahinter kann man eine Menge von Motiven suchen.

Das nächstliegende Motiv ist Status. Roggenbrot und Grobweizenbrot sind seltener und manchmal auch teurer als weißes und leichtes Weizenbrot. Außerdem kann Verzicht auch statusfördernd sein. Wenn jedermann sich weißes Weizenbrot leisten kann, verliert dies seine Anziehungskraft.

Das zweite Motiv ist vielleicht, daß grobes Brot tatsächlich gesünder ist. Dabei muß man jedoch bedenken, daß die Sorge für die eigene Gesundheit auch einen Luxus darstellt, und daß die Begriffsbestimmung von „gesund“ stark vom Preis, den man zahlen muß, mitbestimmt wird. Die Grenzen zwischen Gesundheits- und Statusüberlegungen sind somit fließend.

Ein drittes Motiv ist, daß das gröbere Brot für eine der übergebliebenen Früchte aus dem verlorenen Paradies angesehen wird. In diesem Sinne richtet sich die Vorliebe für dieses Brot gegen den die sozialen Unterschiede verwischenden Wohlstand. Es wird kein Zufall sein, daß die groben Brotarten auch in der kurzen Wohlstandsperiode vor dem ersten Weltkrieg in der Oberschicht populär waren. Auch dahinter läßt sich das Bedürfnis nach Status und Identitätssuche vermuten.

Und schließlich sehe ich noch ein viertes Motiv. Vor dem ersten und nach dem zweiten Weltkrieg hat sich die Ausbildung einer intellektuellen Elite verstärkt. Die neue Intelligenz rekrutiert sich aus der Provinz und dem Kleinbürgertum, später auch aus der Arbeiterklasse. Sie kommt in ein Milieu, in dem sie sich nicht wohl fühlt und Probleme mit ihrer Identität auftauchen. Eine solche Situation kann man dadurch kompensieren, indem man sich seiner Umgebung rasch anpaßt. Man kann aber auch auf die Werte einer idealisierten anderen Gruppe zurückgreifen, einer anderen Gruppe, weil die Werte der eigenen Eltern psychologisch blockiert sind. Eine solche Haltung bekundet sich in groben Sitten, groben Kleidern, grober Nahrung, grober Sprache und führt schließlich

²⁶ Für eine gleichartige Entwicklung in Preußen siehe: TOLKSDORF, Essen und Trinken (wie Anm. 24), S. 270.

(wenn ihre Zahl ausreicht) zu einer Veränderung der herrschenden Normen. Die jüngste Geschichte liefert eine Menge Belege hierfür. Die Konsequenz für unsere Untersuchung ist, daß wir auch auf die Herkunft unserer Gewährsleute achten müssen.

Ich fasse zusammen. Eine Karte wie die des Brotkonsums kann für verschiedene Ziele verwendet werden. Die Grenze zwischen Grobweizenbrot und Roggenbrot kann als Ergebnis der Handelsbeziehungen und damit als Kulturraumgrenze im spätmittelalterlichen Holland angesehen werden. Je älter die Karte, umso besser, aber ihr Alter ist nicht ausschlaggebend. Sogar auf den Verbreitungskarten nach dem zweiten Weltkrieg findet sich diese Grenze noch, wobei das Verhältnis zwischen den verschiedenen Brotarten sich übrigens völlig geändert hat. In dieser Weise benützt Zender die Karte der Jahresfeuer. Sie ist maßgebend für die Arbeiten des Europäischen Atlases. Man kann auch die Aufmerksamkeit von der Abgrenzung von Kulturräumen auf die sozialen Unterschiede und die Generationsunterschiede innerhalb der unterschiedlichen Kulturräume verlegen und — eventuell mit Hilfe historischer Daten — den Ablauf von Innovationsprozessen rekonstruieren. Von einer solchen Arbeitsweise hat Wiegelmann kürzlich noch ein schönes Beispiel in seinem Kommentar zu den Tischsitten im Atlas der deutschen Volkskunde gegeben. Und schließlich kann man versuchen, den sozialen Raum der verschiedenen Gruppen und die Bedeutung der Grenzen für sie zu bestimmen. In den beiden letzten Fällen wird man bei „Kulturraumforschung“ nicht nur an den geographischen, sondern auch an den sozialen Raum denken. Im letzten Fall, in dem die sozial-psychologischen Elemente betont werden, sind kulturelle Erscheinungen vor allem Fingerzeig für soziale Spannungen und kein Schlüssel zur Vergangenheit. Die Karte erfüllt dabei eine wichtige Funktion. Das Interesse für diese Art von Problemen ist eine logische Folge des Arbeitens mit Karten.

Erhebungen des Atlas der deutschen Volkskunde und historische Quellen

Möglichkeiten der Quellenkombination am Beispiel der Kornfege

von

Uwe Meiners

Im Winter 1960/61 reifte unter den Mitarbeitern des Atlas der deutschen Volkskunde der Plan, die große, in Mitteleuropa klaffende Lücke der Arbeits- und Geräteforschung zu schließen¹. Über umfangliche, in Dörfer ausgesandte Fragebögen sollten traditionelle bäuerliche Arbeiten und Geräte nach dem Gedächtnis der alten Leute dokumentiert werden. Trotz skeptischer Gegenargumente einiger deutscher Fachkollegen, die u.a. in dem komplexen Forschungsvorhaben eine zu hohe Anforderung an freiwillige Mitarbeiter erblickten, wurde 1965 das erste Frageheft „Die alte bäuerliche Feldarbeit um 1900“ ausgeschickt. Im Februar 1967 folgte das zweite zum Thema „Lagern und Dreschen des Getreides um 1900“, dem 1970 das dritte Frageheft, das spezielle Fragenkomplexe für den Volkskunde-Atlas von Europa beinhaltet, folgen sollte.

Die hohe Rücklaufquote vor allem der beiden ersten Fragehefte zeigte die große Mitarbeitsbereitschaft der zahlreichen Gewährsleute. Die zurückgekommenen Fragebögen überraschten nicht nur in ihrer Qualität, sondern zugleich in ihrer individuellen Ausführlichkeit. Da man von den reinen Ja-Nein-Fragen fast ganz abgekommen war, erbrachten die Antworten detaillierte Einblicke in sachkulturelle Verhältnisse und Arbeitsprozesse. Freilich — mit der Schwierigkeit der Fragen nahm auch die Qualität der Antworten ab. In einigen Fällen, vor allem bei reinen Zeitfragen, waren die Gewährsleute in der Tat überfordert, so daß sich nur Antworten mit vagem, unscharfem Inhalt ergaben. Dafür entschädigten die vielen spontanen Berichte, ausführliche Milieu- und Lebensbeschreibungen, die Rückschlüsse auf soziokulturelle Verhältnisse ermöglichen und eine ausgezeichnete Ergänzung zu den reinen Sachfragen bieten.

¹ Zu den folgenden Ausführungen vgl. Günter WIEGELMANN, Erste Ergebnisse der ADV-Umfragen zur alten bäuerlichen Arbeit. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 33 (1969), S. 208-262, hier: S. 209ff.

Auf dem Deutschen Volkskundekongreß 1965 in Marburg stellte G. Wiegmann das Atlasunternehmen einer größeren Öffentlichkeit vor und skizzierte Möglichkeiten und Grenzen der räumlichen Methode in der Geräteforschung². Für die Darstellung des reichen Materials, das räumlich über das Gebiet des ehemaligen Deutschen Reiches streut (mit Schwerpunkt im Gebiet der Bundesrepublik Deutschland), schien die Karte das geeignete Arbeitsmittel zu sein. Da in weiten Teilen des Untersuchungsgebietes funktionsgleiche Arbeitsrichtungen (zur Feldarbeit und Scheunenarbeit) zu erwarten waren, fehlte das Phänomen der „Kulturlücke“³, das etwa auf Brauchtums- oder Glaubenskarten häufig zu beobachten ist. Stattdessen war zu vermuten, daß für funktionsähnliche Verrichtungen verschiedene Geräte und Arbeitsmethoden verwendet wurden.

Nun sind solche Phänomene kartographisch relativ leicht zu erfassen. Die Form ihrer Darstellung — die „Gerätekarte“ — ist durchaus mit einer Wortkarte vergleichbar. Dabei entsprechen die unter arealinguistischen Aspekten erfragten Bezeichnungen für einen bestimmten Begriff den kartographisch (mit Hilfe von Symbolen) dargestellten Geräten für eine bestimmte Arbeitsverrichtung. Ziel beider Ansätze ist es, räumliche Unterschiede einer Erscheinung — Sprach- oder Kulturerscheinung — mit Kartiermethoden herauszuarbeiten oder — um mit Wiegmanns Worten für die Gerätekultur fortzufahren — die „exakte räumliche Geltung der wichtigsten Formen zu bieten und somit eine unentbehrliche Grundlage für deren Geschichte auf räumlich differenzierter Basis“⁴ aufzuzeigen. Über die Synthese mehrerer Kartenbilder wird schließlich die Herausbildung des kulturräumlichen Geflechts der Beeinflussungszentren und -wege, der stabilen und labilen Zonen angestrebt.

Doch der räumlichen Methode sind in der Geräteforschung deutlich Grenzen gesetzt. Zwar kann über die Interpretation der Kartenbilder die Geschichte von Kulturformen „auf räumlich differenzierter Basis“ in groben Zügen erschlossen werden, die Darstellung und Herausarbeitung ihrer sozial-historischen Komponente wird jedoch zum methodischen Problem. Die Arbeit und ihre sachkulturellen Verhältnisse stellen sich in verschiedenen Sozialgruppen, in unterschiedlichen Betriebsgrößen häufig anders dar. Nun kann die räumliche Lage von Betriebsgrößen mit dem vorgegebenen Natur- oder Wirtschaftsraum zusammenfallen. So überwiegen etwa in den meisten deutschen Mittelgebirgen Kleinbetriebe. In anderen Regionen jedoch — wie z.B. in Ostelbien — sind die Abstufungen zwischen den Betriebsgrößen so groß gewesen, daß eine sachkulturelle Erscheinungsform eher an die sozialen als an die räumlichen Gegebenheiten gebunden scheint.

² Günter WIEGMANN, Die räumliche Methode in der Geräteforschung. In: Arbeit und Volksleben. Deutscher Volkskundekongreß 1965 in Marburg, Göttingen 1967, S. 140-145.

³ WIEGMANN, Die räumliche Methode (wie Anm. 2), S. 142.

⁴ WIEGMANN, Die räumliche Methode (wie Anm. 2), S. 144.

Diese Problematik wird deutlich bei der Eruierung und Einschätzung von Innovationszentren. Geht es z.B. in der Darstellung um die Einführung neuer Produktionsinstrumente in der Landwirtschaft, so kristallisieren sich auf dem Kartenbild novationsfreudige Gebiete meist schnell heraus⁵. Offen bleibt indes meistens, von wem die Neuerung getragen wurde, ob z.B. nur von einer kleinen Gruppe von Großgrundbesitzern oder auch von einem Großteil der bäuerlichen Bevölkerung. Diese sozialen Abstufungen lassen sich erst durch die Aufarbeitung anderer Quellen ermitteln. Erfasst wird vom Kartenbild zunächst nur die räumliche Verbreitung von Kulturformen, die Darstellung ihrer sozialen Diffusion bedarf weiterführender Untersuchungen.

Doch nicht nur die Interpretation der sozialen, sondern auch die der historischen Dimension erweist sich bei der Analyse der Kartenbilder häufig als diffiziles Problem⁶. Die Karte bietet in der Regel nur einen synchronen Querschnitt aus dem Kulturleben. Zwar ist dieses Erscheinungsbild durch historische Prozesse entstanden, und in vielen Fällen ist das Entstehen des räumlichen Bildes durch die Analyse historisch wirksam gewesener Faktoren zu erklären. Nur — die Rekonstruktion des tatsächlichen Verlaufs eines historischen Prozesses kann aus der alleinigen Interpretation des Kartenbildes kaum gelingen. Auch haben Schlüsse aus der rezenten Verbreitung auf historische Zustände vielfach ein schiefes, unrichtiges Bild ergeben, da in der Regel für voraufgegangene Zeiten keine ähnlichen synchronen Querschnitte vorliegen, die eine Prozeßanalyse — etwa analog des Hägerstrand'schen Simulationsmodells⁷ — möglich machten.

Dabei darf nicht übersehen werden, daß sich das Abbild eines synchronen Querschnitts immer als zeitspezifischer Ausschnitt eines historischen Prozesses darstellt, dessen Verlauf sich durch Hinzuziehung anderen Quellenmaterials erklären läßt. Von U. Bentzien wird gerade diese Methode als „eigenwillige Kombination 'kulturgeographischer' und agrarhistorischer Quellenbefragung“⁸

⁵ Günter WIEGELMANN, Innovationszentren und Reliktgebiete. In: *Volkskultur und Geschichte*. Festgabe für Josef Dünninger, hrsg. von Dieter HARMENING u.a., Berlin 1970, S. 120-136, Abb. S. 126.

⁶ Daß die Karte des interpretativ-erläuternden Textes in jedem Fall bedarf, wird auch von Wiegelmann deutlich betont. WIEGELMANN, *Die räumliche Methode* (wie Anm. 2), S. 141.

⁷ Das Hägerstrand'sche Simulationsmodell wurde bereits zur Erforschung sprachgeschichtlicher Zustände angewandt: Gerhard HARD, Ein geographisches Simulationsmodell für die rheinische Sprachgeschichte. In: *Studien zur Volkskultur, Sprache und Landesgeschichte*. Festschrift Matthias Zender, hrsg. von Edith ENNEN und Günter WIEGELMANN, Bonn 1972, Bd. 1, S. 25-58.

⁸ Ulrich BENTZIEN, Arbeit und Arbeitsgerät der Bauern zur Zeit des deutschen Bauernkriegs. In: *Der arm man*. Volkskundliche Studien, hrsg. von H. STROBACH, Berlin 1975, S. 36. — DERS., *Bauernarbeit im Feudalismus*. Landwirtschaftliche Arbeitsgeräte und -verfahren in Deutschland von der Mitte des ersten Jahrtausends u.Z. bis um 1800. Berlin 1980, S. 126.

bezeichnet. Seine Kritik zielt speziell auf die anhand des ADV-Materials ermittelten Ergebnisse Wiegelmanns, die ein falsches Bild von Innovationszentren und Reliktgebieten im neuzeitlichen Mitteleuropa suggerierten, bedingt durch eine zu unkritische Rückprojizierung gewachsener Raumbilder des späten 19. Jahrhunderts in voraufgegangene Zeiten. Und in der Tat zeigen Bentziens eigene Ergebnisse ein in Teilen anderes Bild von der Entwicklung ländlicher Gerätekultur in Mitteleuropa.

Ich möchte an dieser Stelle das Zustandekommen des durch unterschiedliche Methoden und Prämissen eruierten Ergebnisstandes nicht weiter diskutieren, sondern in erster Linie den Aussagewert jener von Bentzien kritisch beurteilten Kombination von kulturgeographischer und agrarhistorischer Quellenbefragung bestimmen. Ziel der folgenden Ausführungen ist es, einige Möglichkeiten der gegenseitigen, sinnvollen Ergänzung von kartographisch dargestellten, synchronen Raumbildern und historischen Quellen, an denen sich die zeitlichen und sozialen Komponenten der untersuchten Kulturerscheinungen manifestieren lassen, aufzuzeigen.

Dies soll am Beispiel der Kornfege geschehen — einer landwirtschaftlichen Getreidereinigungsmaschine, die von der Mitte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts erstmals Eingang in (einige wenige) mitteleuropäische Bauernhöfe fand und zwar in verschiedenen Regionen West- und Mitteleuropas nahezu gleichzeitig: in Flandern, der nördlichen Schweiz und im inneren Österreich (siehe Abb. 1).

Die Geschichte dieses relativ komplizierten Geräts läßt sich nicht losgelöst von der Entwicklung des ostasiatischen Gegenstücks betrachten, das in vielem erstaunliche Ähnlichkeit mit europäischen Exemplaren aufweist. Da die einfache Windfege schon im ersten Jahrtausend in China weit verbreitet war⁹, muß man annehmen, daß die europäischen Kornfegen auf chinesische Vorbilder zurückgehen (s. Abb. 2 u. 3). Für die Vermittlung kommen in erster Linie ostindische Handelskompanien (speziell die Niederländische Ostindien-Kompanie) sowie Missionare (hier ist vorrangig an die Jesuiten zu denken) in Frage. Daneben scheint es europäische Eigenentwicklungen gegeben zu haben, die offenbar auf der Kenntnis einfacher Zentrifugalgebläse beruhen, die man in Mitteleuropa schon im 16. Jahrhundert zur Belüftung von Bergwerksschächten benutzte¹⁰.

Zwischen 1964 und 1983 sind über die Kornfege eine ganze Reihe von Studien erschienen, die etwas mehr Licht in die Geschichte dieser frühen landwirtschaftlichen Maschine brachten¹¹. Im Atlas der deutschen Volkskunde versuchte

⁹ Vgl. Joseph NEEDHAM, *Science and civilisation in China*. Vol. IV/2. Cambridge 1965, S. 153f.

¹⁰ Siehe die Abbildungen und erläuternden Texte bei: Georg AGRICOLA, *Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen ...* sowie das Buch von den Lebewesen unter Tage, hrsg. von der Georg Agricola Gesellschaft, München 1977, S. 174ff.

¹¹ Josef WEYNS, *Geschiedenis van de wamolen*. In: *Noordgouw. Cultureel tijdschrift van de provincie Antwerpen* 5, H. 3 (1965), S. 153-167. — Gösta BERG, *The introduction of*

man bereits 1965 mit der Aussendung des zweiten Frageheftes („Lagern und Dreschen des Getreides um 1900“), in dem ein umfangreicher Fragenkomplex der Kornfege gewidmet war¹², neue Aspekte zur Geschichte, Typologie und Produktion dieses Geräts zu ermitteln.

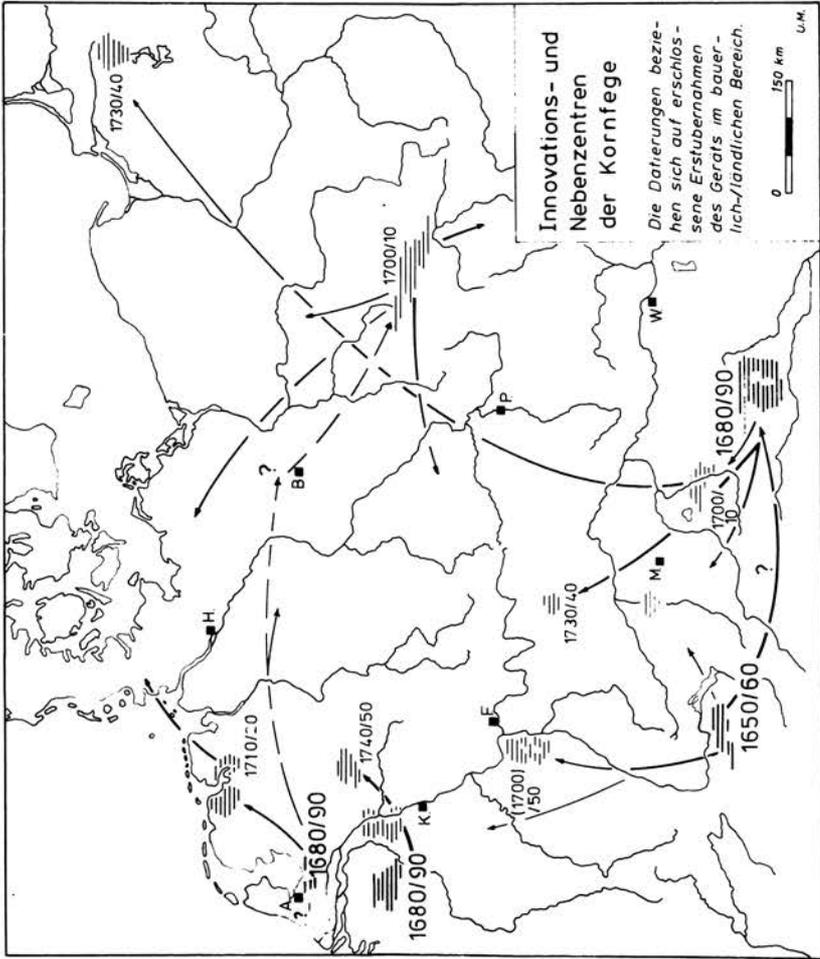
Es versteht sich von selbst, daß die aus dem ADV-Material gezogenen Ergebnisse zur Gerätetypologie durch Objektstudien zu ergänzen waren¹³. Sie erbrachten zusätzliche Erkenntnisse über die Art der Fertigung, über Holzverwendung und handwerkliche Techniken, doch ein für die Objektbestimmung wesentlicher Aspekt wurde häufig schnell als Mangel empfunden: Gemeint ist das Problem der zeitlichen Einordnung und Datierung der Objekte. So ist etwa die Gewohnheit, die großen und in ihrer Anschaffung recht teuren Kornfegen zu datieren, hauptsächlich nur in Süddeutschland und auch dort nicht generell üblich gewesen. Abgesicherte Rückschlüsse auf historische Prozesse, Angaben über Einführung und Übernahme des Geräts, waren also anhand des Objektmaterials nicht zu erwarten. Weitaus bessere Möglichkeiten zur Erforschung von Aufkommen und Verbreitung der Kornfege schien die Frage 72a aus dem ADV-Material zu bieten. Hier zeigte sich allerdings, daß viele Gewährsleute mit der Frage nach der Einführung des Gerätes überfordert waren. Entweder blieben sie eine Antwort schuldig oder flüchteten sich in Pauschalangaben wie z.B. „seit undenklichen Zeiten“, „solange sich die alten Leute erinnern können“, oder auch kurz und pauschal „vor 1900“. Damit kann die Zeit um 1890, aber auch um 1800 gemeint sein. Sicher — auch diese Angaben erlauben vorsichtige Rückschlüsse auf den Zeitpunkt der Übernahme, doch zu einer präzisen Periodisierung reichen sie keineswegs aus. So beruhen viele der auf der Karte I eingetragenen Belege auf Schätzwerten, auf dem vagen Erinnerungsvermögen der Gewährsleute, so daß

the winnowing-machine in Europe in the 18th century. In: *Tools and Tillage* 3/1 (1967), S. 25-46. — Günter WIEGELMANN, Zur Geschichte der Kornfege in Mitteleuropa. In: *Museum und Kulturgeschichte. Festschrift für Wilhelm Hansen*, hrsg. von Martha BRINGEMEIER u.a., Münster 1978, S. 145-156. — Karl HAIDING, Windmühle und Putzmühle. Die Kornfege im obersteirischen Bezirk Liezen. In: *Sammeln und Sichten. Beiträge zur Sachvolkskunde. Festschrift für Franz Maresch zum 75. Geburtstag*, hrsg. von M. MARTISCHNIG, Wien 1979, S. 197-212. — Oskar MOSER, Zur frühen Verwendung der „Getreidewinde“ in Steiermark und Kärnten. In: *Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark* 72 (1981), S. 55-107. — Uwe MEINERS, Die Kornfege in Mitteleuropa. Wort- und sachkundliche Studien zur Geschichte einer frühen landwirtschaftlichen Maschine. Münster 1983 (= *Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland*, 28). Die folgenden Ausführungen zur Geschichte der Kornfege beruhen im wesentlichen auf den Ergebnissen dieser Untersuchung. Siehe hier weitere Karten und Abbildungen zur Typologie und Verbreitung des Geräts.

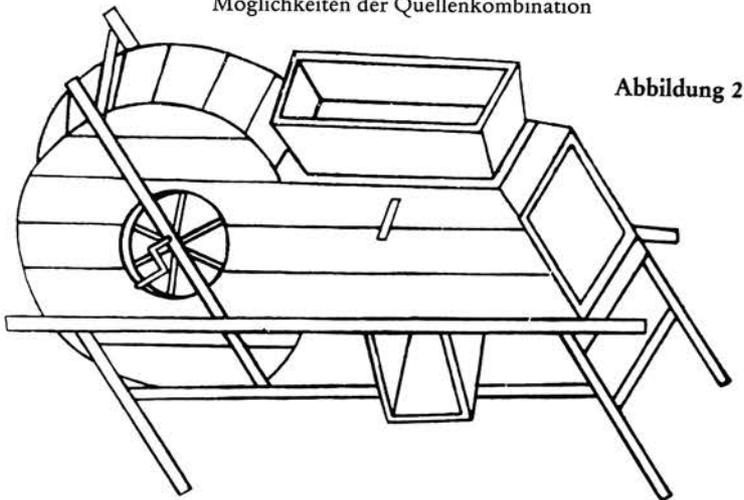
¹² Atlas der deutschen Volkskunde II, (1967), Frage 72 a-h.

¹³ Hinsichtlich der eigenen Untersuchungen erwies sich systematische, kleinräumige Feldforschung angesichts des großräumigen Untersuchungsgebietes (Mitteleuropa) als zu aufwendig, so daß eine gezielte Sichtung größerer Museumsbestände erfolgversprechender schien.

Abbildung 1



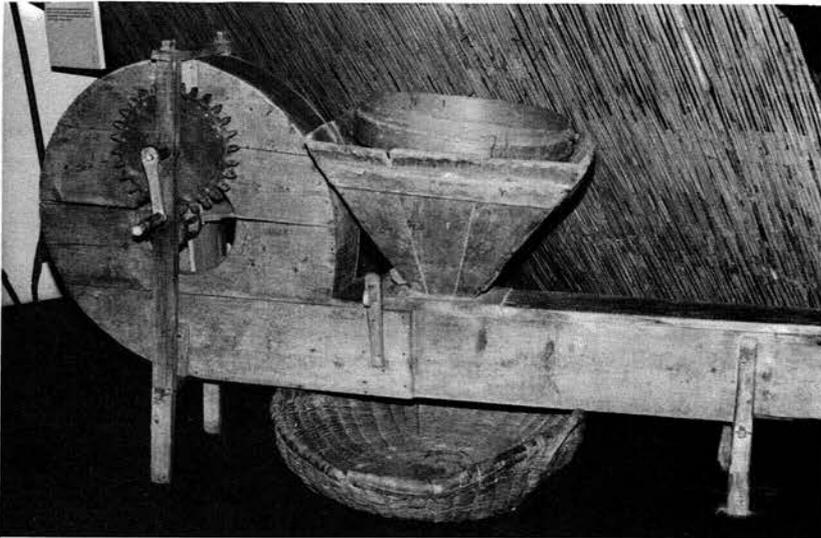
Innovationszentren der Kornfegge. Erstübernahmen im bäuerlich-ländlichen Bereich. In den Niederlanden scheint das Gerät schon im Laufe des 17. Jahrhunderts in Grützmüllereien eingeführt worden zu sein.



Chinesische Windfege mit zylinderförmigem Windradgehäuse aus dem 12./13. Jahrhundert n. Chr.

Aus: Joseph NEEDHAM, Science and Civilisation in China, Bd. IV/2. Cambridge 1965, Fig. 414.

Abbildung 3



Südwestdeutsche Windfege (*Schanzmühle*) aus dem 18. Jahrhundert.

Das hölzerne Rundsieb wird von Hand über dem Trichter bewegt; grobe Spreuteile bleiben so im Sieb zurück, während die feineren Bestandteile (Getreidekörner, Unkrautsamen, Spreu und Staub) in den Luftstrom der Maschine gelangen. Gehäusemaße 220 x 40 x 125cm.

Das Gerät befindet sich im Heimatmuseum der Stadt Mengen, Lkr. Sigmaringen.

der Quellenwert dieser Karte nicht in der Aussagefähigkeit des einzelnen Symbols liegen kann, sondern vielmehr in der Quantität vieler Einzelbelege, die zusammengenommen Eindrücke über Innovationszentren und Reliktgebiete vermitteln.

Werfen wir einen Blick auf diese Karte: Dort, wo sich ausgefüllte schwarze Symbole befinden, ist mit einer frühen Übernahme der Kornfege zu rechnen, teils bereits im 18. Jahrhundert oder doch zumindest in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zu diesen Gebieten gehören etwa die Elbmarschen, Ostfriesland, der Niederrhein und Teile des Münsterlandes, vor allem aber der mittel- und süddeutsche Bereich mit der Pfalz, Schwaben, Franken und Bayern. Sehr spät kam die Kornfege in den Höhengebieten der Mittelgebirge auf (im Rheinischen Schiefergebirge, in der Rhön, im Fichtelgebirge und Frankenwald), aber anscheinend auch in Württemberg und weiten Teilen Niedersachsens, Pommerns und Westpreußens.

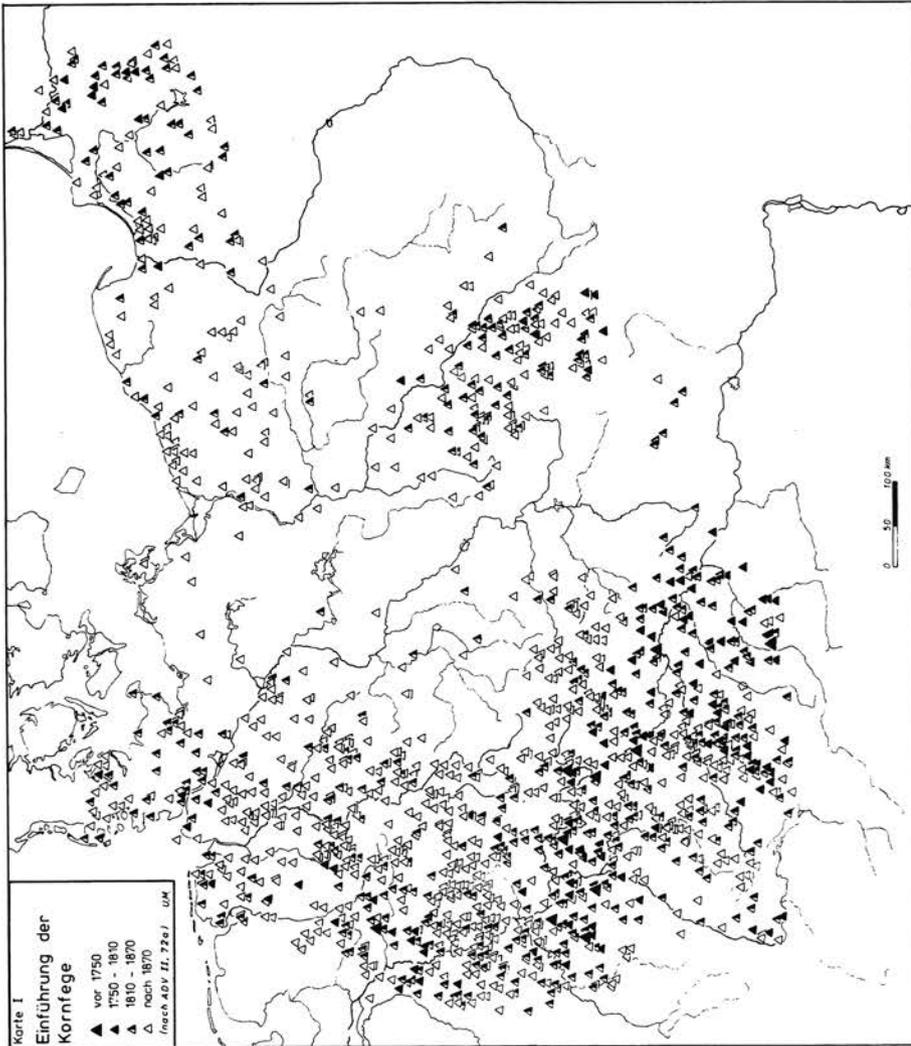
Wie verlässlich sind nun diese, aus dem Erinnerungsvermögen und der Nachforschungsbereitschaft der Gewährleute resultierenden Angaben, welche Möglichkeiten der Überprüfung stehen uns zur Verfügung? Was historische Studien zur Innovation und Diffusion von Objekten anbelangt, so ist wohl keine Quelle verlässlicher und aussagefähiger als die der Inventare¹⁴. Inventare sind detaillierte Verzeichnisse der gesamten mobilen und immobilien Habe eines Hauses, Hofes oder Betriebes, einer individuellen Person oder Institution¹⁵. Sie können aus den verschiedensten rechtlichen Anlässen aufgenommen worden sein und sind damit in ihrem Quellen- und Aussagewert recht unterschiedlich. Die für unsere Fragestellung wertvollen bäuerlichen Hinterlassenschafts- bzw. Sterbfallinventare von grunduntertänigen oder eigenbehörigen Bauern stellen nicht immer vollständige Mobilienverzeichnisse dar, da sie die Grundlage für eine Besitzerwechselabgabe bildeten und demzufolge oft nur die wertvolleren und leichter taxierbaren Gegenstände verzeichneten.

Da aber die Kornfege im bäuerlichen Besitzstand ein relativ teures Objekt war und überdies in der großen Enzyklopädie von J.G. Krünitz ausdrücklich als

¹⁴ Ich verweise hier lediglich auf die Inventarstudien und Ergebnisse des im Sonderforschungsbereich 164 „Vergleichende geschichtliche Städteforschung“ integrierten Teilprojekts B 4a „Diffusion städtisch-bürgerlicher Kultur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert“ an der Universität Münster. Aus dem Projekt hervorgegangene Literatur findet man in dem gemeinsamen Beitrag von: Uwe MEINERS/Ruth-E. MOHRMANN/Klaus ROTH, Inventare als Quelle im Projekt „Diffusion städtisch-bürgerlicher Kultur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert“. In: Probate Inventories. A new source for the historical study of wealth, material culture and agricultural development, hrsg. von A. VAN DER WOUDE und A. SCHUURMAN, Wageningen 1980 (= A.A.G. Bijdragen 23), S. 97-114, hier S. 112ff.

¹⁵ Ruth-E. MOHRMANN, Archivalische Quellen zur Sachkultur. In: Geschichte der Alltagskultur, hrsg. von Günter WIEGELMANN, Münster 1980 (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 21), S. 71.

Karte I



„Inventarien-Stück“¹⁶, also als zu verzeichnendes, mobiles Gut angesehen wird, kann man davon ausgehen, daß ein eventuell vorhandenes Gerät im Falle einer Nachlaßanfertigung auch grundsätzlich aufgenommen wurde.

Unter dieser Voraussetzung erscheint es sinnvoll, die aus dem ADV-Material erschlossenen Ergebnisse durch Inventarstudien zu überprüfen, gegebenenfalls zu ergänzen, vor allem aber die raumzeitliche und soziale Diffusion des Geräts zu erforschen. Konkret formuliert: In welchen Regionen liegen Innovationszentren, wie stellen sie sich räumlich dar, von welchen sozialen Schichten wurde die Neuerung wann übernommen?

Die Möglichkeiten der Inventarauswertung sollen an einem Beispiel skizziert werden, das stellvertretend für viele andere Regionen stehen mag. Nach der ADV-Karte I lag ein frühes Übernahmegebiet der Kornfeger am Niederrhein und in Teilen des westfälischen Münsterlandes. Da für das Münsterland eine große Anzahl von Sterbfallinventaren vorliegt¹⁷, besteht die Möglichkeit, das raumzeitliche Kartenbild durch historische Prozeßanalysen zu ergänzen.

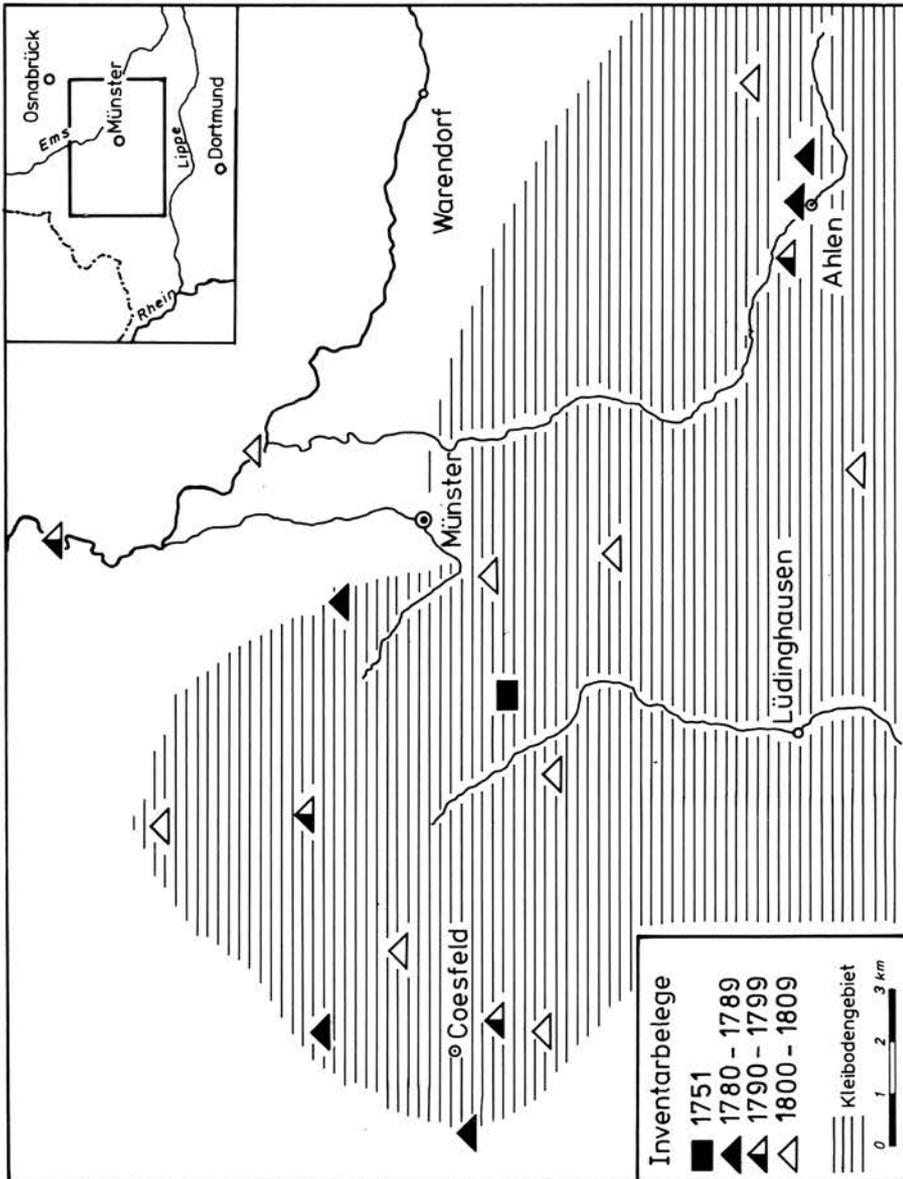
Um es vorwegzunehmen: Die Inventare bestätigen das aus dem ADV-Material erschlossene Bild. Danach kamen die ersten Kornfeger im Münsterland tatsächlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf, vereinzelt vielleicht schon etwas früher. Die folgende Karte (s. Abb. 4) zeigt die ersten Belege, wie sie sich nach den Inventaren darstellen. Zu erkennen ist, daß man sie auf den Höfen des fruchtbaren Kleimünsterlandes früher einfuhrte als auf den Höfen des Sandmünsterlandes. Die größere Bodenfruchtbarkeit bedingte nicht nur eine Dominanz des Ackerbaus, sondern schuf anscheinend auch in der Phase der Agrarkonjunktur in der 2. Hälfte des 18. Jhs. und allgemeinen Bevölkerungszunahme die Notwendigkeit zur Ex- und Intensivierung des Getreidebaus, was wiederum die finanziellen Möglichkeiten und die bäuerliche Investitionsbereitschaft größerer Bauernhöfe positiv beeinflusste.

Freilich bietet dieses Bild zunächst nur eine mikroanalytische Ergänzung zur großräumigen ADV-Karte. Einblicke in historische Prozesse erhalten wir erst dann, wenn die isolierten Kornfegerbelege mit der Anzahl der vorliegenden Inventare in Beziehung gebracht werden. Im folgenden Diagramm, das eine Diffusionskurve zeigt, ist die allmähliche Verbreitung der Kornfeger auf den Höfen des bischöflichen Domkapitels Münster entlang der Zeitachse von 1750 bis 1809 dargestellt (s. Abb. 5). Daraus ergibt sich, daß die Kornfeger im

¹⁶ J.G. KRÜNITZ, Oekonomisch-technologische Enzyklopädie, 45. Teil. Berlin 1789, S. 213.

¹⁷ Diese Inventare von eigenbehörigen Bauern werden im Teilprojekt B 4a „Diffusion städtisch-bürgerlicher Kultur“ des SFB 164 (s. Anm. 13) systematisch ausgewertet: Klaus ROTH, Die Eingliederung neuen Mobiliars und Hausrats im südlichen Münsterland im 17. bis 19. Jahrhundert. In: Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit, hrsg. von Günter WIEGELMANN, Münster 1978 (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 9), S. 249-295. — DERS., Ländliches Wohninventar im Münsterland. In: Archiv für Sozialgeschichte 19 (1979), S. 339-423.

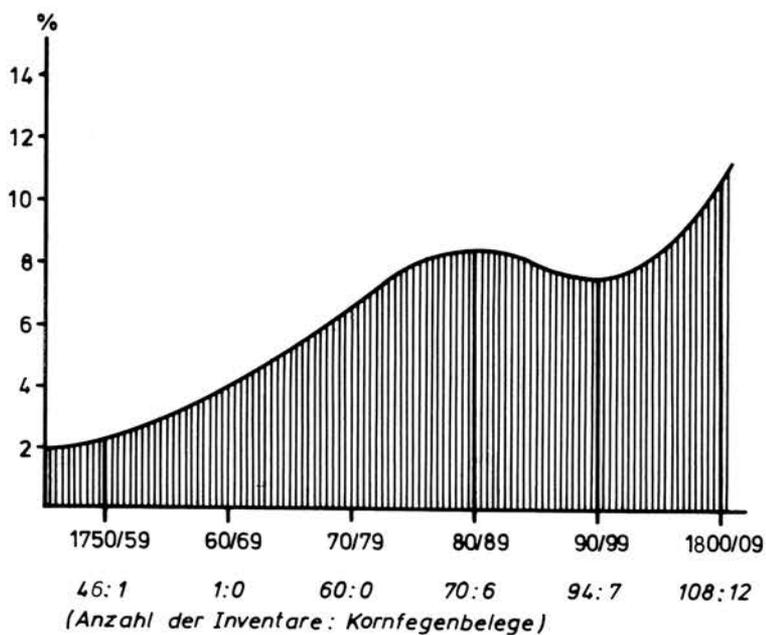
Abbildung 4



Verbreitung der Kornfege auf Höfen des Domkapitels Münster.

Die Belege fanden sich in einer Grundgesamtheit von 379 Inventaren aus der Zeit zwischen 1750 und 1809 (vgl. Abb. 5).

Abbildung 5



Diffusion der Kornfege auf den Höfen des Domkapitels Münster (Kernmünsterland) in der zweiten Hälfte des 18. und im frühen 19. Jahrhundert

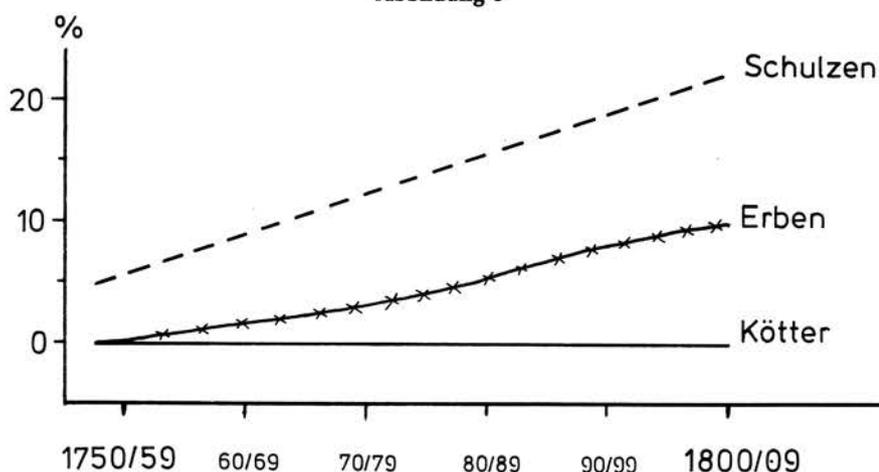
Der Kurvenverlauf bezieht sich auf das Verhältnis zwischen der Anzahl der vorliegenden Inventare (pro Jahrzehnt) und den darin auftauchenden Kornfegeennungen.

Münsterland um 1800 zwar bekannt, aber beileibe nicht auf jedem Hof vorhanden war. Nur in ca. 11 % der ausgewerteten Inventare zwischen 1800 und 1809 ist das neue Gerät verzeichnet. Erst im 19. Jahrhundert dürfte die Kornfegge dann allgemeinere Verbreitung gefunden haben.

Sicher wurde die Bereitschaft, die neue Reinigungsmaschine zu übernehmen, von der Anschaffungsnotwendigkeit mitbestimmt. Ein großer Schulzen-Hof, auf dem viel Getreide gedroschen und gereinigt werden mußte, fand sich eher zur Einführung bereit als ein kleiner Kötterhof. Das klingt banal und eher selbstverständlich, zeigt aber gleichzeitig die Möglichkeiten auf, die Inventarstudien inne wohnen: nämlich das Auftauchen von Innovationen zu bestimmen und darüber hinaus deren Intensität in ihrer raumzeitlichen und sozialen Dynamik zu erkennen.

Das folgende Diagramm (s. Abb. 6) macht den ungefähren Verlauf der Kornfeggeübernahme in verschiedenen Sozialschichten deutlich.

Abbildung 6



Soziale Unterschiede in der Übernahmebereitschaft der Kornfegge.

Erschlossen aus den vorliegenden Inventaren des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Allerdings vermögen die Kurven nur den ungefähren Adoptionsprozeß in den jeweiligen Sozialgruppen (Schulzen, Erben, Kötter) widerzuspiegeln, zumal für die bäuerliche Oberschicht der Schulzen zwischen 1790 und 1809 nur eine geringe Anzahl von Inventaren vorliegt. — Im 18. Jahrhundert gehörten zum Domkapitel Münster ca. 26 Schulzenhöfe, 370 Erbenhöfe und 160 Kötterhöfe.

Es zeigt sich, daß die bäuerliche Unterschicht der Kötter bis um 1800 keine Kornfeggen besaß, ferner, daß das landwirtschaftliche Großgerät zunächst ganz

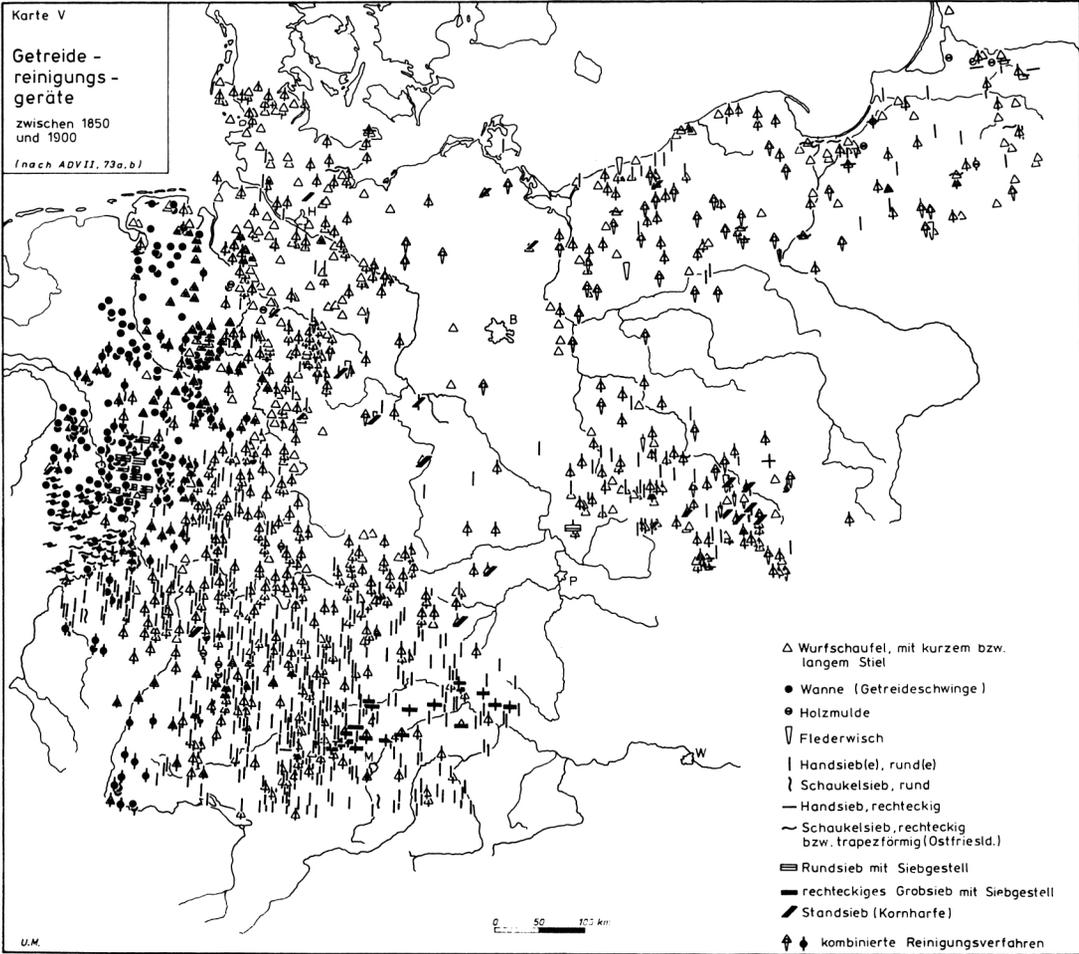
auf wenige größere Höfe der Schulzen und Erben beschränkt blieb. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts — so bezeugen es hier nicht gezeigte Inventarbelege — wurden die Kornfegen auch auf kleineren Erben- und Kötterhöfen üblich, zunächst wieder im Kleibodengebiet, erst später im Sandbodenbereich.

Dem ADV-Material sind in der Beantwortung derartiger Fragestellungen methodische Grenzen gesetzt, vorrangig bedingt durch das räumlich ausgerichtete Forschungsvorhaben. Die aus dem Material erstellten Karten zeigen zunächst synchrone Querschnitte aus dem Kulturleben. Die Inventaranalyse eröffnet ergänzend dazu die Möglichkeit, Kulturererscheinungen in ihrer zeitlichen und sozialen Dimension genauer zu erforschen. Damit erhalten auch die Aussagen über den Charakter von Innovationszentren (oder Reliktgebieten) größeres Gewicht. Wir erfahren nicht nur, zu welcher Zeit und in welchem Gebiet sich ein neues Kulturelement durchsetzte, sondern auch, von welchen sozialen Gruppen oder Schichten es aufgegriffen wurde. Die Kartenbilder selbst erhalten dadurch zwar kein anderes Gesicht, aber deren Interpretation fällt differenzierter und schärfer aus.

Die systematische Auswertung von Inventaren eröffnet weitere Möglichkeiten. Mit der Frage 73a, b¹⁸ wurde nach den Handgeräten gefragt, die man vor der Einführung der Kornfege zur Getreidereinigung benutzte. Das Kartenbild (V) zeigt, daß man hauptsächlich drei Arbeitsverfahren kannte, die regional unterschiedlich verbreitet waren. Im Nordwesten und Südwesten kam dem Reinigungsverfahren mit der Getreideschwinge, der *Wanne*, große Bedeutung zu. Die *Wanne* hatte man in der „Germania Romana“ schon früh vom römischen Landbau übernommen. Daneben gab es die Methode, das Getreide mit lang- oder kurzstieligen Schaufeln zu *worfeln*, d.h. das gedroschene Getreide in die Luft oder gegen einen Luftzug zu werfen und es dem Wind zu überlassen, die Spreu von den Körnern zu trennen. Ergänzt wurden diese Methoden durch unterschiedliche Siebverfahren, sei es, daß man das Getreide in runden Sieben *reiterte* — wie in Mittel- und Süddeutschland —, in großflächigen Sieben schaukelte — wie im Norden und äußersten Westen —, oder über feinmaschige Standsiebe laufen ließ, um es von feinem Unrat zu säubern. Die Karte zeigt das Abbild einer vielschichtigen Handgerätestruktur, in deren Zusammensetzung es räumliche Schwerpunkte und Differenzierungen gab. Gerade in dieser Hinsicht ist jedoch im Hinblick auf unsere Fragestellung nach Möglichkeiten der Quellenkombination auf eine gewisse Problematik des Kartenbildes hinzuweisen.

Gefragt wurde nach den Handgeräten, die man in früheren Zeiten (also vor 1900) für die Säuberung der Körner von grobem und feinem Abfall benutzte. Zu beachten ist, daß zur Zeit der Befragung (1967) auf vielen Höfen keine Handreinigungsgereäte mehr vorhanden waren, geschweige denn benutzt wurden. Die Gewährleute mußten ganz aus ihrem Erinnerungsvermögen schöpfen. Es ist verständlich, daß in erster Linie solche Geräte genannt wurden, die sich in

¹⁸ Atlas der deutschen Volkskunde II, Frage 73 a, b



veränderter oder sekundärer Funktion erhalten hatten. Manch anderes Gerät, das früher für die Handreinigungsverfahren unabdingbar war, aber mit dem Aufkommen maschineller Methoden überflüssig wurde, blieb somit unberücksichtigt.

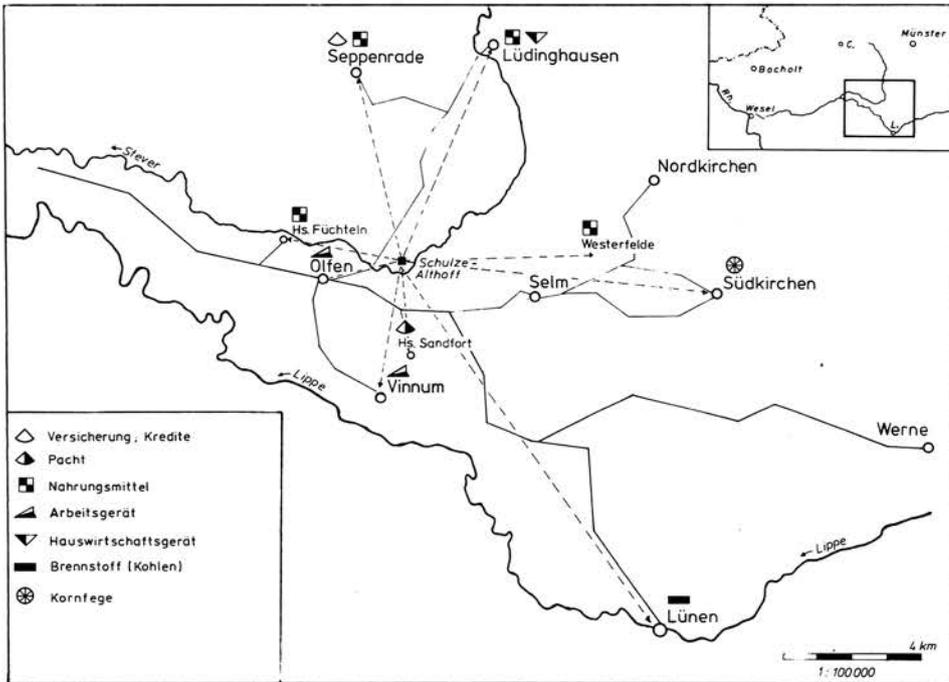
Inventare bezeugen etwa, daß die geflochtene Wanne im 18. Jahrhundert sehr viel verbreiteter gewesen ist als dies aus dem Kartenbild hervorgeht und auch zum gängigen Gerätebestand süd- und südwestdeutscher Bauern gehörte. Die Verwendung in sekundärer Funktion, wie es in Nordwestdeutschland vielfach üblich war, entfiel hier aber mit dem Aufkommen der Kornfege im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts anscheinend sehr früh.

Neben der exakteren Erforschung der historischen Verbreitungszustände, die durch Inventarstudien zweifellos möglich werden, scheint von Bedeutung zu sein, wie eine Innovation tradierte Gerätezusammensetzungen (oder Geräteensembles) und damit auch Arbeitsverfahren und Lebenszusammenhänge veränderte. Dadurch, daß die Kornfege den Reinigungsvorgang um mehr als die Hälfte verkürzte, band sie kurzfristig zwei bis drei Personen an eine Arbeit, für die zuvor die gleiche Anzahl von Arbeitskräften die doppelte Zeit benötigte. Verständlich, daß die Anschaffungsbereitschaft für die Kornfege wuchs, je weniger Arbeitskräfte auf den Höfen zur Verfügung standen und je teurer sich ihre Entlohnung gestaltete. Nicht rein zufällig fällt die zweite große Anschaffungswelle um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit der großen Abwanderungswelle unterbäuerlicher Schichten nach Übersee oder in mitteleuropäische Industrieregionen zusammen. Freilich berühren wir damit ein Kapitel, das mit der ganzen sozialen Problematik der Mechanisierung der Landwirtschaft zusammenhängt und sich mit dem Aufkommen der Dampfdruschverfahren gerade für die ostelbischen Dreschgärtner dramatisch zuspitzte¹⁹.

Die sozialen und kulturellen Veränderungen, die sich mit der Einführung der Kornfege im 18. Jahrhundert in Westfalen oder anderswo vollzogen, fielen bescheidener aus. Auf den münsterländischen Schulzen- und größeren Erbenhöfen waren um 1750 im Schnitt etwa drei bis vier Wannen vorhanden. Um 1800 scheint man auf den Höfen, die eine *Wannemühle* besaßen, nur noch ein bis zwei Wannen benötigt zu haben. Die veränderten Bedürfnisse auf den Bauernhöfen zeigten vorrangig im 19. Jahrhundert Auswirkungen im Bereich des Landhandwerks. In Westfalen waren vor allem das Wannenmacherhandwerk und die Wannenflicker von der neuen Entwicklung negativ betroffen, während Stellmacher oder Schreiner von der neuen Auftragslage eher profitierten. Den Siebmachern in Südwestdeutschland brachte die einfache Kornfege noch keine gewerbliche Konkurrenz, da man hier Siebe in unmittelbarer Verbindung mit der Maschine gebrauchte und auch weiterhin für die Feinreinigungsverfahren und Kornsortierung Siebe verwendete (s. Abb. 3).

¹⁹ Ulrich BENTZIEN, Die mecklenburgischen „Drescher“ und die Einführung des Maschinendrusches. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 10/1 (1964), S. 25-42.

Abbildung 7



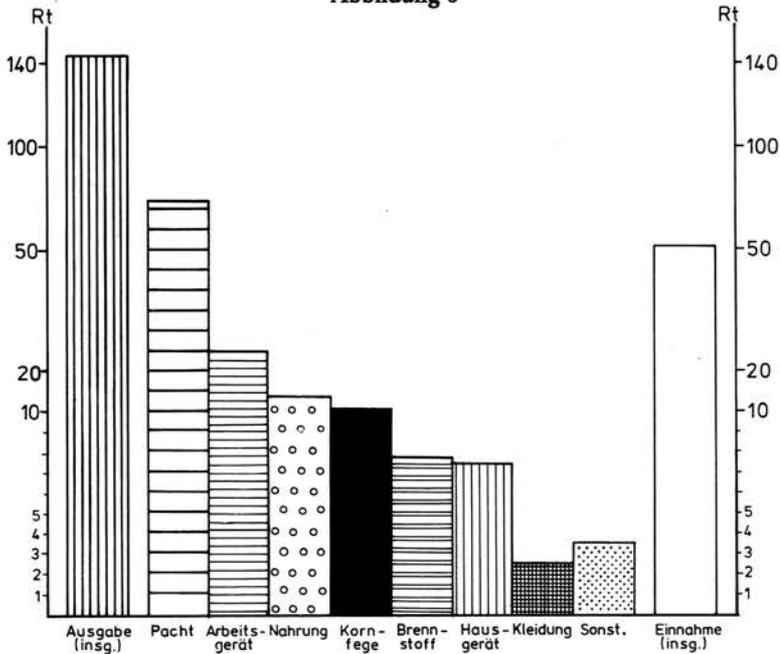
Einkäufe und Geschäftsabschlüsse des Bauern Schulze-Althoff aus Olfen im Dezember 1854.

Inventarstudien ermöglichen also Sachforschungen in mancherlei Hinsicht. Sie erbringen genaue Kenntnisse über Innovationszentren und Reliktgebiete, über Aufkommen und Verbreitung von Innovationen, über Struktur und Veränderung des bäuerlichen Geräteensembles. Individuell gesehen sind Inventare freilich nur Momentaufnahmen des jeweiligen Besitzstandes. Sie sagen uns in der Regel nichts über den genauen Zeitpunkt, zu dem ein Objekt angeschafft wurde. Dieses kann theoretisch aus dem tradierten Objektbestand der vorherigen Generation stammen, aber auch kurz vor dem Tode des Nachlassers gekauft worden sein. Eventuell vorhandene Preisangaben lassen in erster Linie Rückschlüsse auf den relativen Wert im Vergleich mit anderen Objekten zu, jedoch keine Angaben über Alter und Form des Geräts, es sei denn, es wird ausdrücklich durch Angaben wie „alt“ oder „neu“ bzw. „klein“ oder „groß“ gekennzeichnet.

Sehr viel genauere Angaben über den Zeitpunkt der Anschaffung und die Höhe ihres Wertes geben uns bäuerliche Anschreibebücher, wie sie vor allem im

19. Jahrhundert als Rechnungs- oder Tagebücher auf vielen Höfen geführt wurden²⁰. Der Bauer Schulze-Althoff bei Olfen im südlichen Münsterland führte von 1854 bis 1859 genaue Aufzeichnungen über Ausgaben und Einnahmen auf seinem Hof²¹. Im Dezember 1854 ließ er sich vom Handwerker Koch in Südkirchen — ca. 20 km von seinem Wohnsitz entfernt — eine „Neue Wannemühle“ zu 10.15 Rt. anfertigen (s. Abb. 7). Gemessen an den Gesamtausgaben im Monat Dezember war dies nicht viel (s. dazu Abb. 8),

Abbildung 8



Auflistung der Einzelausgaben des Bauern Schulze-Althoff aus Olfen im Dezember 1854.

²⁰ Zu dieser Quellengattung vgl. generell die Studien des von der VW-Stiftung geförderten und von Günter Wiegelmann an der Universität Münster betreuten Projekts, „Erfassen, Erschließen, Erhalten von ländlichen Anschreib- und Tagebüchern in Nordwestdeutschland“: Marie-Luise HOPF-DROSTE, Ländliche Anschreib- und Tagebücher in Nordwestdeutschland. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 26/27 (1981/82), S. 248-257. — DIES., Vorbilder, Formen und Funktionen ländlicher Anschreibebücher. In: Alte Tagebücher und Anschreibebücher. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa, hrsg. von Helmut OTTENJANN und Günter WIEGELMANN, Münster 1982 (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 33), S. 61-84.

²¹ Archiv für westfälische Volkskunde (Münster), K 685.

doch war Schulze-Althoff immerhin bereit, für die neue Kornfege, die er offenbar bei einem Spezialisten in Auftrag gab, mehr auszugeben als für einen neuen Pflug, den er beim Stellmacher (?) Klinkhamel in Vinnum (5 km von Olfen entfernt) für 9 Rt. erhielt.

Freilich sind solche Anschreibebücher eher für mikroanalytische Studien geeignet²², für großräumige Untersuchungen bieten Inventare eine ungleich bessere Grundlage. Aus den Anschreibebüchern entnehmen wir aber, welche Bedeutung, welchen Stellenwert eine Neuinvestition für einen Hof hatte, — ob etwa die Ausgabe für ein bestimmtes Objekt eine finanzielle Belastung darstellte oder nicht, ob die Anschaffung in erster Linie rationellen Zwecken diene oder ob ihr zugleich repräsentative Funktion zukam. In dieser Hinsicht bieten die von eigener Hand geschriebenen und häufig emotional geprägten Anschreibebücher weit mehr als Inventare oder Rechnungen. Gerade letztere enthalten jedoch bei Neuankäufen von Sachen detaillierte Angaben über Ausgabenhöhe und Art der verwendeten Materialien. Sie bieten somit eine wichtige Ergänzung zu den Studien an rezenten Objekten.

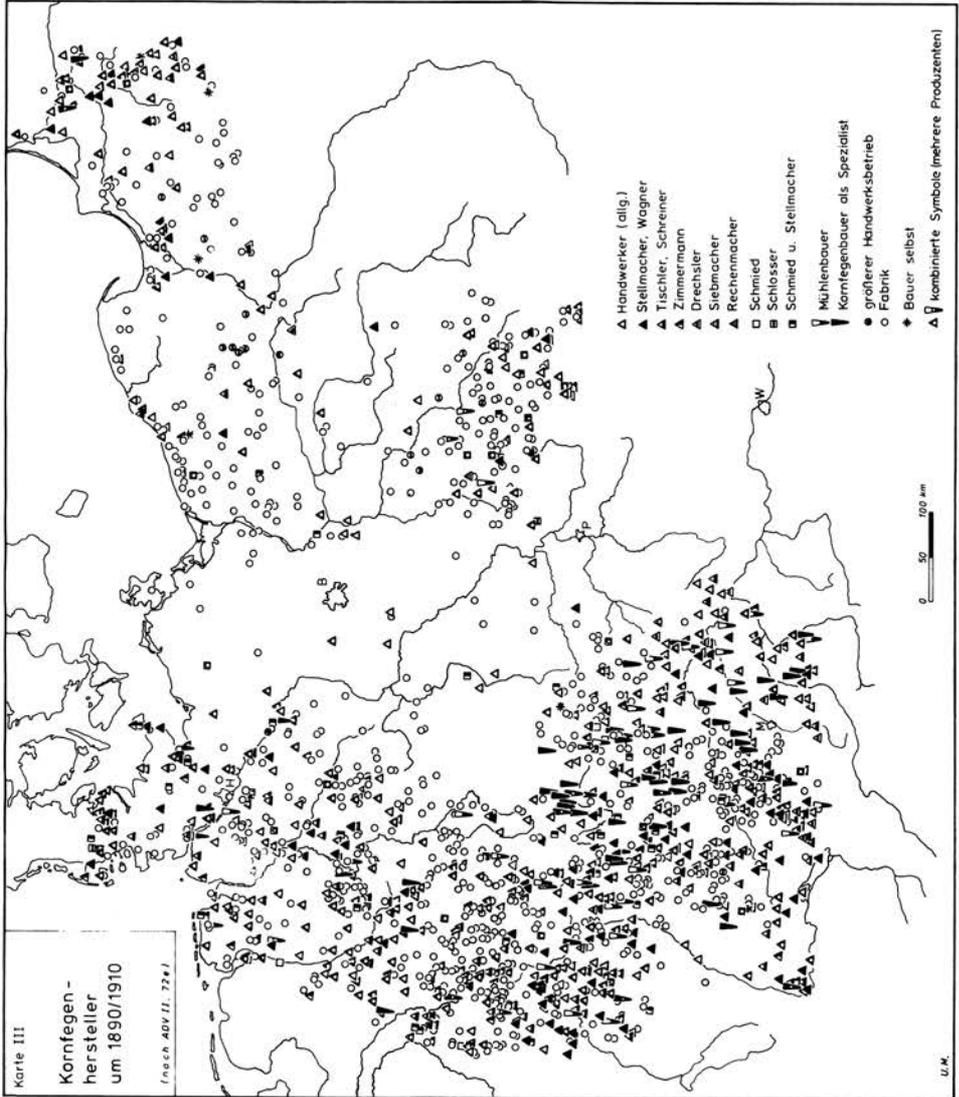
Werfen wir abschließend einen Blick auf zwei Karten, auf denen die Produktionssituation der Kornfege um 1900 dargestellt ist. Grundlage bilden wieder ausschließlich die Angaben aus dem ADV-Material. Auf der Karte III sind die Produzenten wiedergegeben, die um 1900 Kornfegen hergestellt haben. Darunter befinden sich vor allem holzverarbeitende Handwerker (Stellmacher, Schreiner, Zimmerleute), Mühlenbauer und vereinzelt auch Spezialisten. Es zeigt sich aber deutlich, daß die Produktion um 1900 vor allem in Norddeutschland bereits vielfach von Fabriken übernommen wurde. Die Karte IV zeigt, daß nord- bzw. mitteldeutsche Fabriken ihre Produkte bis nach Süddeutschland lieferten, wo Spezialbetriebe zumeist nur den näheren Umkreis versorgten. Die Synthese beider Karten deutet darauf hin, daß die Mechanisierung in Norddeutschland um 1900 weiter fortgeschritten war. Dies mag ursächlich mit der größeren Betriebsstruktur der Höfe in Norddeutschland zusammenhängen, letztlich aber auf eine um 1900 bereits besser ausgebaute Infrastruktur zurückzuführen sein.

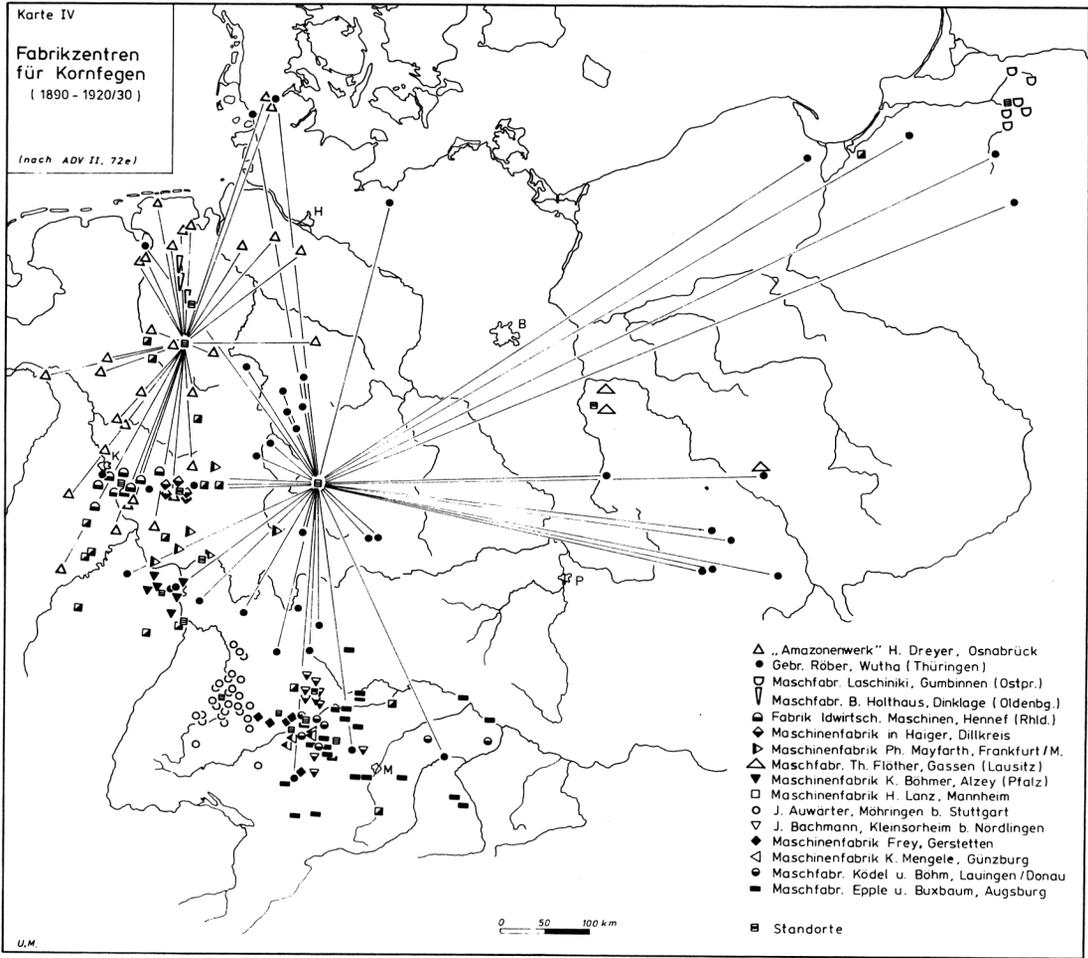
Die Karten sagen jedoch nichts darüber aus, in wessen Händen die Kornfegenproduktion im frühen 19. oder 18. Jahrhundert lag. In dieser Frage können Rechnungsbücher von Handwerkern weiterhelfen²³. Solche Aufzeichnungen vermitteln Einblicke in die gesamte Produktion eines Handwerksbetriebes, über

²² Vgl. dazu die Studie von Marie-Luise HOPF-DROSTE, *Das bäuerliche Tagebuch. Fest und Alltag auf einem Artländer Bauernhof. Leer 1981* (= Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen 3).

²³ Hier ist besonders auf die systematische Archivaliensuche des Museumsdorfes Cloppenburg zu verweisen, das mittlerweile einen umfänglichen Bestand handwerklicher Anschreibe- und Rechnungsbücher zwischen oberer Weser und Ems zusammengetragen hat: Helmut OTTENJANN, *Buchführungssysteme ländlicher Werkstätten. Zum Biedermeiertrend in der Möbelkultur des Osnabrücker Artlandes*. In: *Alte Tagebücher und Anschreibebücher* (wie Anm. 20), S. 151-204.

Karte III





Abnehmer und Absatzgebiete, über Auftragslage und Betriebsstruktur. Natürlich finden sich auch Belege über angefertigte Geräte und ihre Preise.

Die Durchsicht einiger solcher Bücher in unserem Beispiel führte zu dem Ergebnis, daß auch in Nordwestdeutschland die Kornfegenherstellung ursprünglich und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in den Händen von Spezialisten lag — zumindest in den Händen solcher, die sich auf diese Produktion spezialisiert hatten. Sicher ist jedenfalls, daß nicht jeder holzverarbeitende Handwerker die Kornfegenherstellung beherrschte oder ausübte. Reparaturen wurden von solchen Landhandwerkern freilich ausgeführt, wenn sie nicht der Bauer selbst vornahm.

Ich habe versucht, einige Kombinationsmöglichkeiten zwischen synchroner Querschnitts- und historischer Prozeßanalyse aufzuzeigen. Ausgangspunkt bildete in allen Fällen die Karte, das aus dem ADV-Material entwickelte Kartenbild. Über räumliche Verbreitungsmuster, die in sich durch historische Prozesse entstanden sind, erschließen sich über den Weg systematischer Quellenforschung deren historische und soziale Dimension. Die Auswertung des ADV-Materials wurde bislang zumeist von der Methode bestimmt, über die Synthese von mehreren Kartenbildern, die sich aus verschiedenen kulturellen Erscheinungsformen zusammensetzen, Kulturräume zu erkennen und ihre historisch gewachsenen Grenzen zu interpretieren. Damit steht die Interpretation der räumlich-historischen Dimension im Vordergrund des Interesses. Aber erst über die Auswertung archivalischen Quellenmaterials scheinen die Einbeziehung der historisch-sozialen Dimension und damit abgesicherte Aussagen möglich zu werden. Damit wird zugleich das komplexe Erscheinungsbild aller Kulturformen in ihrer jeweiligen „Dreidimensionalität“ augenfällig. Unter dieser Prämisse, die sich als methodische Verbindung von synchroner und diachroner Analyse versteht, erscheint auch die „eigenwillige Kombination von Kulturgeographie und agrarhistorischer Forschung“²⁴ durchaus sinnvoll.

²⁴ BENTZIEN, Arbeit und Arbeitsgerät (wie Anm. 8), S. 36.

Sprachliche Diffusion im sozialräumlichen Bereich

von

Klaus J. Mattheier

Aufgabe dieses Beitrages ist es nicht, einen Literaturbericht der kultur-räumlichen Ansätze bei der Erforschung von Diffusionsprozessen in der Dialektologie vorzutragen. Wichtige Aspekte dazu sind erst kürzlich von Friedhelm Debus in überzeugender Weise vor einem ähnlichen Kreis von Volkskundlern skizziert worden¹.

Hier dagegen soll — selbst auf die Gefahr hin, das Phänomen des 'sozialen Raumes', das im Titel dieses Beitrages angesprochen wird, etwas zu überziehen — der Begriff der Diffusion vom Standpunkt einer 'sozialen Sprachwissenschaft' her auf seine Aussagekraft und seine Tragfähigkeit geprüft werden.

In den modernen soziologischen und kulturethnologischen Wissenschaften zeichnen sich zwei Richtungen an, in die sich die Ansätze der Diffusionsforschung entwickeln.

Erstens treten zu der bei Innovations- und Diffusionsforschungen bisher im Vordergrund stehenden geographischen Ausdehnung von innovativen Phänomenen auch die Forschungen zu Diffusionsprozessen in gesellschaftlichen Systemen. Die Diffusionsforschung gewinnt zur zweiten Dimension, der Fläche, noch eine dritte Dimension, die Tiefe, hinzu.

Zweitens kommt es zu einer Annäherung an einen Wissenschaftsbereich, der bisher weitgehend ohne Kontakt mit der Diffusionsforschung ganz ähnliche Entwicklungen untersucht hat, an die Theorie des gesellschaftlichen Wandels².

¹ Friedhelm DEBUS, Stadt-Land-Beziehungen in der Sprachforschung. Theoretische Ansätze und Ergebnisse. In: Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit, hrsg. von Günter WIEGELMANN, Münster 1978, S. 115-158; auch publiziert in Zeitschrift für Deutsche Philologie 97 (1978), S. 362-393.

² Siehe dazu etwa die beiden Sammelbände: Günter WIEGELMANN (Hrsg.), Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit. Münster 1978. — Gerhard KAUFMANN (Hrsg.), Stadt-Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. Deutschen Volkskundekongresses in Hamburg. Göttingen 1975. — Aber auch in dem vorliegenden Sammelband sind Beispiele für diese beiden Richtungen vorhanden.

Beide Entwicklungen stehen in einem engen Zusammenhang. Die Theorie des gesellschaftlichen Wandels³ gewinnt mit einer systematischen Berücksichtigung der Prozesse, die synchron innerhalb der verschiedenen gesellschaftlichen Systeme vertikal und horizontal ablaufen, wenn sich ein Wandel durchsetzt, neue Erklärungsdimensionen hinzu. Die Berücksichtigung der Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen, die sich daraus ergibt, ist für die Beschreibung und Erklärung von gesellschaftlichen Veränderungsprozessen wichtig. Aber auch die Innovations- und die Diffusionstheorie finden in der Theorie des gesellschaftlichen Wandels einen Rahmen, der angemessener ist, als die raumorientierten Diffusionsforschungen klassischer Art.

Wie sich diese Prozesse und Zusammenhänge in einer gesellschaftsorientierten Sprachwissenschaft — als Sonderform einer allgemeinen Verhaltenswissenschaft⁴ — auswirken, soll im folgenden kurz skizziert und an einigen Beispielen veranschaulicht werden.

In der Sprachwissenschaft hat man sich bisher hauptsächlich in der Sprachgeschichtsforschung und in der klassischen Dialektgeographie mit 'Diffusionsforschung' beschäftigt, obgleich dabei die Tatsache, daß es sich eigentlich um 'Diffusionsforschung' handelt, nicht immer erkannt wurde. In beiden Fällen geht es um die Beschreibung von Diffusionsprozessen, einmal um die Erklärung von synchron im Raum bzw. auf der Karte nebeneinanderliegenden Sprachformen als Resultate von abgeschlossenen oder im Gange befindlichen Diffusionsprozessen⁵, und zum anderen um die Beschreibung der Diffusion von Neuerungen entlang der Zeitachse in einem Raum. Die Zusammenhänge zwischen Diffusionsforschung, Dialektgeographie und Sprachgeschichtsforschung hat der Geograph Gerhard Hard in einem Beitrag zu der Festschrift Zender deutlich gemacht⁶. Doch sind das nicht die einzigen Diffusionsvorgänge, mit denen es eine gesellschaftsorientierte Sprachwissenschaft zu tun hat. Diffusionen, also die Ausbreitung von Neuerungen, finden hier noch in ganz anderen Bereichen statt. Dabei ist es für eine Gliederung des Forschungsbereichs nicht möglich, sich von

³ Zur Theorie des gesellschaftlichen Wandels vgl. Wolfgang ZAPF, *Theorien des sozialen Wandels*. Köln 1969.

⁴ Siehe zu diesem Konzept: Jochen HUFSCHMIDT/Klaus J. MATTHEIER, *Sprache und Gesellschaft. Überlegungen zu einer integrierenden Beschreibung*. In: *Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode*, bearb. von Werner BESCH/Jochen HUFSCHMIDT/Angelika KALL-HOLLAND/Eva KLEIN/Klaus J. MATTHEIER, Berlin 1981 (= Forschungsbericht Erp-Projekt 1), S.43-83.

⁵ Eine gute Darstellung verschiedener Aspekte dieses Ansatzes jetzt in: Walter HAAS, *Sprachwandel und Sprachgeographie. Untersuchungen zur Struktur der Dialektverschiedenheit am Beispiel der Schweizerdeutschen Vokalsysteme*. Wiesbaden 1978, hier: S. 80-103.

⁶ Gerhard HARD, *Ein geographisches Simulationsmodell für die rheinische Sprachgeschichte*. In: *Studien zu Volkskunde, Sprache und Landesgeschichte*. Festschrift Matthias Zender, hrsg. von Edith ENNEN und Günter WIEGELMANN, Bonn 1972, Bd. 1, S. 25-58.

den schon fast klassischen Leitfragen der Diffusionsforschung leiten zu lassen, die Rogers⁷ herausgearbeitet hat. Eine Diffusionsforschung, die sich in Richtung auf eine Erforschung des gesellschaftlichen Wandels allgemein öffnen will, muß andere Schwerpunkte setzen. Im sprachwissenschaftlichen Bereich sind hier besonders zwei Problemstellungen wichtig:

1. Welche Gegenstände unterliegen der Diffusion?
2. In welchen Bereichen laufen Diffusionsvorgänge ab und wie wirken sich diese Umgebungen fördernd bzw. hemmend auf die Diffusionsvorgänge aus?

Wenden wir uns zuerst dem Problem des Diffusionsobjekts zu. Hier ist die zentrale Frage: Welche Phänomene können Gegenstände von Diffusionsvorgängen in der Sprache sein? In der Kulturraumforschung sind solche Gegenstände alle Arten von abgrenzbaren verbalen und aktionalen Verhaltensweisen, von Meinungen, Attitüden, Ideen, Techniken und materiellen Kulturgütern.

In der Sprachwissenschaft müssen wir hier unterscheiden zwischen Elementen des Sprachsystems und Elementen des Sprachgebrauchs. Die Elemente des Sprachsystems können einmal bedeutungsdifferenzierende Einheiten sein, also Distingeme, und zum anderen bedeutungstragende Einheiten, also Sememe. Distingeme sind Lauteinheiten, aber auch prosodisch-intonatorische Elemente ohne eigene direkte Bedeutung. So stellen wir etwa fest, daß Zugezogene unter bestimmten Bedingungen und in einem bestimmten — noch nicht beschriebenen — Diffusionsprozeß intonatorische Merkmale der Regionalsprache ihrer neuen Heimat aufnehmen. Diese intonatorischen Besonderheiten haben systemimmanent keine eigene Bedeutung, sind also Distingeme. Sie können jedoch auf indirekte Weise Bedeutung gewinnen, wenn ein Zugezogener mit der Übernahme dieser Merkmale Verbundenheit mit der neuen Heimat bekunden will, um etwa in den Stadtrat gewählt zu werden.

Sememe sind dagegen direkt bedeutungstragende Elemente. Auch sie sind Gegenstände von Diffusionsvorgängen in der Sprache. Sememe sind dabei nicht nur Einzelwörter, sondern Bedeutungseinheiten jeglicher Ebene, vom Einzelwort bis zum Text. Diffusionsprozesse laufen im Bereich der bedeutungstragenden Einheiten von Sprache auf verschiedenen Niveaus ab. Einmal gibt es Entwicklungen, die ein komplettes sprachliches Zeichen betreffen, also sowohl die Ausdrucksseite als auch die Inhaltsseite. Das ist wahrscheinlich der Normaltyp von Diffusionsobjekten in der Sprachwissenschaft. Beispiele dafür sind die meisten Fremdwortübernahmen.

Zum Verständnis von Diffusionsvorgängen in der Sprache sind jedoch die

⁷ Everett M. ROGERS/F. Floyd SHOEMAKER, *Communication of Innovations. A Cross-Cultural Approach*. New York 1971. Siehe dazu auch Peter SCHMIDT, *Der Problembereich*. In: *Innovation. Diffusion von Neuerungen im sozialen Bereich*, hrsg. von Peter SCHMIDT, Hamburg 1976, S. 7-20.

anderen beiden Typen von objektsprachlichen Diffusionsobjekten im Semembereich wichtiger. Es kommt nämlich auch vor, daß nicht das komplette Zeichen, sondern nur die Inhaltsseite oder nur die Ausdrucksseite des Zeichens Gegenstand der Diffusion ist. Ein neueres Beispiel für letzteres ist der englische Ausdruck 'sit in', der am Ende der 60er Jahre in die deutsche Sprache übernommen worden ist. Das Bildungsprinzip dieses Syntagmas hat sich im Deutschen als äußerst produktiv erwiesen. Neben 'sit in' und 'love in', die man auch inhaltsseitig im Englischen findet, gibt es im Deutschen — zumindest in Heidelberger Studentenkreisen — auch ein 'Quatsch in', ein modernes Kaffee-Kränzchen unter engagierten Studentinnen. Aber auch Inhalte können allein, ohne ihre zugehörigen Ausdrucksseiten, Gegenstand von Diffusionsprozessen sein. Die inhaltsbezogene Sprachforschung hat hierfür viele Beispiele bereitgestellt.

Von den objektsprachlichen Gegenständen der Diffusionsprozesse müssen die Elemente des Sprachgebrauchs unterschieden werden, die ebenfalls Gegenstände von Diffusionsprozessen sein können. Unter 'Gegenständen des Sprachgebrauchs' verstehe ich alle diejenigen Phänomene, die für die situationsangemessene Verwendung von Sprachvarietäten verantwortlich sind. Das sind 'Anschauungen' und 'Meinungen' über verschiedene Sprachvarietäten, aber auch 'Wertungssysteme' für solche Varietäten, die die Angemessenheit einer Varietät oder auch bestimmter einzelner objektsprachlicher Elemente in einer gegebenen Situation festlegen.

Diesen Typ von Diffusionsgegenstand kann man mit einem Prozeß veranschaulichen, den wir alle derzeit beobachten können. Die Anschauungen über den Dialekt und seine normale gesellschaftliche Bewertung, die über seine Brauchbarkeit in verschiedenen Situationen entscheidet, waren noch zu Beginn der 70er Jahre geprägt durch Klischees, wie 'verkommene, unsaubere Sprache' und 'brauchbar höchstens für den dörflichen Smalltalk oder Gespräche mit dem lieben Vieh'. In den 70er Jahren hat — und niemand weiß bisher wann, wo und wie — eine Aufwertung des Dialekts eingesetzt. Die Dialektliteratur erlebte einen Boom. Sie gewann mit dem sozialkritischen Dialektstück etwa bei Kroetz neue Dimensionen hinzu. An den Türen der Amtsstuben stehen Schilder mit Hinweisen, daß man auch Dialekt spricht, und sogar die Musik der Jugend bezieht den Dialekt mit ein. Dieser Prozeß, den wir alle gegenwärtig beobachten, ist ein Diffusionsprozeß eines Elements des Sprachgebrauchs. Und man sollte ihn mit den Methoden der Diffusionsforschung zu erfassen suchen.

Das gilt auch für eine ganz andere Entwicklung, die die deutsche Sprachgeschichte seit dem 15. Jahrhundert geprägt hat, und die heute noch andauert, die Entstehung und Durchsetzung der deutschen Hochsprache. Auch diese Entwicklung ist entscheidend geprägt durch unterschiedliche Bewertungen von Sprachvarietäten und durch langsam ablaufende Veränderungsprozesse in diesen Bewertungen, die die Form von Diffusionsprozessen haben.

Mit dem hier kurz skizzierten Versuch der Kategorisierung der verschiedenen Gegenstände von Diffusionsprozessen in der Sprache sollte gezeigt werden, daß

eine Erforschung von sprachlichen Diffusionsprozessen, die allgemein die Diffusion von 'Sprache' oder von einer 'Varietät' zum Gegenstand hat, zu kurz greift.

Wenden wir uns nun der zweiten Leitfrage zu, der Frage nach dem Umfeld, in dem Diffusionen verschiedener Art ablaufen. In welchen mit der Sprache als gesellschaftlichem Kommunikationsmittel in Zusammenhang stehenden Bereichen finden Diffusionsvorgänge statt, und welche fördernden bzw. hemmenden Bedingungen entstehen aus diesem Umfeld für die jeweiligen Diffusionsvorgänge?

Hier ist das klassische Forschungsfeld der Diffusionsforschung der sozialgeographische Raum. Ziel der meisten Untersuchungen ist die Beschreibung und Erklärung der Übernahme einer Neuerung durch Einzelpersonen oder soziale Gruppierungen im Raum.

Auch in der Sprachforschung sind Diffusionsprozesse im Raum häufiger beschrieben worden, teils von der Dialektgeographie, teils von der Sprachgeschichtsforschung besonders der Frings-Schule, obgleich — wie oben erwähnt — die Beziehung zur Diffusionsforschung dabei fast nie bewußt war. Die eindrucksvollen Analysen von Debus im Umfeld von Köln und im Rhein-Main-Raum sind gute Beispiele für derartige raumorientierte Diffusionsuntersuchungen⁸. Einen Vorschlag, wie man moderne Methoden sozialgeographischer Diffusionsforschung, etwa das Simulationsmodell Hägerstrands auch in der Sprachwissenschaft verwenden könnte, hat, wie erwähnt, Gerhard Hard vorgelegt⁹. Ohne Kenntnis dieses Ansatzes hat der englische Sprachsoziologe Peter Trudgill¹⁰ versucht, das Hägerstrand-Modell für eine Weiterentwicklung der Dialektsoziologie fruchtbar zu machen. Dabei stellt er, die Ergebnisse zusammenfassend fest: „Eine dynamische Dialektologie, die Gebrauch macht von den die Zeit integrierenden geographischen Modellen der Diffusionsforschung und von soziolinguistischen sowie geographischen Techniken, die die Erfassung von graduell-variablen Phänomenen erlaubt, mag besser (als die Dialektgeographie) dazu fähig sein, einige der Prozesse zu beschreiben und zu erklären, die mit der geographischen Diffusion von sprachlichen Neuerungen zusammenhängen“¹¹.

• Eine Anwendung von Trudgills Überlegungen in der Dialektologie haben Gerritsen/Jansen vorgelegt¹². Dabei beschreiben und erklären sie kontextuell

⁸ Friedhelm DEBUS, Zwischen Mundart und Hochsprache. Ein Beitrag zur Stadtsprache — Stadtmundart und Umgangssprache. In: Zeitschrift für Mundartforschung 29 (1962), S. 1-43.

⁹ HARD, Ein geographisches Simulationsmodell (wie Anm. 6).

¹⁰ Peter TRUDGILL, Linguistic Change and Diffusion: Description and Explanation in Sociolinguistic Dialect Geographie. In: Language in Society 2 (1973), S. 215-246.

¹¹ TRUDGILL, Linguistic Change (wie Anm. 10), S. 245 (übersetzt vom Verf.).

¹² Marinele GERRITSEN/Frank JANSEN, The Interplay between Diachronic Linguistics and Dialectologie: Some Refinement of Trudgill's Formula for Dialect Borrowing. In:

und sozial gesteuerte Lautdiffusionsprozesse, die von Amsterdam ausstrahlen und die nordholländische Dialektlandschaft umgestalten. Alle drei Versuche einer Verbindung von Diffusionsforschung und Beschreibung von Sprachveränderungen im Raum, die von Hard, von Trudgill und von Gerritsen/Jansen, haben ihre Schwächen besonders durch den Zwang, die Zahl der möglicherweise beeinflussenden Faktoren stark zu reduzieren.

Ein allgemeiner Kritikpunkt ist etwa, daß die Annahmen über den Weg der Neuerung durch verschiedene soziale Gruppierungen jeweils benachbarter Orte sehr vereinfacht sind. Man geht dabei von zwei Varietäten aus, wovon die eine zur Standardvarietät tendiert, in den zentralen Orten des jeweiligen Raumes verwendet wird und sich in die umliegenden Orte verbreitet. Die wirklichen Verhältnisse können jedoch viel komplizierter sein. Regionale Diffusion von sprachlichen Neuerungen läuft sozialgruppenspezifisch ab. So übernehmen etwa in dem von uns untersuchten Ort Erftstadt/Erp die aus Erp nach Köln pendelnden Arbeiter dort keineswegs Sprachformen der Standardsprache wie etwa die pendelnden Angestellten, sondern die typisch stadtkölnischen Züge der rheinischen Umgangssprache. Ein sozialräumlicher Diffusionsprozeß, der von einer Stadt ausgeht, kann also ganz verschiedene Diffusionsgegenstände haben. Städte und Dörfer sind gesellschaftlich und sprachlich zu komplex, um als dialektgeographisch-homogene Einheiten betrachtet zu werden¹³.

Hier deuten sich schon die anderen Bereiche an, in denen ebenfalls sprachliche Diffusionen stattfinden: das soziale Beziehungsnetz innerhalb einer Ortsgemeinschaft, das Spektrum an Sprechsituationen, in denen ein Sprecher normalerweise sprachlich handelt, und das Sprachsystem selbst. Diese drei Bereiche bilden ebenfalls 'Räume' oder 'Umgebungen', in denen eine Neuerung an der einen Ecke auftritt und sich in einem langsamen Diffusionsprozeß über das ganze Feld ausbreitet.

Wie sich innerhalb eines Sprachsystems Neuerungen durchsetzen, möchte ich an einem Beispiel veranschaulichen. In dem oben erwähnten Ort Erftstadt/Erp südwestlich von Köln habe ich die Diffusion der standardsprachlichen Lautvariante (b/p) und die Verdrängung der entsprechenden Dialektvariante (v/f) im Sprachsystem der einzelnen Sprecher untersucht. Dabei konnte ich feststellen, daß die Innovation in einer bestimmten Lautkonstellation einsetzt, nämlich immer dann, wenn die Variable (b) nach einem [l] bzw. [r] und im Auslaut steht. Zuerst werden also Wörter und Flexionsformen wie 'Schwalbe' oder 'halb' von dem Diffusionsprozeß betroffen. Dann werden auch inlautende Kombinationen von [l/r] und der (b)-Variable einbezogen und auslautende Positionen von (b) nach Vokalen. Doch erst kurz vor Abschluß des Diffusionsprozesses des

Papers from the 3rd International Conference on Historical Linguistic, hrsg. von J. Peter MAHER u.a., Amsterdam 1982, S. 11-38.

¹³ Siehe hierzu: Klaus J. MATTHEIER, Sprachgebrauch und Urbanisierung. Sprachveränderungen in kleinen Gemeinden im Umfeld großer Städte. In: Mehrsprachigkeit in der Stadtregion. Jahrbuch 1981 des Instituts für Deutsche Sprache, hrsg. von K.-H. BAUSCH, Düsseldorf 1982, S. 87-110.

standardsprachlichen (b/p) durch das dialektale Lautsystem werden Fälle wie 'leben' erfaßt, in denen der Laut in intervokalischer Position steht.

Eine Momentaufnahme des Diffusionsprozesses unter 50 ortsgeborenen Erpern ergab folgendes Bild:

Tabelle 1

Lautumgebung	Beispiel	prozentualer Anteil der standardsprachl. Variante b/p
L #	[hal ^o f]	55.9
L V	[zei ^o və]	46.3
V #	[le:f]	44.4
V V	[lev ə]	20.0

Umgebungsbedingte Steuerung des Diffusionsprozesses des standardsprachlichen Lautkomplexes [b/p] in den dialektalen Lautkomplex [v/f] in Erfstadt/Erp (in Prozent).

V = Vokal, L = Liquida (r,l)

Hier ist das Sprachsystem selbst der 'Raum', in dem Diffusionen von Neuerungen ablaufen. Steuernde Einflüsse auf die Annahme bzw. Abweisung einer Neuerung haben dabei die jeweiligen sprachlichen Vor- und Nachkontexte. Doch ließen sich auch andere Steuerfaktoren denken, etwa die funktionelle Belastung eines Sprachelements oder seine soziale Bewertung¹⁴.

Nicht nur das innersprachliche System bildet einen Diffusionsraum, losgelöst von dem geographischen Raum der klassischen Diffusionsforschung. Auch das soziale Beziehungssystem innerhalb einer Ortsgemeinschaft und das Situationsspektrum bilden Bereiche, innerhalb derer sich sprachliche und auch andere kulturelle Neuerungen langsam durchsetzen.

Bei einem einzelnen Sprecher treten sprachliche Neuerungen in der Regel nicht im gesamten Spektrum seiner sprachlichen Ausdrucksmittel gleichzeitig auf. Sie werden zuerst in einer bestimmten, oft sehr speziellen Situation verwendet. So benutzten Lübecker Kanzleibeamte im 16. Jahrhundert die oberdeutsche Schriftsprache nur in Korrespondenzen mit oberdeutschen Städten. Sonst schrieben und sprachen sie Niederdeutsch. Bei einigen dieser Schreiber, aber auch etwa bei dem Kölner Drucker und Autor Jaspas von Gennep¹⁵, kann man dann in der Folgezeit den langsamen Diffusionsprozeß der

¹⁴ Eine ausführliche Diskussion dieses Beispiels findet sich in Klaus J. MATTHEIER, Sprachveränderungen im Rheinland. Zum Problem der kontextuellen und situativen Steuerung sprachlicher Veränderungsprozesse. In: Sprachvariation und Sprachwandel, hrsg. von Sture URELAND, Tübingen 1980, S. 121-138.

¹⁵ Siehe dazu Wilhelm SCHEEL, Jaspas von Gennep und die Entwicklung der neu-hochdeutschen Schriftsprache in Köln. In: Westdeutsche Zeitschrift, Ergänzungsheft VIII, Trier 1893.

oberdeutschen Schriftsprache über immer mehr Schreibsituationen hinweg beobachten.

Auch in der Gegenwart läßt sich der Diffusionsprozeß der Verwendung der Standardsprache innerhalb verschiedener Kommunikationssituationen gut verfolgen. Diese Entwicklung verläuft entlang einer Skala der Offizialität der Situation. In Dörfern wie dem von uns untersuchten Erp hat der Umschlagpunkt von Dialektgebrauch zu Hochdeutsch-Gebrauch gerade den Bereich der elterlichen Kindererziehung erreicht. In meinem jetzigen Wirkungskreis in der Umgebung von Heidelberg wird die Situation 'Kindererziehung' jedoch noch durchaus im Dialekt abgewickelt.

Eine systematische Diffusionsanalyse von sprachlichen Neuerungen entlang der Skala alltäglicher Lebenssituationen müßte interessante Aufschlüsse über den Übernahmeprozess standardsprachlicher Neuerungen geben.

Tabelle 2

Zeit	Akten und Urkunden aus der erzbischöfl. Kanzlei ohne überregionale Bezüge	Akten und Urkunden aus Kanzleien weltlicher Herrschaften und aus städtischen Kanzleien ohne überregionalen Bezug		Privates Schrifttum aus Köln
		offiziell-formeller Typ	lokaler u. halb-priv. Typ	
1500-10	100. - 94.1	100	100	100
1511-20	94.5- 43.7	100 -23.4	100	-
1521-30	0	100 -10.0	100	-
1531-40	0	100 -41.7	100	-
1541-50	0	100 -40.5	100 -6.9	100
1551-60	0	44.5 -0	100 -0	90.0
1561-70	0	14.8 -0	31.5 -0	70.3
1571-80	0	0	7.7 -0	80.0
1581-90	0	0	0	85.0

Die gesellschaftliche und situativ-stilistische Steuerung des Diffusionsprozesses der oberdeutschen Lautvariante [b/p] in der raumgebundenen Schreibsprache des Kölner Raumes im 16. Jahrhundert¹⁶. Angaben in Prozent des Auftretens kölnischer Varianten im Verhältnis zum Auftreten der (b)-Variable überhaupt.

¹⁶ Es wurden keine Drucke herangezogen. Texte wurden nur verwendet, wenn mindestens 10 Belege vorlagen. Die Analyse basiert auf 123 Texten der oben angegebenen Art.

In einer Ortsgemeinschaft dringen sprachliche Neuerungen ebenfalls zuerst in eine ganz bestimmte soziale Gruppe ein. Das ist normalerweise eine sozial angesehene Gruppe, deren Verhalten von anderen als vorbildlich erachtet werden kann. Doch müssen wir uns zumindest in der Sprachforschung davor hüten, immer die jeweilige soziale Oberschicht als die die Neuerung importierende Gruppe anzusehen. So werden etwa die sprachlichen Neuerungen im frühneuzeitlichen Köln keineswegs vom Patriziat oder den führenden Kaufmannsschichten Kölns getragen, sondern von den schriftorientierten Kreisen der Universität, des Buchdrucker- und Verlagsgewerbes und der Verwaltung. Diese Entwicklung soll abschließend anhand von neu erhobenem Sprachmaterial veranschaulicht werden (siehe Tabelle 2).

Die Variable (b), die hier als Indikator für die Übernahme oberdeutscher Sprachformen allgemein im Kölnischen gilt, wird von 1500 bis 1590 in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Kreisen, die hinter den jeweils verschiedenen Texttypen stehen, in einem langsamen Diffusionsprozeß angenommen. Vor 1500 war diese Neuerung noch nicht vorhanden. Nach 1590 ist sie nur noch im privaten Schrifttum mittelständischen Bürgertums verbreitet¹⁷.

Die hier vorgelegten Bemerkungen zu Diffusionsprozessen in der Sprache konnten nicht mehr als einige Ansätze skizzieren. Dabei kam und kommt es besonders auf zwei Punkte an:

Erstens sollte der Begriff der Diffusion — zumindest was die Sprache angeht — ausgeweitet werden über die Diffusion im sozialgeographischen Raum hinaus auf die Diffusion im Sprachsystem, im Situationsspektrum und im sozialen Beziehungssystem.

Und zweitens sollten die Methoden der Diffusionsforschung eingebracht werden in eine moderne Theorie des Sprachwandels, deren Hauptgegenstand nicht so sehr die Erklärung der Entstehung von Neuerungen, sondern die Beschreibung und Erklärung der Durchsetzungsprozesse von Neuerungen sein sollte.

¹⁷ Siehe dazu ausführlich: Klaus J. MATTHEIER, Sozialgeschichte und Sprachgeschichte in Köln. Überlegungen zur historischen Sprachsoziologie. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 46 (1982), S. 226-253.

Neuerungen in der bäuerlichen Wohnausstattung
Zur Rekonstruktion historischer Innovationsvorgänge

von

Klaus Roth

I.

Innovations- und Diffusionsvorgänge im Bereich der materiellen Volkskultur sind komplexe Prozesse, die im zeitlichen, geographischen und sozialen Raum verlaufen und in der Regel Auswirkungen auf weite Bereiche der Kultur und Lebensweise haben. Ihre Klärung ist daher ein wichtiger Beitrag zur Untersuchung der historischen Alltagskultur, doch erfordert sie einen hohen Forschungsaufwand und die vorherige Lösung einiger methodischer Probleme. Soll nämlich das Prozeßhafte der Innovations- und Diffusionsvorgänge in allen Dimensionen adäquat erfaßt werden, müssen — um zu interpretierbaren und zuverlässigen Ergebnissen gelangen zu können — größere zeitliche, räumliche und soziale Einheiten untersucht, muß also makroanalytisch vorgegangen werden. Die aufgrund dieses Vorgehens und zumeist unter Verwendung statistisch-quantifizierender Methoden gewonnenen Ergebnisse sind jedoch notwendigerweise genereller Natur, sind Mittelwerte, die allgemeinere Tendenzen aufzeigen. Für die Anwendung auf räumliche und soziale Teilsysteme scheinen diese generellen Aussagen dann meistens zu ungenau und von zu geringer Erklärungskraft zu sein, um bei der Erhellung kleinräumiger sozio-kultureller Prozesse eine Hilfe zu bieten.

Soll die sozio-kulturelle Dimension der Innovationsvorgänge in ihrer Auswirkung auf die kleinräumige alltägliche Lebenswelt erfaßt werden, so bietet sich die mikroanalytische Untersuchung dieser kleineren Einheiten (z.B. Haushalte, Nachbarschaften, Gemeinden, Sozialgruppen) in Fallstudien an, bei denen dann eine große Zahl von Kulturelementen mit „weichen“, qualifizierenden Methoden untersucht wird. Diese Fallstudien erbringen wichtige Einblicke in kulturelle Prozesse auf der Mikroebene, doch laufen sie stets Gefahr, die allgemeineren Zusammenhänge und Bedingungen aus den Augen zu verlieren, zu sehr Spezifisches in den Mittelpunkt zu stellen oder gar ihre Ergebnisse (implizit oder explizit) zu generalisieren.

Makroebene und Mikroebene, die globale Entwicklung in größeren Systemen und ihre konkreten Auswirkungen in der kleinräumigen alltäglichen Lebenswelt sind, daran besteht kein Zweifel, in der Realität miteinander verbunden und aufeinander bezogen. Wenn also die beiden Ebenen in den Forschungsarbeiten sehr häufig voneinander losgelöst erscheinen, so liegt hier lediglich ein methodisches Problem volkskundlicher Forschung vor. Volkskundliche Dokumentations- und Forschungsprojekte zielen nämlich bisher entweder auf die großen räumlichen und zeitlichen Zusammenhänge¹ oder aber auf die Betrachtung kleiner und kleinster Einheiten². Die Verbindungen zwischen Makroebene und Mikroebene werden dabei selten, wenn überhaupt, diskutiert.

Welcher Art sind aber die Beziehungen und Verbindungen zwischen den beiden Ebenen? Wie und mit welchen Forschungsansätzen sind sie erfassbar? Sind sie auch für historische Prozesse noch zu ermitteln? Welche Relevanz haben die auf der einen Ebene gewonnenen Ergebnisse für die andere Ebene?

Anhand der Analyse historischen Quellenmaterials des 17. und 18. Jahrhunderts soll im folgenden einerseits ein Beitrag zur Innovationsforschung im Bereich der historischen Sachkultur geleistet werden, andererseits ist es aber ein zentrales Anliegen, zur Klärung der Art der Beziehungen zwischen Makro- und Mikroebene beizutragen.

II.

Die Rekonstruktion historischer Innovationsvorgänge muß notwendigerweise auf Quellen basieren, die für genügend große Zeiträume und Regionen in großer Zahl vorliegen und detaillierte Informationen über die materielle Kultur enthalten. Die wohl einzige Quellengruppe, die diese Voraussetzungen erfüllt, sind die Nachlaßverzeichnisse oder -inventare. Ihre Bedeutung für die Volkskunde wie auch für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte ist in den letzten Jahren zunehmend erkannt worden³; ihr Quellenwert wie auch die quellenkritischen Probleme wurden inzwischen mehrfach diskutiert⁴. Grundlage der

¹ Z.B. der 'Atlas der deutschen Volkskunde' und ähnliche Projekte, Untersuchungen im Rahmen der Kulturraumforschung sowie (in der Erzählforschung) Studien nach der 'Finnischen Methode'.

² Erwähnt seien neben Gemeindestudien Untersuchungen kleiner Gruppen und Organisationen (Vereine u.ä.).

³ Ad VAN DER WOUDE/Anton SCHUURMAN (Hrsg.), *Probate Inventories. A new source for the historical study of wealth, material culture and agricultural development*. Wageningen 1980 (= A.A.G. Bijdragen 23).

⁴ Ruth-E. MOHRMANN, *Archivalische Quellen zur Sachkultur*. In: *Geschichte der Alltagskultur*, hrsg. von Günter WIEGELMANN, Münster 1980, S. 69-86. — Klaus ROTH, *Die Eingliederung neuen Mobiliars und Hausrats im südlichen Münsterland im 17. bis 19. Jahrhundert*. In: *Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit*, hrsg. von Günter WIEGELMANN. Münster 1978, S. 249-295, hier: S. 250-262. — DERS., *Ländliches*

folgenden Untersuchung ist eine größere Zahl münsterländischer 'Sterbfallinventare' aus dem Zeitraum 1596-1809. Sterbfallinventare sind Verzeichnisse der mobilen Habe eigenbehöriger Bauern, die nach deren Ableben bzw. bei vorzeitiger Hofübergabe von grundherrlicher Seite angelegt wurden; diese Inventarisierung bildete die Bemessungsgrundlage für den Anspruch des Grundherrn auf die Hälfte aller Mobilien und Moventien, den 'Sterbfall' (mortuarium)⁵. Diese in sehr großen Mengen erhaltenen Inventare sind im Münsterland relativ einheitlich, detailliert und auch — abgesehen von einigen Ausnahmen⁶ — recht vollständig aufgenommen worden; der Wert dieser Quelle ist aber für jede Region neu zu ermitteln⁷. Mögliche Einschränkungen hinsichtlich der Vollständigkeit der Inventare ergeben sich aus dem Anlaß der Inventarisierung, deren Ziel, die Erhebung einer Besitzerwechselabgabe, den Bauern in einen Interessensgegensatz zum Grundherrn stellte; für den engeren Bereich der Wohnausstattung, so habe ich zeigen können⁸, ist diese Tatsache aber von geringerer Bedeutung. Problematischer für die Auswertung der Inventare ist, daß trotz der hohen Gesamtzahl der Inventare die einzelnen Zeitabschnitte, Räume und Sozialschichten eine unterschiedliche Überlieferungsdichte aufweisen (s. Abb. 2); dieser Umstand ist besonders bei der Interpretation der Ergebnisse für das 17. Jahrhundert zu berücksichtigen.

Die Repräsentativität des erhobenen Samples von 1.436 Inventaren für den Untersuchungsraum von 27 ländlichen Gemeinden scheint durch die Herkunft der Quellen aus 15 verschiedenen Archivbeständen und durch den hohen Anteil der quellenmäßig erfaßten gegenüber den insgesamt vorhandenen Höfen gewährleistet zu sein. Die ausgewählten Gemeinden sind in drei Streifen gelegen, die sich von Münster nach Süden⁹, Norden¹⁰ und Westen¹¹ jeweils 35-50 km erstrecken.

Wohninventar im Münsterland um 1800. In: Archiv für Sozialgeschichte 19 (1979), S. 389-423, hier, S. 391-398. — Christiane HOMOET/Dietmar SAUERMANN/Joachim SCHEPERS, Sterbfallinventare des Stiftes Quernheim (1525-1808). Münster 1982.

⁵ Zum 'Sterbfall': Arnulf JÜRGENS, Bäuerliche Rechtsverhältnisse des ausgehenden 18. Jahrhunderts in Westfalen und im östlichen Preußen. In: Westfälische Zeitschrift 126/27 (1976/77) S. 91-139. — ROTH, Eingliederung (wie Anm. 4), S. 251f. — HOMOET u.a., Sterbfallinventare (wie Anm. 4), S. 7-30.

⁶ Einfaches hölzernes und irdenes Eßgerät wurde — wahrscheinlich wegen seines geringen Wertes — nicht regelmäßig in die Inventarisierung aufgenommen; hierzu und zum Verheimlichen von Mobiliar: ROTH, Ländliches Wohninventar (wie Anm. 4), S. 396f.

⁷ Ebd.

⁸ Für die Sterbfallinventare des Stifts Quernheim kommen Homoet, Sauer mann und Schepers hinsichtlich der Vollständigkeit zu eher negativen Ergebnissen, die jedoch auf das Münsterland nur bedingt übertragbar sind: HOMOET u.a., Sterbfallinventare (wie Anm. 4), S. 29f.

⁹ Die 9 Kirchspiele Lamberti, Hiltrup, Amelsbüren, Venne, Senden, Ottmarsbocholt, Lüdinghausen, Seppenrade und Olfen.

¹⁰ Die 7 Kirchspiele Überwasser, Sankt Mauritz, Handorf, Gimfte, Greven, Saerbeck und Riesenbeck.

Trotz der angeführten partiellen Einschränkungen bieten die aus den Inventaren gewonnenen Daten eine breite und — wie sich in den bisherigen Untersuchungen gezeigt hat — verlässliche Basis für die Untersuchung der Entwicklung der materiellen Wohnkultur. Auf diesen engeren Bereich der Wohnausstattung bäuerlicher Haushalte sollen sich die folgenden Ausführungen beschränken.

III.

Die erste Übernahme einer Neuerung in einem kulturellen System markiert den Beginn von Prozessen der Adoption und Diffusion, möglicherweise aber auch der Ablehnung dieser Novation. Der genaue Zeitpunkt der ersten Übernahme von Novationen ist nun in den Nachlaßverzeichnissen grundsätzlich nicht zu fassen, da diese zum Zeitpunkt des Ablebens angelegt wurden, doch läßt sich mit einiger Sicherheit erschließen, daß bei *Novationen* die Anschaffung im Durchschnitt nur knapp zehn Jahre vor der Verzeichnung im Inventar liegt¹². Diese zeitliche Differenz zwischen Erstübernahme und Ersterwähnung von Novationen ist bei den folgenden Darstellungen stets zu berücksichtigen.

Auf der Grundlage von 690 Inventaren aus fünf Kirchspielen des südlichen Münsterlandes ergab sich in einer früheren Untersuchung¹³, daß die Ersterwähnungen von Novationen in den Inventaren keineswegs gleichmäßig aufeinander folgen, sondern vielmehr phasenhaft gehäuft auftreten. Für 40 ausgesuchte wichtige Gegenstände ergaben sich fünf Ersterwählungsphasen, die auf — knapp zehn Jahre früher liegende — Novationsphasen in der bäuerlichen Wohnausstattung hinweisen. War die erste Phase zu Beginn des 17. Jahrhunderts wegen der geringen Zahl an frühen Inventaren nicht klar zu bestimmen, so hoben sich die nächsten Phasen (1630-1650 und 1670-1685) schon deutlicher hervor; ein noch klareres Bild bot sich im 18. Jahrhundert: Nach einer Novationsphase zu Beginn des Jahrhunderts erscheint für fast ein halbes Jahrhundert keine Novation in Hunderten von Inventaren, bis dann 1775-1800 eine mächtige Welle der Erneuerung den bäuerlichen Wohnbereich nachhaltig veränderte (s. Abb. 1).

Um nun zu überprüfen, ob es sich bei dieser ersten Untersuchung um zufällige, nur für das kleinere Untersuchungsgebiet und die ausgewählten Novationen spezifische Ergebnisse ohne allgemeinere Gültigkeit handelt, wurde die Berechnung an den 1.436 Inventaren aus 27 Gemeinden auf der Grundlage von 134 Gegenständen erneut durchgeführt. Die Zahl der Gegenstände ist

¹¹ Die 11 Kirchspiele Nienberge, Albachten, Roxel, Bösensell, Havixbeck, Nottuln, Billerbeck, Darup, Coesfeld, Gescher und Südlohn.

¹² ROTH, Eingliederung (wie Anm. 4), S. 262.

¹³ Ebd.

Abbildung 1

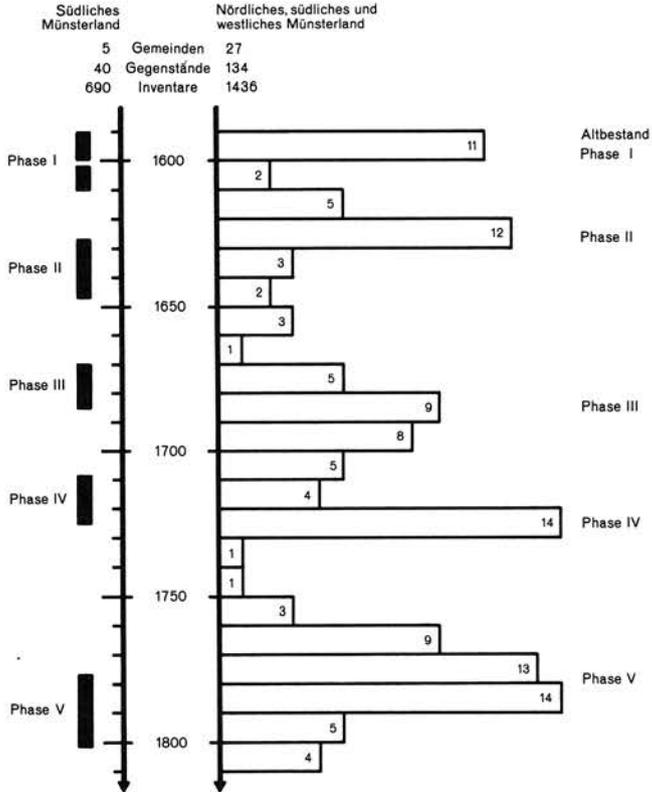


Abb. 1: Ersterwähnung von Gegenständen der Wohnausstattung (pro Jahrzehnt) in bäuerlichen Sterbfallinventaren des Münsterlandes.

dadurch so hoch, daß Neuerungen im Material, in der Form oder in der Anzahl weitgehend mitberücksichtigt wurden. So sind, um ein Beispiel zu geben 'Teller', 'Teller im (halben) Dutzend', 'Zinnteller', 'Zinnteller im (halben) Dutzend', 'Porzellanteller' und 'Porzellanteller im (halben) Dutzend' jeweils getrennt als eine Novation gewertet worden.

Trotz der dreifachen quantitativen Ausweitung ergibt sich nun wiederum ein überraschend deutlich phasenhaftes Auftreten der Ersterwähnungen. Die Unterschiede zwischen den Minima und Maxima (pro Jahrzehnt) sind extrem ausgeprägt (s. Abb. 1). Darüber hinaus zeigen sich in der Dauer und Abfolge der Phase weitestgehende Übereinstimmungen mit den Ergebnissen für das südliche Münsterland. Abweichungen bestehen vor allem in dem zumeist früheren Einsetzen und der größeren Länge der Phase für den größeren Untersuchungsraum, was aber durch die weitaus größere Zahl der Gemeinden, der Inventare und vor allem der einbezogenen Gegenstände hinlänglich erklärt zu sein scheint. Die ohnehin unklar ausgeprägte Phase I ist mit dem am Ende des 16. Jahrhunderts bereits vorhandenen Altbestand an Mobiliar verschmolzen. Hier kann nur die Einbeziehung noch früherer Inventare Klarheit verschaffen; solche Inventare konnten jedoch bisher für das Untersuchungsgebiet nicht gefunden werden. Phase II liegt insgesamt etwa 10 Jahre früher und bringt etwa 20 Neuerungen. Die drei Ersterwähnungen im Jahrzehnt 1650-1659 finden sich in einem außergewöhnlichen Inventar aus dem Jahre 1657; zum Zeitraum 1596-1659 ist anzumerken, daß die Ergebnisse hier die geringste Zuverlässigkeit haben, da nur insgesamt 54 Inventare vorliegen (s. Abb. 2). Phase III setzt — wohl wegen der Auswirkungen des 30jährigen Krieges — unverändert um 1670 ein und bringt 27 Neuerungen; sie dauert jedoch länger an und geht — nach einem Zwischentief — über in Phase IV, die 18 Neuerungen bringt. Nach mehr als zwei Jahrzehnten fast ohne jegliche Novation in über 200 Inventaren (s. Abb. 2) setzt nun Phase V zögernd bereits nach 1750 ein und bringt bis zum Ende des Jahrhunderts 44 Novationen. Am Ende des Beobachtungszeitraumes zeichnet sich der Beginn einer nächsten Phase im frühen 19. Jahrhundert ab, doch können wegen des Aussetzens der Quellen die Innovationsvorgänge nicht weiter verfolgt werden.

Für die bäuerliche Bevölkerung des Untersuchungsgebietes (und damit wohl des ganzen Münsterlandes) kann somit als gesichert gelten, daß alle Novationen im Bereich der Wohnausstattung im 17. und 18. Jahrhundert in Schüben in die Haushalte übernommen wurden und daß diese Novationsphasen jeweils von Phasen des fast völligen Fehlens von Erstübernahmen abgelöst wurden. Welchen Aussage- und Erklärungswert hat nun dieses Ergebnis, das sich auf die Gesamtheit der bäuerlichen Bevölkerung in einem ziemlich großen Gebiet bezieht, für die Erhellung von Innovationsprozessen in kleineren Einheiten? Zwar sind alle untersuchten Höfe dem gleichen politisch-herrschaftlichen, sozio-ökonomischen und auch kulturellen Großsystem des damaligen Fürstbistums Münster (Hochstift) zugeordnet, doch kann kein Zweifel daran bestehen, daß für den einzelnen Hof bei der Übernahme von Neuerungen

Abbildung 2

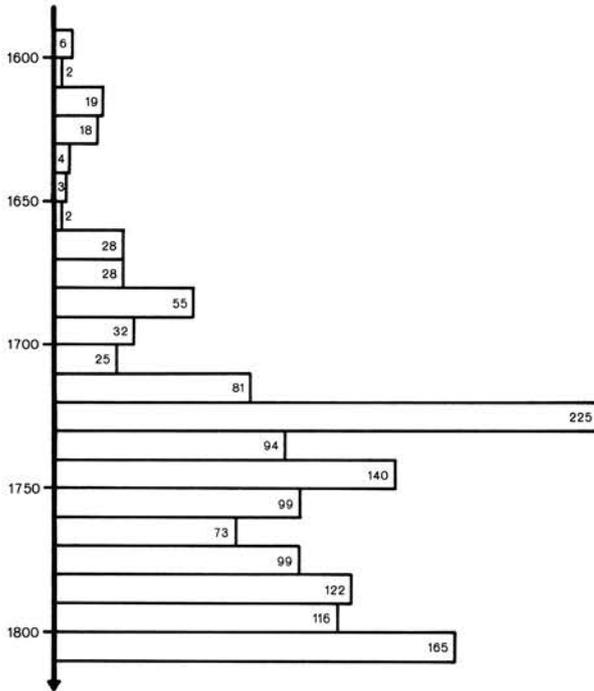


Abb. 2: Verteilung der Sterbfallinventare auf Jahrzehnte (1596-1809).

vorrangig die kleinräumige Einbindung in Teilsysteme wie Gemeinde und Nachbargemeinden, Bauerschaft und Sozialgruppe (bzw. Hofklasse) von Bedeutung war. Für den einzelnen Schulzen, Erben oder Kötter war es entscheidend, ob die sozialen 'peers' oder die nächsthöhere Schicht in seiner Gemeinde oder den Nachbargemeinden bereits eine repräsentative Koffertruhe, Zinngeschirr oder Eßbesteck, eine Uhr oder Kaffeegeschirr besaßen. Für die Rekonstruktion von Innovationsprozessen folgt daraus, daß der Beginn und der weitere Verlauf der Diffusion von Neuerungen nicht nur für das Gesamtsystem, sondern auch für dessen Teilsysteme ermittelt werden müssen, da sie die Grundlage bilden für kulturelle Prozesse auf der Mikroebene. Im folgenden soll daher das innovative Verhalten einiger Teilsysteme exemplarisch dargestellt und mit dem ermittelten Innovationsverhalten des Gesamtsystems verglichen werden.

Die im Spätmittelalter entstandenen bäuerlichen Hofklassen haben nahezu unverändert über Jahrhunderte ihre rechtliche, ökonomische und soziale Relevanz behalten. Es erscheint daher sinnvoll, die Hofklassen als soziale Teilsysteme zu betrachten und auf ihr jeweiliges innovatives Verhalten zu untersuchen. Für diesen Vergleich wurden die Höfe zu vier Hauptklassen zusammengefaßt¹⁴, da genauer differenzierende Angaben nur für einige Gemeinden vorliegen und zudem die Zahl der Inventare je Hofklasse zu klein werden würde. Die folgende Liste der Ersterwähnungsdaten einiger wichtiger Novationen ergibt nun für diese vier Hauptklassen folgendes Bild:

Gegenstand	Schulzen	Erben	Kötter	Brinklieger
Schapp	1628	1629	1666	1717
Kleiderschapp	1705	1688	1721	—
Koffertruhe	1706	1705	1721	1773
Lehnstuhl	1720	1776	—	—
Bettwerk aus Baumseide	1705	1711	1728	—
Servietten	1692	1684	1721	—
Pottofen	1778	1777	1797	—
Tischlaken	1628	1684	1721	1788
Kaffeekessel	1778	1781	1780	—
Salzfaß (Holz)	1628	1628	1666	1717
Zinnschüsseln (im Dutzend)	1705	1729	1806	—
Zinnteller	1692	1684	1721	1807
Zinnlöffel	1720	1725	1770	—
Vorlegelöffel	1771	1776	1788	—
Uhr	1722	1713	1721	1807

¹⁴ 'Erben' sind mit 'Halberben', 'Kötter' mit 'Pferdeköttern' und 'Brinklieger' mit 'Brinksitzern' zusammengefaßt.

Bereits diese kurze Liste macht deutlich, daß die Unterschiede zwischen den einzelnen Hofklassen in der Bereitschaft und Fähigkeit, Neuerungen zu übernehmen, z.T. sehr groß sind. Während einige Gegenstände von den Schulzen, Erben und Köttern kurz nacheinander erstmals übernommen werden, liegen bei vielen anderen Gegenständen Jahrzehnte oder sogar ein Jahrhundert zwischen den ersten Übernahmen; zahlreiche Neuerungen werden von einigen Hofklassen bis 1809 (und später) überhaupt nicht übernommen. Manche der späten Ersterwähnungen sind allerdings auf Lücken in der Quellenüberlieferung zurückzuführen (so fehlen für die Brinklieger Inventare aus dem 17. Jahrhundert und für die Schulzen liegen vor 1690 nur äußerst wenige Inventare vor).

Die Unterschiede im innovativen Verhalten der Hofklassen werden noch deutlicher, wenn man für jede Hofklasse die Zahl der Fälle ermittelt, in denen sie eine Neuerung als erste übernommen hat. Im Zeitraum 1690-1809, aus dem von allen Hofklassen Inventare vorliegen, haben die Schulzen 40, die Erben ebenfalls 40, die Kötter 12 und die Brinklieger keinen Gegenstand als erste übernommen. Die gleiche Zahl von Erstübernahmen bei Schulzen und Erben ist angesichts des hohen Sozialstatus und der Wirtschaftskraft der Schulzen überraschend; sie scheinen aber ein früheres Ergebnis zu bestätigen¹⁵, nach dem die Erben die relativ innovationsfreudigste Hofklasse sind. Entsprechende Unterschiede bestehen zwischen den Hofklassen auch in der Gesamtzahl der bis 1809 übernommenen Gegenstände: Schulzen 113, Erben 25, Kötter 106 und Brinklieger nur 24 Gegenstände.

Angesichts dieser erheblichen Unterschiede zwischen den Hofklassen in der Übernahme von Neuerungen erhebt sich die berechtigte Frage, welchen Wert die Ermittlung der Novationsphasen für das Gesamtsystem denn überhaupt hat. Die für dieses System gewonnenen Ergebnisse sind zweifellos in ihrer Prägnanz beeindruckend und sind durch die Einbeziehung einer großen Zahl von Quellen statistisch gut abgesichert. Für globale Erklärungsversuche bilden sie eine zuverlässige Grundlage: Sie können erfolgreich mit den Kurven der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung, der Löhne und der Getreidepreise, mit Kriegen, Notzeiten und Epidemien korreliert und mit den Novationsphasen in anderen Regionen verglichen werden¹⁶. Welchen Erklärungswert haben aber diese globalen Aussagen, wenn auf der Ebene der Teilsysteme derart gravierende Unterschiede bestehen, wenn also das Gesamtsystem und seine Teilsysteme so sehr divergieren?

Einen ersten Hinweis auf die Art der Zusammenhänge zwischen Gesamtsystem und Teilsystemen ergibt bereits die obige Liste einiger Ersterwähnungsdaten. Es fällt auf, daß die Liste trotz der z.T. großen zeitlichen

¹⁵ ROTH, Eingliederung (wie Anm. 4), S. 272-274.

¹⁶ Günter WIEGELMANN, Novationsphasen der ländlichen Sachkultur Nordwestdeutschlands seit 1500. In: Zeitschrift für Volkskunde 72 (1976), S. 177-200. — Berthold HEIZMANN, Novationsphasen der ländlichen Möbelkultur in Minden-Ravensberg. Münster 1981.

Differenzen zwischen den Hofklassen keine Jahreszahl enthält, die nicht in die für das Gesamtgebiet ermittelten Novationsphasen fällt. Dieses erste Ergebnis wird vollauf bestätigt durch die Kurven der Ersterwähnungsdaten aller vier Hofklassen (s. Abb. 3). Es zeigt sich eine erstaunliche Übereinstimmung einerseits zwischen den vier Kurven und andererseits mit der Kurve für das Gesamtgebiet (s. Abb. 1). Schwierigkeiten ergeben sich allein durch das Fehlen von Schulzen- und Brinkliegerinventaren im 17. Jahrhundert, wodurch dann beim verspäteten Einsetzen der Quellenüberlieferung eine überstarke Häufung der Ersterwähnungsdaten entsteht (Schulzen 1620-29, 1690-99, Brinklieger 1700-1709). Diese Jahrzehnte dürfen daher nicht in die Bewertung einbezogen werden. Auch die Häufung von Ersterwähnungen bei den Köttern zwischen 1650 und 1669 ist auf Unregelmäßigkeiten in der Quellenüberlieferung zurückzuführen.

Abgesehen von diesen quellenbedingten Anomalien zeigt sich — besonders im wesentlich dichter mit Inventaren belegten 18. Jahrhundert — eine beachtliche Regelmäßigkeit. Die Phasen haben nahezu die gleiche Länge, und ihre Höhepunkte liegen fast gleichzeitig; bei den Schulzen und den Erben setzen allerdings die Novationsphasen — wie zu erwarten — etwas früher ein, während die Kötter erst im letzten Jahrzehnt einer Phase Neuerungen gehäuft übernehmen. Dann allerdings bricht bei allen Hofklassen die Übernahme von Neuerungen ziemlich gleichzeitig ab.

Dieser Widerspruch zwischen z.T. sehr ungleichzeitiger Erstübernahme von Neuerungen und fast gleichartigem, phasenhaftem Innovationsverhalten, zwischen eigenständiger Entwicklung und Abhängigkeit, zwischen Differenzierung und Einheitlichkeit scheint sich damit für die bäuerliche Bevölkerung des Münsterlandes auf folgende Weise zu klären: Das Gesamtsystem gibt den Rahmen, die ökonomische „Großwetterlage“ der für die Übernahme von Neuerungen günstigen und ungünstigen Perioden, die auf die Teilsysteme ausstrahlt; die Glieder der Teilsysteme richten sich in ihrem innovativen Verhalten zum einen nach diesen allgemeinen Rahmenbedingungen, zum anderen nach ihren eigenen sozio-ökonomischen Möglichkeiten und „steigen“ in der ihnen möglichen Phase in die innovative Entwicklung „ein“. Das Schapp wurde von den Schulzen und Erben in Phase II, von den Köttern in Phase III und von den Brinkliegern in Phase IV erstmals übernommen; der Kleiderschrank erscheint bei den Erben erstmals in Phase III, bei den Schulzen und Köttern in Phase IV, den Pferdeköttern in Phase V und bei den Brinkliegern bis 1809 überhaupt nicht. Bei einigen Neuerungen allerdings vollzog sich die Übernahme in die Hofklassen rasch nacheinander bereits in einer Phase: Kaffee- und Teegeschrir fand in Phase V Eingang in die Haushalte der Schulzen, Erben und Kötter.

Eine analoge Entwicklung zeigt sich nun auch hinsichtlich räumlicher Teilsysteme. Für die einzelnen Gemeinden liegen — trotz der hohen Gesamtzahl an Quellen — zu wenige Inventare vor, um für jedes Jahrzehnt hinreichend

Abbildung 3

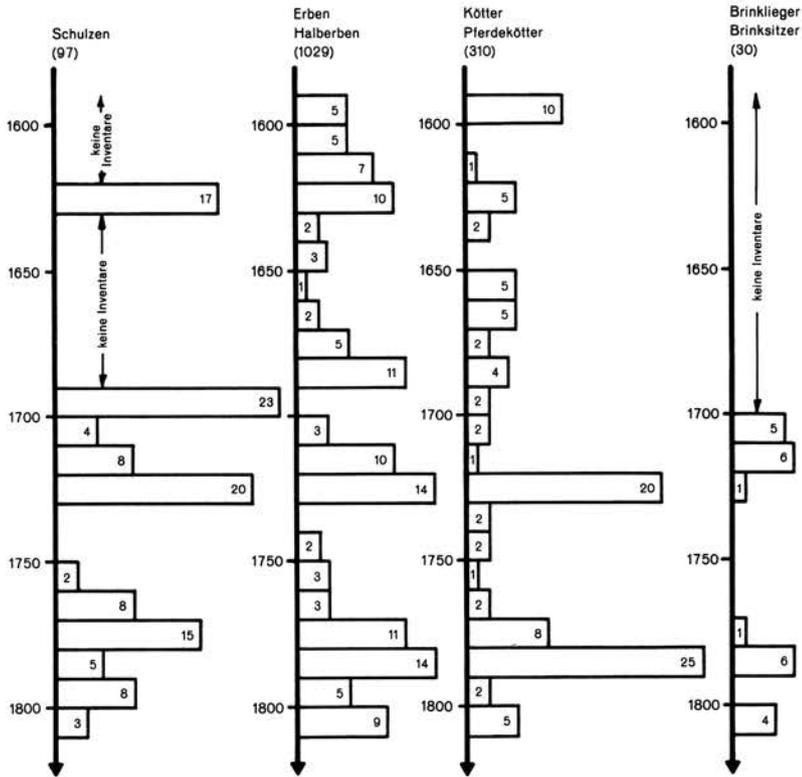


Abb. 3: Ersterwähnung von Gegenständen der Wohnausstattung in den bäuerlichen Hofklassen.

verlässliche Aussagen zu gewinnen. Aus diesem Grund wurden für die folgende Gegenüberstellung jeweils vier benachbarte Gemeinden zusammengefaßt, die als räumliche Teilsysteme gelten können: die Kirchspiele Überwasser, Sankt Maurit, Gimbe und Greven im Norden von Münster, die Kirchspiele Nienberge, Roxel, Havixbeck und Bösensell im Westen und schließlich die Kirchspiele Senden, Ottmarsbocholt, Lüdinghausen und Seppenrade im Süden¹⁷. Wieder zeigt sich das gleiche Ergebnis wie bei den Hofklassen: Die Unterschiede zwischen den Teilsystemen im Zeitpunkt und der Zahl der Übernahmen von Neuerungen sind beachtlich. Für den Zeitraum von 1690-1809, der wegen der geringen Zahl von Quellen im 17. Jahrhundert für den Vergleich zugrunde gelegt werden muß, ergibt sich, daß die stadtnahen Gemeinden im Norden und im Westen von Münster jeweils etwa 35 Novationen als erste übernehmen, daß aber das stadtfornere südliche Münsterland weitaus weniger innovativ ist: In den vier südlichen Gemeinden werden in diesem Zeitraum nur etwa 20 Neuerungen zuerst übernommen und zahlreiche Novationen tauchen dort in den Inventaren bis 1809 überhaupt nicht auf.

Trotz dieser — aufgrund der räumlichen Lage zum Zentrum Münster zu erwartenden¹⁸ — Unterschiede in der Übernahme von Novationen ergibt sich jedoch wiederum, daß die räumlichen Teilsysteme ein Innovationsverhalten haben, das sich in die großräumige Gesamtentwicklung fügt. Die Neuerungen werden weitgehend nur in den für das ganze Gebiet ermittelten Novationsphasen übernommen (s. Abb. 4); lediglich bei den stadtnahen Gemeinden ergibt sich 1740-1749 bzw. 1750-1759 eine unerwartete Häufung von Ersterwähnungen, die durch einige wenige außergewöhnliche Inventare stadtnaher Haushalte bedingt ist.

Der Umfang dieses Beitrages gestattet nicht die Präsentation weiterer Beispiele; es sei jedoch darauf hingewiesen, daß auch für andere Gemeindeguppen und — soweit die Quellen es erlauben — auch für einzelne Gemeinden sich vergleichbare Ergebnisse abzeichnen. Hinzugefügt sei noch, daß auch die der Erstübernahme folgenden Diffusionsverläufe im Gesamtsystem und den Teilsystemen ähnliche Regelmäßigkeiten zeigen, auf die hier jedoch nicht mehr eingegangen werden kann.

IV.

Die Erstübernahme von Neuerungen in der Gesamtheit der bäuerlichen Haushalte des Münsterlandes und in den sozialen und räumlichen Teilsystemen, so lassen sich die Ergebnisse zusammenfassen, geschah in einer Weise, die die Art

¹⁷ Die vier südlichen Kirchspiele entsprechen weitgehend dem früheren Untersuchungsgebiet 'südliches Münsterland': ROTH, Eingliederung (wie Anm. 4), S. 250.

¹⁸ ROTH, Ländliches Wohninventar (wie Anm. 4), S. 414-416.

Abbildung 4

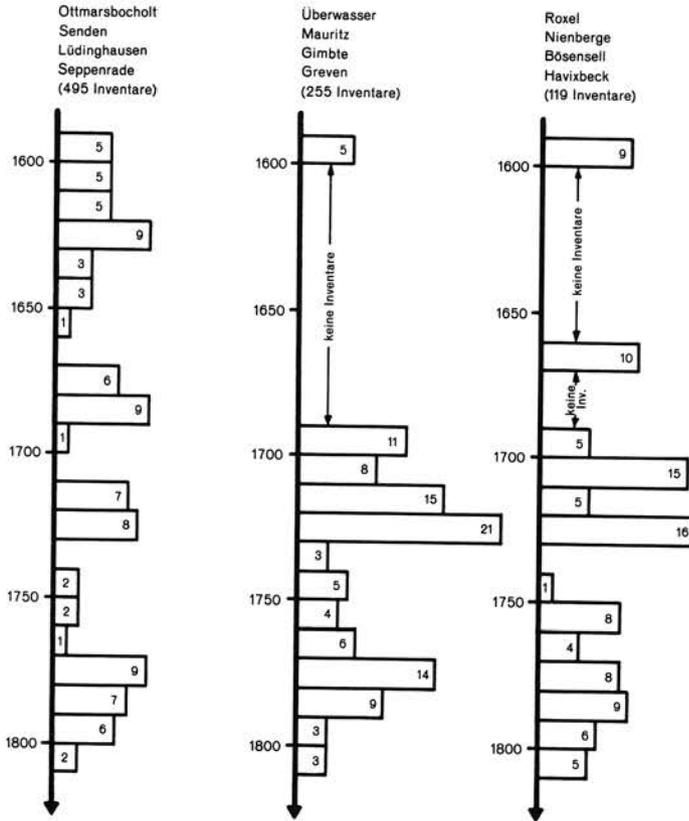


Abb. 4: Ersterwähnung von Gegenständen der Wohnausstattung in drei Gruppen von benachbarten Gemeinden.

der Abhängigkeit zwischen Makroebene und Mikroebene überzeugend veranschaulicht. Trotz der teilweise großen Unterschiede zwischen den Teilsystemen in der Anzahl und dem Zeitpunkt der Übernahme von Novationen zeigt sich, daß die Phasenhaftigkeit der Übernahmen von Neuerungen auf der Makroebene ihre weitestgehende Entsprechung auf der Ebene kleinerer Einheiten findet. Sollte sich dieses Ergebnis in Untersuchungen anderer Regionen bestätigen, so ergibt sich für die Rekonstruktion historischer Innovationsprozesse, daß Ergebnisse makroanalytischer Untersuchungen durchaus Erklärungswert für kleinere Einheiten haben, wenn die für diese Teilsysteme relevanten Bedingungen berücksichtigt werden. Die vorliegende Untersuchung zeigt, daß die empirisch leicht faßbaren Faktoren Raum und Sozialgruppe bereits den größten Teil der in den Quellen auftretenden Variation erklären¹⁹.

Für die gegenwartsbezogene Innovations- und Diffusionsforschung (z.B. in den Wirtschaftswissenschaften) sind diese Zusammenhänge zwischen Makroebene und Mikroebene keineswegs neu; die Beziehungen zwischen globaler Wirtschaftsentwicklung und konkretem Konsumverhalten einzelner gesellschaftlicher Gruppen sind dafür ein überzeugendes und empirisch nachprüfbares Beispiel. Im vorliegenden Beitrag ging es darum, zu zeigen, daß sich diese Zusammenhänge auch für historische Prozesse im Bereich der materiellen Volkskultur sehr prägnant nachweisen lassen, wenn nur eine genügend große Zahl von Quellen vorhanden ist und systematisch ausgewertet wird.

¹⁹ Es liegt nahe, die gewonnenen Ergebnisse zur Phasenhaftigkeit sowie zur sozio-ökonomischen und räumlichen Differenzierung des innovativen Verhaltens in Beziehung zu setzen zu den Thesen der Kulturfixierungstheorie; Günter WIEGELMANN, Wirtschaftslagen und kulturelles Verhalten. Die schwedische „Kulturfixierungstheorie“ in der internationalen Diskussion. In: Saga och Sed 1982, S. 225-251.

Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland

Heft 1, Knechte und Mägde in Westfalen um 1900, herausgegeben von Dietmar Saueremann, 1979, 2. Auflage, 173 S., DM 12,80.

Heft 2, Engel an Ravensberger Bauernhäusern, von Gertrud Angermann (vergriffen).

Heft 3, Töpferei in Nordwestdeutschland, herausgegeben von Wingolf Lehnemann, Vorträge, gehalten auf der Jahrestagung 1974 der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, 2. Auflage, 291 S., 130 Abb. i. Text, DM 19,80.

Heft 4, Töpferei in Schermbek, von Helmut Müller, (vergriffen).

Heft 5, Städtisches Fastnachtsbrauchtum in West- und Ostwestfalen, von Norbert Humburg. Seine Entwicklung vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, 1976, 434 S., DM 13,50.

Heft 6, Weihnachten in Westfalen um 1900, herausgegeben von Dietmar Saueremann. Berichte aus dem Archiv für westfälische Volkskunde. 1979, 2. Auflage, 262 S., 31 Abb., DM 14,80.

Heft 7, Handwerk und Kleinstadt, von Hermann Kaiser. Das Beispiel Rheine, 1978, VIII, 501 S., mit vielen Tabellen, DM 19,80.

Heft 8, Historische Hausforschung, von Konrad Bedal. Eine Einführung in Arbeitsweisen, Terminologie und Literatur, 1978, VI, 186 S., mit 23 Tafeln u. 32 Abb., DM 19,80.

Heft 9, Kulturelle Stadt-Land-Beziehungen in der Neuzeit, herausgegeben von Günter Wiegelmann, 1978, VI, 337 S., m. Abb. u. Tabellen im Text, DM 19,80.

Heft 10, Türkische Arbeiter in Münster, von Halil Narman. Ein Beitrag zum Problem der temporären Akkulturation, 1978, X, 176 S. m. 64 Tabellen im Text, DM 16,80.

Heft 11, Bibliographie zum Schützenwesen in Westfalen, bearbeitet von Gerda Osthoff, 1979, VI, 126 S., DM 12,80.

Heft 12, Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung, von Volker Gläntzer, 1980, 306 S. m. 41 Abb., DM 19,80.

Heft 13, Gemeinde im Wandel, herausgegeben von Günter Wiegelmann. Volkskundliche Gemeindestudien in Europa, 1979, 215 S. m. Abb. im Text, DM 14,80 (vergriffen).

Heft 14, Fachwerkbauten in Westfalen vor 1600, von Fred Kaspar, 1978, VI, 130 S., 47 Abb. u. Tafeln, 1 Faltkarte, DM 16,80 (vergriffen).

Heft 15, Mode und Tracht, von Martha Bringemeier. Beiträge zur geistesgeschichtlichen und volkskundlichen Kleidungsforschung, 1980, 302 S. m. v. Abb. i. Text, DM 19,80.

Heft 16, Die Arbeit der Volkskundlichen Kommission für Westfalen 1928-1978 (in Vorbereitung).

Heft 17, Autobiographische Aufzeichnungen des münsterländischen Bauern Philipp Richter (1815-1880), herausgegeben von Helmut Müller, 1979, III, 76 S. m. Abb. u. Taf., DM 9,80 (vergriffen).

Heft 18, Nachbarschaften und Vereine in Ahaus, von Burkhard Schwing. Studien zur Kultur und Bedeutung organisierter Gruppen, 1979, 671 S., DM 29,80.

Heft 19, Novationsphasen der ländlichen Möbelkultur in Minden-Ravensberg, von Berthold Heizmann, 1981, VIII, 216 S., 39 Abb. a. Taf., DM 19,80.

Heft 20, Häuser und Mobiliar in einem westfälischen Dorf, von Bernhard Klocke, 1980, 262 S. m. 35 S. Abb., DM 19,80.

Heft 21, Geschichte der Alltagskultur, herausgegeben von Günter Wiegelmann, 1980, 174 S. m. Abb. u. Tabellen im Text, DM 14,80 (vergriffen).

Heft 22, Bäuerliches Brotbacken in Westfalen, herausgegeben von Martha Bringemeier, 1980, 136 S., DM 12,80.

Heft 23, Aus dem Leben eines Heuerlings und Arbeiters. Rudolf Dunkmann berichtet, herausgegeben von Dietmar Saueremann, 1980, 178 S., m. 24 S. Abb., DM 14,80.

Heft 24, Hattingen, von Fred Kaspar und Karoline Terlau. Zum Baubestand einer westfälischen Kleinstadt vor 1700, 1980, VI, 323 S. m. Abb. i. Text und 4 Karten in Falttasche, DM 19,80.

Heft 25, Aus dem Leben einer Bäuerin im Münsterland, herausgegeben von Renate Brockpähler, 1981, VII, 192 S. u. 54 Abb. a. Taf., DM 16,80.

Heft 26, Westfalen in der Neuen Welt, von Walter D. Kamphoefner. Eine Sozialgeschichte der Auswanderung im 19. Jahrhundert. 1982, 211 S., 40 Abb. a. Taf., DM 19,80.

Heft 27, Land-Stadt-Beziehungen, von Gertrud Angermann. Bielefeld und sein Umland. 1760-1860, unter besonderer Berücksichtigung von Markenteilungen und Hausbau, 1982, 400 S. m. 51 Tab., 7 Ktn. und 8 Schaubildern, 36 Abb. a. Taf., DM 24,80.

Heft 28, Die Kornfrage in Mitteleuropa, von Uwe Meiners. Wort- und sachkundliche Studien zur Geschichte einer frühen landwirtschaftlichen Maschine, 1983, 496 S., mit vielen Abb. im Text und 6 Karten in Falttasche, DM 26,80.

Heft 29, Das Drechslerhandwerk in Ostwestfalen, von Volker Rodekamp. Ein traditionelles Handwerk im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts, 1981, 393 S., 14 S. Abb., DM 19,80.

Heft 30, Koreanerinnen in Deutschland, von Tai-Soon Yoo. Eine Analyse zum Akkulturationsverhalten am Beispiel der Kleidung, 1981, 225 S., DM 14,80.

Heft 31, Realität und Abbild in Stadtdarstellungen des 16. bis 19. Jahrhunderts, von Michael Schmitt und Joachim Luckhardt. Untersuchungen am Beispiel Lippstadt, 1982, X, 172 S. m. 47 Abb. i. Text, 1 Faltkarte, DM 16,80.

Heft 32, Sterbefallinventare des Stiftes Quernheim (1525 bis 1808), von Christiane Homoet, Dietmar Saueremann, Jochen Schepers. Eine quellenkritische Sauerung zur Diffusionsforschung. 1982, 204 S., DM 19,80.

Heft 33, Alte Tagebücher und Abschreibebücher. Herausgegeben von Helmut Ottenjann und Günter Wiegelmann. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa, 1982, DM 19,80.

Heft 34, West-östliche Kulturverflechtungen in Mitteleuropa. Festgruß zum 80. Geburtstag von Bruno Schier. 1982, 50 S., DM 6,80.

Heft 35, Neue Heiligenkulte in Westfalen, von Gerhard Best. 1983, 288 S. m. 96 Abb. im Text. DM 19,80.

Heft 36, Erinnerungen aus einer Bergarbeiterkolonie im Ruhrgebiet, von Moritz Grän, 1983, 89 S., DM 12,80.

Heft 37, Friedenszeiten und Kriegsjahre im Spiegel zweier Lebenserinnerungen, Sophie und Fritz Wiechering berichten, herausgegeben von Kai Detlef Sievers. 1984, 408 S. m. 24 Abb. im Text, DM 24,80.

Heft 38, Bäuerliche und bürgerliche Möbel aus dem Westmünsterland, von Dörte Becker. 1984, 292 S. m. 21 Abb., 10 Karten und 54 Fotos, DM 24,80.

Heft 39, Nachlaßverzeichnisse - Probate Inventories, Internationale Biographie - International Bibliography, von Hildegard Mannheims u. Klaus Roth. 1984, 160 S., DM 14,80.

Heft 41, Heimat und Fremde, Wanderhändler des oberen Sauerlandes, von Peter Höher, 1985, 224 S. m. 13 Abb., DM 26,80.

Heft 42, Volkskundliche Kulturraumforschung heute, herausgegeben von H. L. Cox u. Günter Wiegelmann, Beiträge eines internationalen Symposiums in Bonn, v. 21.-24. 4. 1982, 1984, 180 S. Text mit zahlreichen Karten u. Abb., DM 16,80.

Heft 43, Eine ländliche Arbeiterfamilie der vorindustriellen Zeit, von Maria Rörig. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des kurkölnischen Sauerlandes. 1985, 104 S. m. 31 Abb., DM 14,80.

Heft 44, Studien zur Arbeiterkultur, herausgegeben von Albrecht Lehmann. Beiträge der 2. Arbeitstagung der Kommission „Arbeiterkultur“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Hamburg v. 8.-12. 5. 83. 1984, 542 S. Text u. 16 S. Abb., DM 26,80.

Studien zur Geschichte des Alltags

Herausgegeben von Hans J. Teuteberg und Peter Borscheid

Band 1, Ehe, Liebe, Tod von P. Borscheid und H. J. Teuteberg, 1984, 330 S., DM 24,80.

Band 2, Wohnen in Hamburg vor dem Ersten Weltkrieg, von Clemens Wischermann, 1983, 488 S., mit 54 Schaubildern, 57 Karten und 56 Fotos im Text. DM 26,80.

Band 3, Wohnalltag in Deutschland 1850-1914, Bilder, Daten, Dokumente, von Hans J. Teuteberg und Clemens Wischermann, Frühjahr 1985, ca. 400 S., 300 Fotos, 70 Tab. u. Abb., Format 24 x 27 cm, ca. DM 29,80.

Band 4, Homo habitans. Zur Sozialgeschichte des ländlichen und städtischen Wohnens in Europa in der Neuzeit, von Hans J. Teuteberg, Frühjahr 1985, ca. 465 S., 50 Fotos, 80 Tab., 60 Abb., ca. DM 26,80.

